

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der
Universität Paderborn



Titelbild

„Porträt des Kunsthistorikers Teng Ku (1901-1941)“ aus dem Beitrag von W. Haoyu,
Teng Ku's Contribution to Research of Chinese Ancient Cultural Heritage

Impressum

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 34 (PHM), 2021

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn
Dr. Michael Wittig, Prof. Dr. Frank Göttmann,
Prof. Dr. Eva-Maria Seng

Redaktion: Dr. Guido M. Berndt, Ringstraße 97, 12203 Berlin
Dennis Bienkowski, Kleine Penzlinger Straße 2, 33102 Paderborn
Doris Hartmann M.A., Florianstraße 5, 33102 Paderborn
Dr. Sabrina Lausen, Ledeburstraße 19, 33102 Paderborn
Michaela Anna Mehlich, Kamp 37, 33098 Paderborn
PD Dr. Mareike Menne, Müllmersberg 2, 33154 Salzkotten
Dr. Joachim Ruffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest
Prof. Dr. Michael Ströhmer, Eichendorffstraße 3d, 33014 Bad Driburg
Paul Duschner M. A., Dahler Heide 68, 33100 Paderborn
Dr. Tilman Moritz, Warburger Straße 100, 33098 Paderborn

E-Mail-Adresse: Michael.Stroehmer@upb.de

ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die
Autoren verantwortlich.

Inhalt

AUFSÄTZE

- FRED KASPAR, Der Abdinghof bei Peckelsheim – Getreidelager, Amtshof und Altersresidenz vom Kloster Abdinghof in Paderborn, preußische Domänenrezeptur, Kreiskrankenhaus und Rathaus 4
- WEI HAOYU, Teng Ku's Contributions to Research of Chinese Ancient Cultural Heritage 24
- JAN CHRISTIAN PINSCH, Viel Lärm um die Stille – Die Geschichte des Raums der Stille an der Universität Paderborn im Spannungsfeld zwischen Religionsfreiheit und weltanschaulicher Neutralität 38

MISZELLEN

- MARIA HARNACK, Zunftbankett und Göttermahl – Mahlzeiten im Leben und Werk niederländischer Maler im 16. Jahrhundert 54
- RICHARD ERB, Eine Suche nach Shangri-La: die Spur ins Tal von Guge 70

REZENSIONEN. 77

DETLEF GROTHMANN/ EVELYN RICHTER (Hgg.): Geseke. Geschichte einer westfälischen Stadt (*Michael Wittig*) – ROLF TOMANN (Hg.): Burgen und Schlösser. Reisen zu den schönsten Meisterwerken der Baukunst in Deutschland und Österreich (*Michael Wittig*) – TELOMO PIEVANI/ VALÉRY ZEITOUN: Homo sapiens. Der große Atlas der Menschheit (*Michael Wittig*) – RITA MIELKE, Atlas der verlorenen Sprachen (*Michael Wittig*) – MARTIN KROKER/ SVEN SPIONG (Hg.): Klöster, Kurien und Kaufmannshäuser (*Michael Wittig*) – OLIVER ARNHOLD (Hg.): „Entjudung“ von Theologie und Kirche (*Stephanie Lerke, Jan Christian Pinsch*) – NORBERT REIMANN: Die Freiherren von und zu Brenken/ AXEL CHRISTOPH KRONENBERG: Die Ritter von Steinberg zwischen Bischof und Herzog (*Joachim Rüffer*) – CHRISTIAN GRATALOUP: Die Erfindung der Kontinente (*Michael Wittig*)

AUTORENVERZEICHNIS 130

VERÖFFENTLICHUNGEN 133

Der Abdinghof bei Peckelsheim

Getreidelager, Amtshof und Altersresidenz vom Kloster Abdinghof in Paderborn, preußische Domänenrezeptur, Kreiskrankenhaus und Rathaus¹

von Fred Kaspar

Das Benediktiner-Kloster Abdinghof in Paderborn wurde um 1017 durch den Paderborner Bischof Meinwerk gegründet und von ihm mit umfangreichen Grundbesitz ausgestattet, der zum Teil aus seinem persönlichen, zum Teil aus kaiserlichem Besitz stammte. Im Zuge der Aufteilung der Besitzungen in Vermögenskomplexe, die den einzelnen Klosterämtern dienen sollten, entstand um 1350 ein erhaltenes, als „*Transsumtenbuch*“ bezeichnetes Güterverzeichnis. Auch weitere Quellen zum Grundbesitz und den daraus für das Kloster erwirtschafteten Einnahmen sind erhalten. Um 1800 war der Wert der insgesamt aus diesem Besitz jährlich erhaltenen Einnahmen mit etwa 13.000 Reichstaler ebenso hoch wie bei Hardehausen, das im Bistum Paderborn als das Kloster mit dem reichsten Landbesitz galt.² Dennoch ist die wirtschaftliche Basis des Klosters Abdinghof bislang kaum erhellt und immer wieder auf den Schwerpunkt seiner Besitzungen im Raum Borchen (südlich von Paderborn) und in den Niederlanden (Domäne Pütten) hingewiesen worden,³ nicht aber auf die Besitzungen im Raum der Warburger Börde.⁴ Im Widerspruch dazu steht allerdings, dass das Kloster bei der Auflösung 1803 nur drei „inländische“ Rezepturen in Paderborn, Geseke⁵ und eben in Peckelsheim unterhielt, für die weiter entfernt liegenden „ausländischen“ Besitzungen ergänzt durch zwei weitere Haupthöfe in Großenwieden bei Hessisch-Oldendorf an der Weser (Niedersachsen) und die Kellnerei in Pütten (Geldern).

Zu dem Besitz, den das Kloster bei der Gründung durch Schenkungen 1017 und 1020 erhalten hatte, gehörte auch ein Hof in *Nedere*, gelegen inmitten der schon zu dieser Zeit

1 Der Beitrag entstand im Rahmen eines laufenden Forschungsvorhabens über Gutswirtschaften und landwirtschaftliche Großbetriebe und ihre baulichen Strukturen in Westfalen, die der Autor im Auftrag der LWL-Denkmalpflege durchführt. Hierzu wurden insbesondere die reichen bislang nicht genutzten Quellenbestände zum Thema erschlossen, die sich in den Landesarchiven Münster und Detmold befinden.

Die zahlreichen Hinweise im folgenden Text auf in Scheffel gemessene Getreidemengen können hier nur der groben Orientierung, nicht aber der Ermittlung genauer Gewichte dienen. Die hierzu notwendigen Umrechnungen wären komplex und wegen örtlich, zeitlich und je Getreide wechselnder Maße und Gewichte kaum verlässlich durchzuführen.

2 HEGGEN, Alfred: Die Säkularisation des Hochstifts Paderborn 1802/03, Paderborn 1979, S. 23.

3 Z. B. HONSELMANN, Klemens/ SAGEBIEL, Martin: Paderborn – Benediktiner, gnt. Abdinghofkloster, in: Westfälisches Klosterbuch, Bd. II, Münster 1994, S. 205–215.

4 Bei Richter 1905, S. 94–103 hierzu kein Hinweis (RICHTER, Wilhelm: Der Übergang des Fürstbistums Paderborn an Preußen, in: Westfälische Zeitschrift 62/II (1904), S. 220–235 und 63/II (1905), S. 1–61). Wahrscheinlich verbirgt sich dieser Besitz hinter der 1803 vorgelegten Erfassung des Klosterbesitzes in der Rubrik „Naturalabgaben von meierstädtischen Grundstücken aus 32 Ortschaften“, die etwa 4500 Scheffel Getreide umfassten (S. 96).

5 WAHLE, Walter: Der „Abdinghof“ zu Geseke, in: Geseker Heimatblätter Nr. 121, 23. Jahrgang vom 25. März 1965.

auf den Getreideanbau spezialisierten Warburger Börde.⁶ Dieser Besitz im heutigen Großeneder bildete fortan ein wichtiges Element in der Wirtschaftsverwaltung des Klosters, denn er trug zur Versorgung mit dem für den Konvent lebensnotwendigen Brot- und Brau-Getreide bei. Gerade dieser Gesichtspunkt dürfte für die Schenkung des etwa 39 km vom Kloster entfernten Gutes entscheidend gewesen sein und war es wohl ebenso für die Schenkung weiterer Höfe in Großeneder an das Kloster Busdorf in Paderborn und an das Damenstift Neuenheerse. Wohl aus gleichem Grund erwarb nicht nur das Kloster Corvey umfangreichen Landbesitz in dieser fruchtbaren Landschaft, sondern auch der Bischof von Paderborn, ferner die in seiner Diözese liegenden Klöster Hardehausen und Gehrden.

Der zunächst als *Nadri* erwähnte Hof bildete den Kern des wenig später genannten Westneder, das seit dem späteren 13. Jahrhundert dann als Großeneder bezeichnete Kirchdorf,⁷ vom dem man Ostneder (heute Lütgeneder) unterschied.⁸ Dieser Hof stand unter Leitung der Ministerialen von Nedere und verwaltete 16 Hufen. Sie teilten 1353 den Buwere genannten Hof, wobei Kloster Abdinghof 1363 die Hälfte und wenig später auch die andere Hälfte zurückerwerben konnte. Als örtlichem Vertreter des Klosters blieb dem Pächter des einen, fortan als Amtshof bezeichneten Hofes eine besondere Stellung. Während sich dieser Rose nannte, wurde der andere Hof – wohl als Hinweis auf den Grundherren – als Mönkhof oder Klosters bezeichnet. Die jeweils nach Meierrecht vergebenen Bauerngüter des Dorfes mussten in Form verschiedener Abgaben Pacht für das von ihnen bewirtschaftete Land und ihre Hofstellen zahlen. Zu nicht bekannter Zeit erwarb das Kloster Abdinghof auch weitere, zunächst den Herren von Grevenstein hörige Güter in Großeneder. Seitdem leisteten auch diese acht Bauern dem Kloster Zahlungen, die wohl der Amtshof verwaltete: Dies waren jährlich insgesamt 154 Scheffel Getreide, sowie alle 12 Jahre 43 Rthl Weinkauf für die Erneuerung der Verträge.

Kloster Abdinghof erhielt also aus Großeneder erhebliche Mengen von Getreide: Allein für die beiden Hälften seines alten Amtshofes von jeweils 4 Hufen fielen je 30 Malter Weizen und Hafer an. Von insgesamt 21 Hufen (je Hufe 30 Morgen, also insgesamt etwa 630 Morgen) waren jeweils 5 bis 6 Malter (d.h. 40 bis 48 Scheffel) zu liefern, also insgesamt etwa 950 Scheffel. Später sind die Hufen in Großeneder in kleineren Teilen verpachtet worden: Bis 1705 waren daher aus den 21 Hufen 40 Teile geworden.⁹ Ursprünglich waren von den Meiern darüber hinaus auch Dienste auf dem Haupthof zu leisten gewesen. Da das Kloster wegen seiner entfernten Lage diese allerdings nicht selber nutzen konnte und die Haupthöfe in Großeneder nicht selber bewirtschaftete, sondern ebenfalls an Bauern verpachtet hatte, hatte man diese Dienste schon früh in die Zahlung sog. „Pfluggelder“ umgewandelt.¹⁰ Für die Hofstellen selber fielen Abgaben in Form von Geld, Rauchhühnern und Eiern an.

6 LINDE, Roland: Grundherrschaft und Güterverwaltung des Klosters Abdinghof, in: KROKER, Martin/ LINDE, Roland/ NEUWÖHNER, Andreas (Hg.): 1000 Jahre Abdinghof. Von der Benediktinerabtei zur evangelischen Kirche Paderborns, Paderborn 2016, S. 89–112, hier S. 94.

7 Zur Geschichte siehe KLEINERT, Adalbert: 1100 Jahre Großeneder, Borgentreich 1987.

8 ALEWELD, Norbert: Pfarrei und Kirche St. Michael zu Lütgeneder, Lütgeneder 2002.

9 KLEINERT, Großeneder, S. 30.

10 Zahlreiche Aktenbände zur Ablösung dieser später als „Domänengefälle“ bezeichneten Abgaben sind ab 1853 überliefert in: LA NW, OWL, Reg. Minden, M 1 III C, ab Akte Nr. 3435.

Neben der Landpacht erhob das Kloster auch den Zehnt von der Dorfflur (außer für das zehntfreie Land des Haupthofes). Dieser wurde mit 1 ½ Maltern Korn je Hufe (oder 35 Pfund je Morgen) berechnet und betrug weitere 252 Scheffel. Da die Meier im Rahmen der Dreifelderwirtschaft arbeiteten, blieb der Boden allerdings in jedem dritten Jahr brach, brachte also keinen Ertrag und damit auch kein Zehntgetreide. Geht man von einem realen Ertrag von 450 Pfund Getreide je Morgen aus, musste der Bauer davon insgesamt 170 Pfund (d.h. etwa 1/3) abliefern.

Zählt man diese aus den überlieferten Quellen nur grob zu bestimmenden Abgaben zusammen, dürfte das Kloster in der Neuzeit allein aus Großeneder jährlich etwa 1350 Scheffel Getreide erhalten haben.¹¹ Es scheint die jährlich anfallenden Abgaben über Jahrhunderte direkt im Dorf gesammelt zu haben. Wohl zu Erweiterung bestehender Lagerflächen (möglicherweise auf dem Haupthof oder auf dem Boden der Pfarrkirche?) erwarb man zwischen 1584 und 1594 zwei größere der alten, auf dem Kirchhof stehenden bäuerlichen Speicher, um sie als Getreidelager zu nutzen.¹² Da das Kloster bis 1585 eine als „Steinhof“ bezeichnete Niederlassung in der Stadt Warburg besessen hatte,¹³ diesen dann aber aus nicht bekannten Gründen verkaufte, könnten die Erwerbungen in Großeneder mit einer Verlagerung der Sammelstelle für Einkünfte in das Dorf zusammenhängen. Ob Großeneder erst zu dieser Zeit die zentrale Sammelstelle für den gesamten klösterlichen Besitz in der Warburger Börde wurde oder schon zuvor gewesen war, ist nicht bekannt.

Zwar befand sich in dem Dorf die Hälfte des vom Kloster in der Region vermieerten Landes, doch verfügte es auch in benachbarten Orten (Deppenhöfen, Dössel, Eissen, Menne, Nörde, Ossendorf und Peckelsheim) über einzelne weitere Höfe im Gesamtumfang von 21 Hufen. Der gesamte Klosterbesitz in der Region umfasste also 42 Hufen oder 1260 Morgen (315 ha).¹⁴ Dazu kamen Zehntrechte, die man aber wohl schon früh weitgehend verpachtet hatte, so dass die Ernte nicht selber erhoben werden musste, sondern ebenfalls in feste Getreidelieferungen gewandelt war. So hatte das Kloster z.B. im frühen 15. Jahrhundert den Zehnt im wüsten Dorf Liesmar südlich von Peckelsheim erworben und ihn spätestens 1474 für mehrere Jahrhunderte den Herren von Spiegel zu Peckelsheim verpachtet.¹⁵ Als Pacht dafür wurden jährlich 10 Malter (80 Scheffel) Korn wechselnd von verschiedenen Zweigen des Familienverbandes geliefert.¹⁶ Auch bei der Stadt Brakel besaß das Kloster im 18. Jahrhundert ein umfangreiches Zehntrecht, dessen Pachtkorn von jährlich 126 Schef-

11 Dennoch war das Kloster nur für gut die Hälfte der etwa 100 Höfe in Großeneder Grundherr. Das Kloster Busdorf verfügte seit 1036 in Westnedere (Großeneder) über 15 Hufen (also 460 Morgen) und das Damenstift Neuenheerse über 10 Hufen. Auch der Bischof blieb Grundherr von 33 Höfen (mit 435 Morgen Land) und die Herren Spiegel zum Desenberg über zwei Hufen und Zehntrechte.

12 VÖLKER, Christoph: Befestigte Kirchhöfe im mittelalterlichen Bistum Paderborn, in: Westfälische Zeitschrift 93/ II (1937), S. 1–41, hier S. 19; KLEINERT, Großeneder, S. 62.

13 Es verkaufte das Anwesen für 5 000 Rthl dem Bürgermeister Hermann von Hiddesen.

14 KLEINERT 1987 (wie Anm. 7), S. 21.

15 Für die Curia Wiegelmisser Feld; bis 1570 in Zeitpacht, seitdem als Lehen (LA NW, MS, Erbfürstentum Paderborn Nr. 11).

16 Die Einsammlung des Zehnten erfolgte also nicht durch das Kloster, sondern von den Spiegelschen Gutshöfen in Schweckhausen, Helmern oder Peckelsheim aus. (hierzu: LA NW, MS, Kloster Abdinghof, Urkunden 1348–1350 sowie Akten 373 und 506).

feln nach Peckelsheim zu liefern war.¹⁷

Nach den schweren Verwüstungen, die die Agrarlandschaft während des 30jährigen Krieges erlitt, dauerte es Jahrzehnte, bis alle Höfe wieder besiedelt und die Landwirtschaft wieder aufgebaut war. Damit zusammenhängend musste auch die Verwaltung der klösterlichen Einnahmen neu organisiert werden. 1684 verkaufte der Peckelsheimer Bürger Raban Dietrich Koppenrath dem Abt und Konvent von Abdinghof seine Hausstätte, zwei anschließende Stätten und eine weitere Stätte.¹⁸ Die auf diesen Stätten stehenden Häuser waren vermutlich wenig zuvor bei dem Stadtbrand 1681 vernichtet worden und seitdem unbebaut. Dieser Grundstückserwerb könnte mit dem geplanten Neubau einer Rezeptur in der Stadt zusammengehangen haben. Sollte dieser danach erfolgt sein, dürfte der Bau aber schon bei einem der beiden nächsten großen Peckelsheimer Stadtbrände 1688 und 1697 wieder zerstört worden sein. Danach hat man sich offensichtlich mit einem Neubauprojekt an anderer Stelle befasst, die mehr Brandsicherheit bieten konnte.

Bis 1710 schuf man einen völlig neuen zentralen Klosterhof außerhalb der Stadt Peckelsheim (Abb. 1). Diese Einrichtung muss eine oder mehrere zuvor bestehende Sammelstellen an anderer Stelle ersetzt haben. Ob es sich dabei um einen Hof innerhalb der Stadtbefestigung von Peckelsheim gehandelt oder dieser sich bislang noch in Großeneder befunden hatte, ist nicht überliefert. Die neue Rezeptur löste aber offensichtlich die Aufgaben des alten Amtshofes Rose in Großeneder ab.¹⁹



Abb. 1: Der Abdinghof in Peckelsheim, Vordergiebel (2020) (Foto: Fred Kaspar)

- 17 Den Holthauer Zehnt hatte das Kloster wohl 1699 erworben. Die andere Hälfte dieses Zehnten besaßen die Herren von Haxthausen zu Dedinghausen bei Lippspringe (LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn, Nr. 39).
- 18 Die erste Hausstätte grenzte an den Schildern und die Neustätterstraße und an die Häuser von Jost Berholtz, Simon Abrahams, Jost Bode und Adam Lagge; die weiteren Stätten gehörten Temme und Günters, sowie ein von Henrich Kock herrührendes und vorher von Kokes bewohntes Haus auf der Langen Strasse (LA NW, MS, Kloster Abdinghof, Urkunde 1079 a). Nach den Ortsangaben handelt es sich um Flächen, die nördlich vom Marktplatz und westlich der Lützer Straße zu suchen sind.
- 19 So wurde festgestellt, dass der Hof seine herausragende Stellung in Großeneder um 1720 verloren hat. Vgl. KLEINERT, Großeneder, S. 23.

Da mit dem neu angelegten Hof außerhalb der Stadt auch in die bestehenden Gerichtsrechte eingegriffen worden ist, benötigte das Kloster zunächst eine Genehmigung des Fürstbischofs. Am 20. Februar 1710 vermerkte man im Oberamt Dringenberg: „*Kloster Abdinghoff hat suppliciert wegen gnädigsten Consensus über Erbauung eines Korn-Hauses am Großenederschen Wege vor der Stadt Peckelsheim, weswegen ein Augenschein eingenommen worden [ist].*“²⁰ Nur wenige Tage später erteilte der Fürstbischof dem Kloster Abdinghof am 25. Februar 1710 eine „*concession [...] wegen Erbauung eines Kornhauses außer der Stadt Peckelsheim*“, behielt sich aber vor, dass *die Jurisdiktion daselbst und die Bestrafung der darin vorfallenden Exzesse dem Fürsten privative verbleiben solt*.²¹

Fortan bildete dieser Wirtschaftshof den zentralen Verwaltungsmittelpunkt für Pachten und Einnahmen aus grundherrlichen Rechten und Zehntrechten, über die das Kloster Abdinghof im sog. Oberwaldischen Kreis verfügte, in den Klosterakten des 17./18. Jahrhunderts als *Transylvanum* bezeichnet. In seiner Lage südlich von Peckelsheim an der Straße nach Großeneder lag der neue Rezepturhof offensichtlich bewusst gewählt an einer zentralen Stelle im Bereich der Klosterländereien.

Diese neue Kloster-Rezeptur ist bemerkenswert: Sie ist zum einen ein Beispiel für das Ausbilden strafferer Organisation im Zuge der den Verwüstungen des 30jährigen Krieges folgenden Agrarkonjunktur. Zum anderen ist sie ein sehr frühes Beispiel für das Aussiedeln einer solchen Einrichtung aus dem Sicherheit garantierenden Mauerring einer Stadt.

Durch Aufstellungen für die Jahre nach 1802 kennen wir genauere Zahlen zu den über den Hof laufenden Getreidemengen:²² Pflichtig waren insgesamt 92 Höfe, von denen sich 45 *Pflichtige* in der *Parochie Großeneder (sive Amtshof)* befanden, ergänzt um weitere 22 dortige Höfe, die man aber als *Grevensteinische Meyer, Schlütersche Meyer* und *Borgentreicher Meyer* getrennt verzeichnete. Sie lieferten zusammen etwa $\frac{3}{4}$ aller Einnahmen. Der Rest stammte von 23 weiteren Höfen, davon 3 in Peckelsheim, 3 in Eissen, 6 in Dössel, 5 in Menne, 3 in Ossendorf und 3 in Dettmarsen (heute Deppenhöfen). Allein aus der Grundpacht nahm man in Peckelsheim jährlich insgesamt 963 Scheffel Roggen und 952 Scheffel Hafer ein. Zusammen mit den genannten verschiedenen weiteren Rechten des Klosters auf Getreidelieferungen ergibt sich ein zu vermutender jährlicher Gesamtertrag aus der Warburger Börde von sicherlich mehr als 2700 Scheffeln Getreide. Das entspricht nach heutigem Maß grob etwa 2700 Zentnern oder 135 Tonnen.²³

Als das Kloster Abdinghof 1802 säkularisiert werden sollte, erstellten die staatlichen Kommissare zunächst ein Verzeichnis sämtlicher Einnahmen.²⁴ Das Kloster erhielt insge-

20 LA NW, MS, Fürstbistum Paderborn, Oberamt Dringenberg, Akte 156.

21 LA NW, MS, Fürstbistum Paderborn, Oberamt Dringenberg, Akte 112.

22 Nach LA NW, MS, Erbfürstentum Paderborn Nr. 11 (für 1802) und Nr. 12 (für 1804/05), jeweils mit genauer Verzeichnung aller Pflichtigen. Weitere Listen in LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn Nr. 39.

23 Im 18. Jahrhundert wurde der Dringenberger Scheffel, der auch in Willebadessen und Peckelsheim galt, mit 45,80 Litern berechnet. Der ab 1817 allgemein geltende preußische Scheffel war mit 54,960 Liter Inhalt etwas größer. Er entsprach 43 kg Weizen, 40 kg Roggen, 35 kg Gerste oder 25 kg Hafer. Als Faustregel kann für das 19. Jahrhundert gelten: 1 Scheffel = 50 Liter = 1 Zentner (nach HENNING, Friedrich-Wilhelm: Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen im Fürstbistum Paderborn im 18. Jahrhundert, Berlin 1970, S. 233).

24 LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn Nr. 35.

samt jährlich an Kornpachten 4548 Scheffel,²⁵ aus Zehnten (in Brakel, Geseke, Upspringe und Peckelsheim) insgesamt 5129 Scheffel,²⁶ also zusammen fast 10.000 Scheffel. Die Lieferungen erfolgten aus 32 Orten im Fürstbistum Paderborn, wobei mit großem Abstand allerdings das meiste aus Großeneder kam. Allein in der Rezeptur Peckelsheim wurden also mit den genannten etwa 2700 Scheffeln mehr als 25 % der gesamten Einkünfte des Klosters verwaltet, gefolgt von der Rezeptur Geseke mit 2096 Scheffeln.²⁷ Die „ausländische“ Rezeptur in Großenwieden verkaufte alles und rechnete daher die dortigen Erträge mit 625 Rthl ab.

In Peckelsheim befand sich ab 1710 also eines der zentralen Verwaltungszentren des Klosters, das man neben den beiden älteren zentralen Rezepturen im Kloster selber und in Geseke aufgebaut hatte. Das Getreide, das man von den dem Kloster gehörenden Höfen erhielt, wurde bis zur Säkularisation in der Mehrheit von Geseke und Peckelsheim nach Paderborn transportiert und vom Konvent verbraucht (als Brot- und Biergetreide sowie als Tierfutter). Nur Überschüsse wurden verkauft. Letzteres dürfte insbesondere für das weiter von Paderborn entfernte Peckelsheim gegolten haben.²⁸ Dieser Standort bot sich hierzu auch im besonderen Maße an, möglicherweise ein weiterer Gesichtspunkt, warum man die Rezeptur auf Peckelsheim konzentriert hatte. Die Stadt hatte sich seit dem Spätmittelalter zu einem Zentrum des Korn- und Viehhandels der Warburger Börde entwickelt: Schon 1408 hatte das Kloster Hardehausen daher einen Klosterhof auf der Burgfreiheit von Peckelsheim geschaffen, offenbar, um für sich das Einsammeln von Grundpachten und Zehnten aus der Region zu verbessern. 1577 privilegierte der Bischof einen freien Viehmarkt auf der Stadtweide vor dem westlichen Tor.²⁹ Bis 1704 konnte die Rolle als regionaler Handelsplatz landwirtschaftlicher Produkte mit bislang fünf, seitdem sogar insgesamt sieben allgemeinen Markttagen ausgebaut werden.³⁰ Zum Kornhandel dürfte auch der nach 1471 begonnene Bau einer Mühle an der Taufnethe gehören.³¹ Als der Paderborner Bischof um 1770 an verschiedenen Stellen seines Landes Kornmagazine zur Kontrolle des Getreidehandels einrichten ließ, befanden sich neben Paderborn und Lügde die drei übrigen Magazine im Bereich der Warburger Börde. Neben Warburg handelte es sich um die Getreidemärkte in Peckelsheim und Beverungen.³²

Als die Behörden 1811 eine Erhebung zum Stand des Gewerbes im Königreich Westfalen durchführten, wurde aus Peckelsheim berichtet, dass von hier aus jährlich 8 bis 10.000 Scheffel Getreide ins Ausland verkauft würden. Es würde nach Beverungen gebracht und von dort mit Schiffen nach Bremen transportiert.³³ 1801 sind in Beverungen weit über

25 39 Scheffel Weizen, 1559 Scheffel Roggen, 635 Scheffel Gerste und 2315 Scheffel Hafer.

26 39 Scheffel Weizen, 1731 Scheffel Roggen, 734 Scheffel Gerste und 2625 Scheffel Hafer.

27 959 Scheffel Roggen, 894 Scheffel Gerste und 243 Scheffel Hafer.

28 LINDE, Grundherrschaft, S. 101.

29 HEINSCHOPPEMEYER, Heinrich: Peckelsheim, in: Westfälischer Städteatlas, Lieferung II, Nr. 12, Dortmund 1981.

30 REINTHAL, Paul Leopold: Geschichte der Landschaft, Burg und Stadt Peckelsheim, Paderborn 1973, S. 48.

31 SCHOPPEMEYER, Peckelsheim.

32 Wo sich dieses Lager in Peckelsheim befand, ist nicht bekannt (HEGGEN, Alfred: Staat und Wirtschaft im Fürstentum Paderborn im 18. Jahrhundert, Paderborn 1978, S. 136).

33 HStA Marburg, Bestand 76 a Nr. 716, S. 222f. u. S. 234ff.; SCHOPPEMEYER, Peckelsheim.

1.000 Tonnen (775 Last) Getreide in Schiffe verladen worden.³⁴ Der in Minden wirkende preußische Kriegs- und Domänenrat Philipp von Pestel erkannte die Bedeutung dieser Warenströme und setzte sich daher nach 1803 dafür ein, Beverungen durch Bau einer Kaimauer bzw. möglichst sogar durch Anlage eines Hafenbeckens zum zentralen Platz des Warenumschlages im Erbfürstentum Paderborn auszubauen. Schon bislang sei die Stadt für die Ausführung von Getreide, Branntwein und Holz zentral für das Land gewesen. Er konnte den Plan allerdings bis zur französischen Besetzung 1807 nicht durchsetzen.³⁵

Der Rezepturhof Peckelsheim wurde seit seiner Errichtung im Jahr 1710 an einem Meier verpachtet. Er wurde als „Administrator“ bezeichnet und hatte insbesondere das eingelagerte Getreide zu pflegen. Zentral war es, das in ein bis zwei Fuß Höhe auf den Lagerböden aufgeschüttete Korn regelmäßig umzuschaukeln, damit es trocken blieb und nicht schimmelte. Detaillierte Nachrichten zu seinem Amt konnten allerdings bislang im Archiv des Klosters nicht ermittelt werden. Der Administrator wohnte im Rezepturgebäude und betrieb auch eine eigene Landwirtschaft auf angepachtetem Land, wozu ihm die Stallungen auf der Diele des Hauses zur Verfügung standen.³⁶ Die zum Hof gehörenden und dem Meier überlassenen Grundstücke wurden 1805 vermessen. Sie bestanden neben dem weitläufigen Hofgelände selber mit Gartenflächen nur aus einer großen, als *Bruchwiese* bezeichneten Wiese südlich von Peckelsheim bei dem Dorf Engar sowie einigen weit verstreut liegenden kleinen Landstücken.³⁷

Letzter Administrator der Rezeptur war Anton Stolte, der die Pacht von 1794 übernommen und von 1802 bis 1808 verlängert hatte. Er wohnte mit seiner Frau Friederike (geb. Micus) und vier Kindern in der Wohnung des Rezepturhauses. Weiter wohnte ständig auch ein „Probst“ des Klosters in dem Hof, der als Rezeptor wirkte; ein Amt, das man wohl als Altersruhesitz von Priestern ansah. Er führte die Register, kontrollierte und registrierte also den Eingang der vielfältigen Abgaben. Letzter Rezeptor war seit 1794 der Ordensbruder Franz Maaß.³⁸ Er nutzte einen Anbau von Fachwerk auf der Westseite des Hauses, in dem sich neben Büro und Wohnung auch eine Kapelle befand. Wie seine Vorgänger wurde er mit Essen und Wäsche durch den Haushalt des Administrators versorgt, der ihm auch als Küster bei den täglichen Andachten half. Diese gegenseitigen Dienstleistungen fanden in den Akten keinen Niederschlag, da man das Kostgeld immer mit der Pacht des Gutes verrechnet hatte.³⁹ Der Administrator zahlte jährlich 20 Rthl für die Ländereien. Die Hälfte des gebrauchten Brennholzes erhielt er frei, ferner 1 Rthl für seinen Küsterdienst und für die Pflege der Kornböden 12 Rthl.⁴⁰ Wenn Mitglieder des

34 GÜNTHER, Ralf: Geschichte der Stadt Beverungen, Paderborn 1993, S. 78 und 83ff.

35 KRAAYVANGER, Theodor: Die Organisation der preußischen Justiz und Verwaltung im Fürstentum Paderborn (1802–1806), Paderborn 1905, S. 67f.

36 1805 wurde der zur Rezeptur gehörende Besitz inventarisiert. Vorhanden waren lediglich zwei Öfen, zwei Scheffelmaße und eine Kornmühle (LA NW, MS, Erbfürstentum Paderborn, Klosteramt Abdinghof Nr. 1).

37 LA NW, MS, Karte A 19639.

38 Möglicherweise handelt es sich um Franz Josef Maaß, 1790 Pastor in Eslohe-Cobbenrode.

39 Am 22. August 1802 berichtete Anton Stolte: Das Kloster „[...] hat bei Peckelsheim ein Rezepturhaus gleichen Namens, welches immer von einem klösterlichen Probst als Rezeptor bewohnt wurde. Dieser führte niemals seine eigene Haushaltung, sondern nahm einen Hauswirth zu sich“. Dieser erhalte für Wäsche, Küsterdienst und Aufwartung wöchentlich ein Kostgeld von 1 Rthl (nach LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn Nr. 38).

40 LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn, Nr. 38.

Ordens oder andere Gäste im Rezepturhof einkehrten, wurden diese vom Administrator versorgt und bewirtet. Er konnte dies getrennt abrechnen.⁴¹

Der also vielen Zwecken dienende Rezepturhof war allerdings nicht so konzipiert, dass man den Transport des Getreides zum Kloster in Paderborn mit eigenen Wagen und Pferden durchführen konnte. Hierbei scheint man sich in traditioneller Weise auf die dem Kloster zustehenden Dienstplichten der Meierhöfe verlassen zu haben. Da allerdings im Bereich der Rezeptur Peckelsheim diese Spanndienste schon lange in Geldleistungen gewandelt waren (ein eher ungewöhnlicher Vorgang), müssen diese Bauern ausgeführt haben, die der Rezeptur im Paderborner Kloster unterstanden. Offenbar haben den Transport daher Bauern aus Kirch- und Nordborchen bei Paderborn durchgeführt. Jeder ihrer Spanndiensttage wurde mit einem Wert von 1 ½ Rthl berechnet.⁴² Das Getreide wurde hierbei in Säcken transportiert, die jeweils drei Scheffel fassten.⁴³

Mit der Auflösung des Klosters Abdinghof fielen alle Besitzungen und Rechte und damit am 28. März 1803 auch der Rezepturhof Peckelsheim an den preußischen Staat.⁴⁴ Bis 1806 blieb es allerdings bei den bestehenden Verwaltungsstrukturen als „Domänenamt Abdinghof“. Es gab aber keinen Rezeptor mehr auf dem Hof und die im Haus vorhandene Ausstattung wurde schon am 19. September 1803 versteigert.⁴⁵ Damit das Haus mit dem dort lagernden wertvollen Einkünften nicht unbewacht stand, sollte nach Auszug vom Rezeptor im Herbst 1803 seine Wohnung anderweitig vermietet werden. Eine Stube und zwei Kammern blieben als Unterkunft für den gelegentlich aus Paderborn anreisenden Administrator frei. Mieter der anderen Wohnung (Stube, drei Kammern, große Küche und Keller) blieb ab Pfingsten 1803 für 10 Rthl auf ein Jahr zunächst der bisherige Rezeptor Maas (er scheint allerdings 1804 verstorben zu sein). Die bisherige Administratorenwohnung im Hauptgebäude bezog ab 1. September der neu durch die preußischen Behörden eingesetzte Kreissekretär Stahlknecht, da er beim Wohnsitz des nunmehrigen Landrates Graf von Bocholtz in dem etwa 3 km weiter nördlich gelegenen Gut Niesen keine Wohnung fand. Stahlknecht übernahm 1804 zudem die neu eingerichtete preußische Salzsellerei Peckelsheim (der neuen Salzfaktorei in Beverungen nachgeordnet), verteilte also im Bezirk die von den Bewohnern zu kaufenden Pflichtmengen von Salz. Das notwendige Salzlager dürfte man daher in dem Klosterhof eingerichtet haben. Stahlknecht wäre auch bereit gewesen, die gesamte Rezeptur mit ihren Einkünften anzupachten. Die „Haupt-

41 Hierzu ist eine abschließende Aufstellung von 1802 überliefert in LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn Nr. 39.

42 Nach einem Verzeichnis von 1802 waren 72 Bauern in Kirchborchen, 5 in Nordborchen und 2 in Elsen dem Kloster jeweils für 1 bis 6 Tage jährlich dienstpflchtig, leisteten also ebenfalls nur noch reduzierte Dienste (diese dürften zu Beginn der Neuzeit mindestens 26, eher 52 Tage betragen haben). Insgesamt verfügte das Kloster nur noch über 72 Spanndienste und 140 Handdienste (nach LA NW, MS, Klosteramt Abdinghof, Nr. 21).

43 Angaben, die im Zusammenhang mit umfangreichen Lieferungen von Hafer und Roggen stehen, die das Domänenamt Abdinghof 1806 aus Paderborn und Geseke zur Festung Lippstadt liefern musste (LA NW, MS, Klosteramt Abdinghof Nr. 20).

44 Schon am 22. August 1802 wurde der Peckelsheimer Besitz erfasst und das Archiv versiegelt. Zur Besitzerfassung bei der Auflösung siehe LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn, Nr. 34, 35 sowie 38 und 39.

45 Es handelte sich nur um zwei Schränke der Registratur, zwei Tische und eine Bettstelle. Die vier in der Kapelle hängenden Gemälde ersteigerte Probst Maaß (LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn Nr. 39).

Organisations-Kommission“ in Berlin war von seinem Vorschlag zunächst angetan und schlug daher vor, dass auch der Landrat sein Büro dort einrichten sollte. Als aber dieser ablehnte, beließ man es zunächst bei der bestehenden Struktur: Peckelsheim wurde daher weiterhin bis 1806 interimshalber von Paderborn aus verwaltet und nur die Wohnung an Stahlknecht vermietet.⁴⁶ Er blieb nur bis 1807 in Peckelsheim und verzog danach nach Brakel.

In den ersten Jahren der preußischen Verwaltung bemühte sich diese zunächst um einen Überblick über die Besitzverhältnisse. Daher wurden ab 1803 auch alle von Peckelsheim aus verwalteten Grundstücke erfasst, erstmals vermessen und kartiert.⁴⁷ Nachdem damit eine Geschäftsgrundlage geschaffen war, befasste man sich 1805 mit einer neuen Verwaltungsstruktur der staatlichen Güter. Im Juni 1806 wurde das Rentei-Amt Abdinghof aufgelöst und dessen Einkünfte anderen Rezepturen zugeordnet. Peckelsheim überwies man dem Klosteramt Hardehausen.⁴⁸ Die Akten seien sofort nach dort zu transportieren, doch sollte Peckelsheim weiterhin als Empfang dienen.⁴⁹ Generalpächter der Rezeptur Hardehausen war zu dieser Zeit Hofkammerrat Friedrich Heinrich Ludwig Wahnschaffe (*1769 +1855). Ihm war schon am 7. Februar 1803 bei der Auflösung des Klosters Hardehausen dessen Verwaltung für zunächst ein Jahr übertragen worden, da er in dem nahegelegenen Peckelsheim ein eigenes Gut besitzen würde und zudem auch Pächter des wegen Schulden gerichtlich beschlagnahmten Gutes des Herren von Spiegel zu Peckelsheim wäre.⁵⁰ 1804 erhielt er einen Vertrag über sechs Jahre als Generalpächter von Hardehausen für jährlich 12.365 Rthl,⁵¹ wobei er das gesamte Klosterarchiv zur Sicherstellung nach Peckelsheim überführen ließ.⁵² Wahnschaffe verlängerte allerdings 1810 seinen Vertrag in Hardehausen nicht, blieb aber während der Zeit des zwischen 1807 und 1813 folgenden französischen Königreiches Westfalen Verwalter der Rezeptur Peckelsheim, wo er auch wohnte. Hier verblieb eine staatliche Rezeptur, wurde allerdings erneut in veränderte Verwaltungsstrukturen eingeordnet und nun der Rezeptur Lichtenau innerhalb der Domänenverwaltung in Kassel unterstellt.

Nach Wiedereinrichtung der Behörden in der preußischen Provinz Westfalen 1815, nun mit der Regierung in Minden, bestimmte diese den *Peckelsheimer Hof* wegen seiner besonderen Größe und seiner guten Lage zur Einrichtung eines neuen zentralen preußischen Domänenamtes. Diesem wurde die Verwaltung aller grundherrlichen Abgaben einer größeren Region übertragen und mit Borgentreich, Corvey, Beverungen, Dringenberg, Hardehausen, Neuenheerse, Warburg und Volkmarsen (bis 1817) weitere Rezepturen in Umkreis nachgeordnet. Neben der Verwaltung der Grundrenten und Pachten aus

46 Er zahlte 12 Rthl und erhielt dafür auch zwei kleine Gärten. Hierbei wurde ihm die dort zur Verfügung gestellte Wohnung repariert und zudem der Kuhstall auf der Diele des Rezepturgebäudes vergrößert (LA NW, MS, Erbfürstentum Münster, KDK Münster 16 – Nr. 343).

47 Siehe hierzu zahlreiche Aktenbände in LA NW, MS, Erbfürstentum Paderborn, Klosteramt Abdinghof sowie die 1805 von Trippler vermessene Karte (LA NW, MS, Karte A 19639).

48 Mit Ausnahme der Einkünfte aus Brakel, die an das Klosteramt Marienmünster überwiesen wurden.

49 LA NW, MS, Erbfürstentum Paderborn, Klosteramt Abdinghof, Akte 1.

50 RICHTER, Übergang, S. 43f. u. S. 49.

51 RICHTER, Übergang, S. 65.

52 LA NW, MS, Kloster Hardehausen, Einleitung Findbuch.

dutzenden von Dörfern, Orten und einigen Städten hatte die Dienststelle fortan auch den Bau- und Grundbesitz mehrerer aufgelöster, aber noch nicht in Gänze oder zu Teilen verkaufter Klöster (insbesondere Kloster Hardehausen und Stift Neuenheerse) zu betreuen. Hierzu gehörten auch deren Zehntrechte. Die Einsammlung der Zehnten und ihr Drusch wurden verpachtet, wobei als Pachtsumme ein bestimmter Teil als Getreidelieferung zu zahlen war.⁵³ Im Unterschied zur Zeit vor 1803, in der hier nur die Einnahmen des Klosters Abdinghof eingingen, musste die Rezeptur also seit der Säkularisation und insbesondere nach 1815 weitaus größere Mengen an Getreide sammeln, verwalten und lagern. Für die Diensträume der Rentei⁵⁴ nutzte man wie zuvor den bislang vom Rezeptor bewohnten Anbau an der westlichen Traufwand des Lagerhauses. Der Dachboden dieses nach 1878 abgebrochenen Bauteils diente als weiterer Kornboden.

Die 1815 neu geschaffene Behörde wurde bis 1828 durch den evangelischen Domänenrentmeister Friedrich Bernhard Karl Opes geleitet (*1786 Schweckhausen +1828 Peckelsheim). Aus einem Familienverband von Verwaltern bzw. Amtmännern stammend⁵⁵ und zunächst bis 1815 als Domänen-Erheber, Maire und Ökonom in Lichtenau tätig, war er nicht nur bestens auf die ihm übertragenen komplexen Aufgaben vorbereitet, sondern auch mit der Region vertraut.⁵⁶ Ihm folgte nach seinem frühen Tod ab 1. September 1829 als Domänenrentmeister Gerhard Hauptmann. Er pachtete das Amtshaus (ohne die für den Domänenfiskus reservierten Böden) einschließlich der drei zugehörigen Gärten (sowie zwei weiterer, ehemals dem Kloster Hardehausen gehörender Gärten) für 30 Taler jährlich, wobei man in der günstigen Pacht einen wesentlichen Teil seines Einkommens sah. Man gestattete ihm kleinere Umbauten und die Schaffung von zwei weiteren Zimmern im Haus für die Bedürfnisse seiner Familie, was ihm bei Abzug zu vergüten sei⁵⁷ (zunächst lebte in dem Haus auch noch die Witwe des Vorgängers Opes). Hauptmann blieb bis zu seiner Pensionierung zum 1. Oktober 1849 im Amt und verstarb schon wenige Tage später am 10. Oktober. Sein Amt wurde danach nur noch kommissarisch dem Rentmeister Marks in Brakel übertragen, um die Auflösung der Dienststelle zu überwachen. Mit wesentlich reduzierten Aufgaben fand das Domänenrentamt Peckelsheim seine Nachfolge zum einen in dem bis in das 20. Jahrhundert bestehenden Domänenamt Hardehausen und zum anderen in dem noch ein halbes Jahrhundert in Peckelsheim bestehenden, von einem Rendanten verwalteten Steueramt (für die in Geldzahlungen umgewandelten Grundpachten).

Das preußische Domänenrentamt Peckelsheim unterhielt nicht nur die großen Kornböden im Amtshaus, sondern auch weitere Böden bei jeder der ihr nachgeordneten Rezep-

53 So stand z.B. aus dem Bereich der Ortswüstung Ahausen südlich von Peckelsheim dem Kloster Hardehausen der Zehnt von insgesamt 637 Morgen Land zu. Allein aus der Zehntpacht gingen bei der Rezeptur Peckelsheim jährlich 100 Scheffel Roggen und 100 Scheffel Hafer ein. Diese Naturalabgaben wurden 1838 in eine jährliche Rente von 160 Thl gewandelt und diese dann 1844 abgelöst (LA NW, OWL, Reg. Minden, M 1 III C, Nr. 3599).

54 Der bisherige Pächter Wahrschaffe war 1817 Leiter des Domänenamtes Neuhaus bei Paderborn.

55 Sohn eines zeitweilig in Schweckhausen als Verwalter und Amtmann tätigen und danach als Amtmann der Waldeckschen Meierei Billinghausen (bei Marsberg) aufgewachsenen Rentmeisters.

56 Aus seiner 1810 in Arolsen geschlossenen Ehe mit Catharina Regina Steinmetz (*1780 Arolsen +1842 Warburg) gingen zahlreiche Kinder hervor.

57 LA NW, OWL, M 1 III C, Nr. 3317.

turen:⁵⁸ In Dringenberg, Hardehausen, Neuenheerse, Volkmarsen (Hessen) und in Warburg.⁵⁹ Nachdem man die Grundabgaben als Naturalleistungen in den Jahren zwischen 1842 und 1848 systematisch abgelöst hatte,⁶⁰ verloren nicht nur die regionalen „Domänenkornböden“ ihre Aufgabe, sondern auch das zentrale Domänenrentamt Peckelsheim bzw. das inzwischen als „Domänenkornhaus“ bezeichnete Lagergebäude. Leer stehende Böden in Peckelsheim wurden ab 1842 zunächst verpachtet. Im September 1847 überließ man diese Lagerböden dem Kreis Warburg, um dort für kurze Zeit 47 holländische Last Roggen (75,2 Tonnen) und 3 Last Erbsen (4,8 Tonnen) einzulagern, die man auf Initiative des Landrates Wolf für 14.100 Thl in Amsterdam angekauft hatte (Teile dieser Menge wurden auch auf dem leeren Kornboden in Warburg eingelagert). Mit diesem Großeinkauf von 6400 Scheffel⁶¹ Roggen hatte man der im Jahr zuvor ausgebrochenen Hungersnot wegen der gestiegenen Getreidepreise durch Bereitstellung von günstigerem Brotgetreide begegnen und zudem ausreichend Saatkorn für die nächste Ernte bereitstellen wollen.⁶² Der Preis für Roggen war seit 1846 um 160 % angestiegen, so dass es zwischen April und Juni 1847 zu Aufständen auch in der Region gekommen war. Die notwendige Pflege des eingelagerten Getreides durch Umschaukeln übernahm Domänenamtmann Hauptmann. Wegen der im folgenden Jahr wieder deutlich gesunkenen Preise war das eingelagerte Getreide allerdings nur mit Verlust zu verkaufen, so dass der Landrat davon absah und es länger liegen ließ.⁶³ Zu dieser Zeit lagerten dort noch 400 Scheffel Roggen. Die Regierung forderte daher den Kreis Warburg auf, die Böden zu räumen, was allerdings erst im Februar 1850 abgeschlossen war.⁶⁴ Da man inzwischen alles Zinsgetreide durch Geldrenten abgelöst hatte,

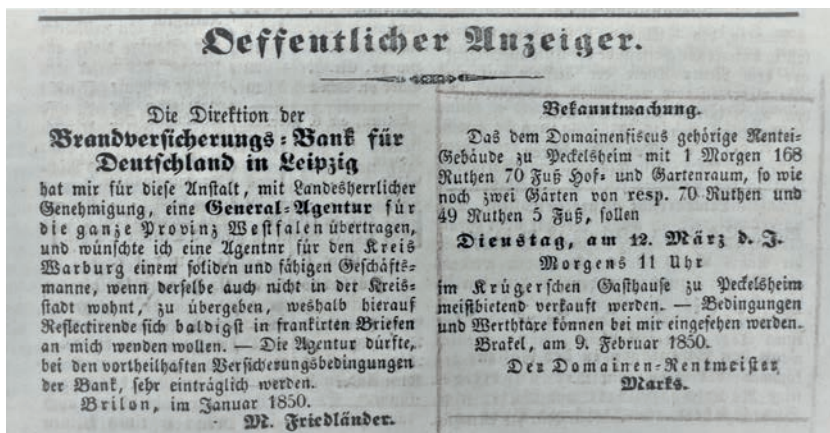


Abb. 2:
Zeitungs-Anzeige zum
Verkauf des nicht mehr
benötigten
Domänenrentamtes
Peckelsheim 1850
(aus: LA NW, OWL,
Reg. Minden, M1, III C,
Nr. 3321).

58 Hierzu sind zahlreiche Akten ab 1818 erhalten in LA NW, OWL, Reg. Minden, M 1 III C.

59 Hierzu LA NW, OWL, Reg. Minden, M 1 III C, Nr. 3317 und 3318.

60 Hierzu ein umfangreicher Aktenbestand in LA NW, OWL, Reg. Minden, Domänenregistratur, Rentei Peckelsheim.

61 Eine Last entsprach 128 Scheffel (SCHEDEL, Johann Christian: Vollständiges allgemeines Waaren-Lexikon, Band 2, Leipzig 1835, S. 280).

62 ERNST, Ulrich: Die Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung des Kreises Warburg im 19. Jahrhundert, Paderborn 1980, S. 94f.

63 Domänenverwalter Hauptmann ging schon 1848 davon aus, dass der Kreis einen Verlust von mehreren tausend Talern erlitten hätte.

64 LA NW, OWL, Reg. Minden, M1, III C, Nr. 3318.

hielt die Regierung den leerstehenden Rezepturhof für „disponibel“ und ordnete seinen Verkauf an (Abb. 2).

Adolf von Spiegel zu Peckelsheim (*1809 +1872) wurde 1848 Landrat des Kreises Warburg. Da er auf Haus Helmern nahe von Peckelsheim wohnte, verlegte man 1852 seinen Dienstsitz nach Peckelsheim und mietete dazu Räume im Rezepturgebäude an. Ihm folgte im Amt von 1869 bis zu seiner Entlassung 1875 sein Sohn Raban von Spiegel zu Peckelsheim (*1841 +1906). Unter dessen Nachfolger Karl von Delius (*1840 +1907) wurde das Landratsamt 1876 wieder nach Warburg verlegt.

Der Rezepturhof wurde am 13. März 1850 versteigert. Käufer war für 2310 Thl der im Haus aufgewachsene Dr. med. Robert Hauptmann, praktischer Arzt in Peckelsheim.⁶⁵ Er bewohnte das teilweise vermietete Anwesen mit seiner verwitweten Mutter wohl bis 1867 und ließ sich dann an anderer Stelle in Peckelsheim nieder (auch dessen Sohn Dr. Clemens Hauptmann praktizierte später in der Stadt). Danach wurde das Anwesen durch Otto Philipp Dominik von Brenken (*1821 +1878) erworben, bis zu seiner Heirat 1867 mit Maria von Schorlemer aus Nieder-Hellinghausen als Amtmann in Neuhaus bei Paderborn tätig (sein Bruder war Landrat des Kreises Büren).⁶⁶ 1879 verkaufte seine Witwe den Besitz für 33 000 Reichsmark dem Kreis Warburg, da dieser hier ein Kreiskrankenhaus einrichten wollte. Danach dürfte der westliche Anbau für den Rezeptor abgebrochen worden sein. Nach Um- und Ausbau wurde das Krankenhaus 1881 eröffnet und später mehrmals erweitert. 1967 wurde das Krankenhaus in einen Zweckverband mit dem Kreiskrankenhaus in Warburg eingebracht und 1975 geschlossen. Danach ging das Gebäude in den Besitz der neu gebildeten Stadt Willebadessen über, die hier das zentrale Rathaus der Stadt Willebadessen einrichtete und zu diesem Zwecke den Komplex nach 1990 umfassend modernisierte.

Zur Anlage des Hofes

Die ursprüngliche Anlage des 1710 geschaffenen Rezepturhofes ist detailliert durch eine 1805 erstellte Karte dokumentiert⁶⁷ und umfasst ein recht weitläufiges, dreieckig zugeschnittenes Gelände (Abb. 3). Da es nördlich an eine zur Burg Peckelsheim gehörige Wiese grenzt, dürfte das Gelände von den Ländereien des Burgkomplexes abgetrennt und erworben worden sein. Auf den übrigen beiden Seiten wird das Hofgelände von zwei Straßen eingefasst, die an der südlichen Spitze zusammentreffen: Die aus der Börde (von Warburg, Hohenwepel, Eissen und Großeneder) kommende Hauptstraße führt westlich zum Wassertor, dem südlichen Stadttor von Peckelsheim, während davon östlich ein Weg abzweigt, an der Stadt vorbeiführt und eine direkte Zufahrt zur Burg Peckelsheim ermöglicht. Dieser sicherlich erst neuzeitliche Nebenweg diente auch als Zufahrt zum Wirtschaftshof der Rezeptur, wobei das direkt neben dem Weg stehende Rezepturgebäude direkt

65 LA NW, OWL, Reg. Minden, M1, III C, Nr. 3321.

66 VON ELVERFELDT, Isa: Die Ritter von und zu Brenken (Wewer, Band III), Wewer 2015, S. 80.

67 Ausschnitt aus: „Plan von denen bei Peckelsheim und Engar belegenen dem königlichen Domänen Amte Abdinghof zugehörigen Grundstücken 1805“, aufgenommen von Trippler (LA NW, MS, Karten, A 19639).



Abb. 3:
Plan der Gesamtanlage
vom Abdinghof in
Peckelsheim mit
Nutzung der Flächen
1805 (Ausschnitt aus:
LA NW, MS
Kartensammlung,
A 19639).

von den Fuhrwerken auf diesem Weg beladen werden konnte. Das Rezepturgebäude war offensichtlich der einzige Bau auf dem Gelände. Auf dem vor allem als Garten genutzten Gelände gab es keine weiteren Gebäude, so dass weder vorgesehen war, bei der Rezeptur ungedroschenes Zehntgetreide einzulagern noch Vieh im größeren Umfang zu halten.

Das Gelände wird ringsum von einer Bruchsteinmauer eingefasst, von der sich fast der gesamte Bestand bis heute erhalten hat. Sie wurde zugleich mit dem darin eingebundenen Gebäude errichtet.⁶⁸ In der östlichen Mauer gab es nördlich des Gebäudes eine mit der von Sandsteinpfeilern eingefassten Zufahrt.

Am südlichen Ende des Rezepturgebäudes gab es im unteren Bereich einen Wohnbereich, der dem vom Kloster eingesetzten Verwalter diente. Südlich an diesen Wohnteil schloss sich ein Hausgarten an. Im nördlichen Teil des Geländes gab es einen Brunnen, gut erreichbar von den Stallungen. Diese lagen seitlich in der über einen Torbogen im Nordgiebel erschlossenen Diele des Hauses.

⁶⁸ Bei dem Gebäude beginnt die Eckverquaderung erst über der Mauer.

Das Rezepturgebäude von 1710

Das Gebäude wurde nach archivalischen Nachrichten 1710 errichtet.⁶⁹ Das gleiche Jahr nennen auch Geschossbalken sichernde Eisenanker an der östlichen Längsfront. Da Akten zu dem Bau nicht überliefert sind, bleibt unbekannt, wann mit dem sicherlich mehrere Jahre dauernden Projekt begonnen und dies abgeschlossen war, wer Planverfasser war und welche Handwerker die Ausführung übernommen hatten. Trotz nach 1803 und insbesondere nach 1879 durchgeführter Umbauten und den Erweiterungen für die Zwecke des Krankenhauses ist der Ursprungs- und Kernbau bis heute klar erkennbar. Allerdings hat man die innere Konstruktion (mit Ausnahme der Balkenlagen und des Dachwerkes) bei der Sanierung und dem Umbau nach 1990 weitgehend aufgegeben.

Der großformatige Bau mit massiven Umfassungswänden hat eine Grundfläche von etwa 25 x 13,50 m.⁷⁰ Die Umfassungswände bestehen durchgängig aus Bruchsteinmauerwerk, wobei die Ecken sowie die Fenstergewände aus relativ gelben und porösen Sandsteinblöcken gebildet werden. Über dem Gebäude steht ein steiles Satteldach.⁷¹ Auch die Giebel dreiecke sind bis zum Ansatz der Krüppelwalme massiv. Das Holzwerk der inneren Aufteilung, die drei Balkenlagen sowie das Dachwerk mit drei Kehlbalkenlagen wurden aus Nadelholz verzimmert; nur für die Ständer der Wände hat man Eichenholz verwendet.

Die innere Aufteilung des Gebäudes lässt erkennen, dass es in den oberen Ebenen als Getreidespeicher, im hohen Erdgeschoss aber anderen Zwecken dienen sollte. Dieses ist allerdings heute weitgehend verändert und im Bestand nicht mehr näher nachzuvollziehen.⁷² Nach den historischen Quellen gab es hier eine Wirtschaftsdiele mit seitlich anschließenden Stallungen. Südlich im Anschluss an diesen Bereich für landwirtschaftliche Tätigkeit bestand zudem ein Wohnbereich. Am nördlichen Giebel wird das Gebäude durch einen Torbogen aus Sandstein (jetzt völlig erneuerten) erschlossen, über den die Diele befahrbar war. Die wurde auf beiden Seiten von Fachwerkwänden begrenzt, die die Balkenlage unterstützten und das Gebäude dreischiffig gliederten. Ihre Hauptständer standen in jedem 3. Gebinde und waren mit längeren geraden, aus einem Vollholz gebildeten Kopfbändern zu den Balken sowie beidseitig zum Wandrähm verstrebt. Zudem waren sie im unteren Bereich etwa 2 m über dem Boden mit ca. 0,30 m hohen Sturzriegeln verbunden.⁷³

Nach diesen Befunden befanden sich in den unteren Bereichen beider Seitenschiffe offene Stallungen. Über den Sturzriegeln waren beide Dielseitenwände hingegen als Fachwerkwand (mit Zwischenständern) geschlossen, so dass sich hier Lagerbühnen und Kammern befunden haben dürften. Die zunächst offenen Stallungen in den beiden Seitenschiffen sind später abgetrennt worden.

Der Wirtschaftsteil wurde unter dem 11. Deckenbalken durch eine Querwand von

69 SCHOPPEMEIER, Peckelsheim.

70 74,5 x 41,5 Fuß nach einer Beschreibung von 1850.

71 Baubeschreibung im Wesentlichen nach einer baugeschichtlichen Kurzuntersuchung durch Fred Kaspar (Bericht vom 9. April 1990) sowie den Bestandsplänen des Gebäudes von 1850.

72 Analyse nach den Bestandsplänen von 1850 und der Bauuntersuchung von 1990.

73 Über diesen waren an den Rückseiten der Ständer Balken zum Tragen einer Zwischendecke in den Seitenschiffen eingezapft.

dem südlich anschließenden Wohnbereich getrennt. Dieser gruppiert sich um eine an die Diele anschließende große und hohe Küche, neben der östlich ein Raum abgetrennt ist (es könnte sich um eine Gesindestube gehandelt haben). An die Küche anschließend befand sich vor dem Südgiebel der ein Raum tiefe Wohnbereich mit drei nebeneinander liegenden Wohnräumen, von denen zwei erhöht und mit einem Tonnengewölbe unterkellert waren. In der Trennwand des mittleren Raumes zur Küche stand ein breiter gemauerter Schornsteinblock, vor dem in der Küche eine große offene Feuerstelle mit weitem Rauchfang bestand.

Über dem hohen Erdgeschoss bestanden zwei niedrige Stockwerke, ursprünglich ohne innere Aufteilung. Hier gab es nur zwei Ständerreihen der die Balken entlastenden Stühle, die mit Kopfbändern jeweils zu den Balken wie den Stuhlrahmen verstrebt waren. Die beiden Böden wurden nur über kleine Luken in den Umfassungswänden belichtet bzw. belüftet. Von der Nutzung dieser beiden Stockwerke und zwei weiterer Böden im Dach als Getreidelager zeugt im Dachwerk noch das erhaltene Aufzugsrad zwischen dem 7. und 8. Balken von Norden, mit dem ein äußerer Aufzug mit Kranbalken über der östlichen Traufwand genutzt werden konnte. Zu Beschickung der Lagerböden von dem am Gebäude östlich vorbeiführenden Weg dienten Türen jeweils in der zweiten Fensterachse von Norden.

Entlang der westlichen Traufwand gab es über etwa 2/3 der gesamten Länge des Hauptgebäudes einen eingeschossigen Anbau von Fachwerk mit steilem, angeschlepptem Pultdach. Er ist nur durch die Bestandspläne von 1850 genauer dokumentiert, nahm eine Folge von fünf unterschiedlich langen Zimmern auf und wurde vom Rezeptor bewohnt. Wann man diesen Anbau errichtet hat, ist nicht bekannt. Dies ist sicherlich nach 1710, aber schon lange vor 1800 erfolgt.⁷⁴ Möglich ist, dass ursprünglich der zum Konvent gehörende Rezeptor den geräumigen Wohnteil des Hauses genutzt hat und daher sich auch seine Kapelle dort befunden haben könnte.

Das Aufhebungsprotokoll vom 28. März 1803 enthält eine detaillierte Beschreibung des Gebäudes:⁷⁵ Danach hatte der Wohnteil (darunter zwei Kellerräume) eine Küche („auf dem Feuerherd eine eiserne Platte“). In der Wohnstube des Administrators ein alter Ofen, im Saal zwei alte Tische, in der Schlafkammer daneben eine Bettlade ohne Umhänge. „In der dabei befindlichen Kapelle ein Altar und vier alte Bilder“. Über dem Gebäude bestehen zwei Böden für die Zinsfrüchte, ferner zwei weitere Böden im Dach. „[...] Auf der Abendseite befindet sich ein Angebäude, von Eichenholz mit Backsteinen ausgemauert, worin eine Stube, Kammer und Capelle befindlich [...] In der Stube des Propstes ein Ofen, in der daran stoßenden Schlafkammer ein alter Tannen-Schrank zur Aufbewahrung der Register“. Zu erschließen ist aus diesen Angaben und dem Grundriss von 1850 (Abb. 4 u. 5), dass der westliche Anbau von Norden erschlossen war und eine durchgehende Raumfolge hatte, beginnend mit einem Vorraum mit Registratur, Wohnstube des Rezeptors, Schlafkammer, Kapelle und

⁷⁴ Nach Meinung des letzten Administrators habe es im Peckelsheimer Haus „immer“ sowohl einen Rezeptor wie einen Administrator gegeben.

⁷⁵ LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Paderborn Nr. 38.

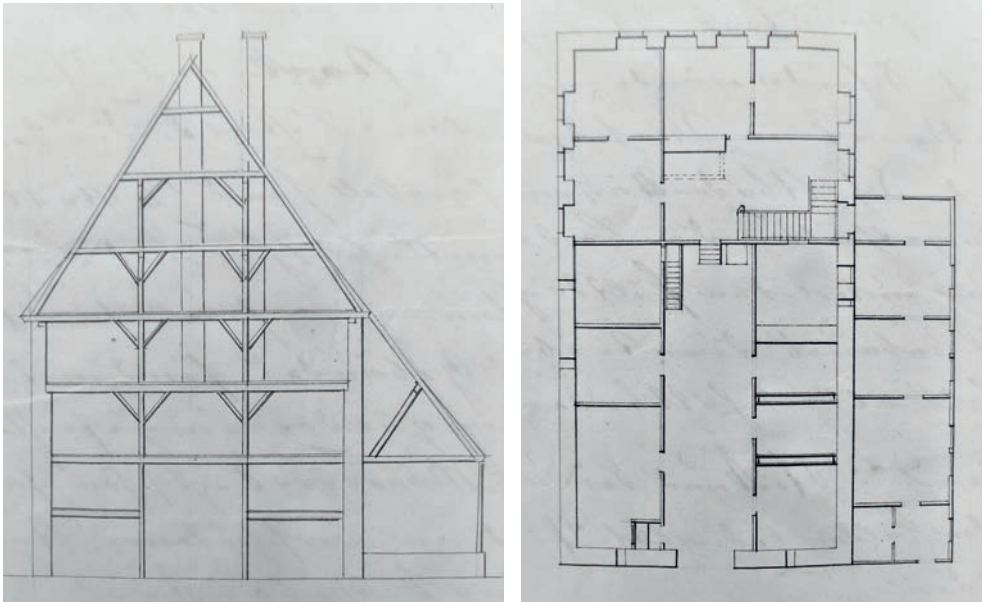


Abb. 4 und 5: Querschnitt und Grundriss vom Abdinghof, 1850 angefertigt durch den Kreisbaumeister Dr. Lundeoh in Höxter (aus: LA NW, OWL, Reg. Minden, M1, III C, Nr. 3321).

Sakristei. Letztere konnte auch von der Küche des Administrators betreten werden.⁷⁶

Nach der Beschreibung von 1850 gab es zu dieser Zeit über den südlichen Wohnräumen im unteren Speichergeschoss weitere Wohnräume. Dafür spricht auch die Treppenanlage, die man nach dem Grundriss von 1850 inzwischen in die Küche gestellt hatte. Diese oberen Räume sind heute nicht mehr nachweisbar und dürften erst bei einem späteren Umbau (wohl 1829) geschaffen worden sein. Erkennbar ist, dass nach Übergang des Klosterbesitzes in die staatliche Verwaltung und Einrichtung des Gebäudes als Domänenrente größere Umbauten erfolgt sind: Hiervon zeugt noch die sandsteinerne Rahmung der neu geschaffenen repräsentativen Zugangstür zum Wohnteil mit den für diese Zeit charakteristischen gestuften Profilen. 1805 legte Reg.-Bauinspektor Ganzer einen Kostenvorschlag über notwendige Arbeiten an dem Gebäude vor und nennt Reparaturen am Bau und Verbesserungen im Kuhstall auf der Diele.⁷⁷

1829 ließ der neu eingestellte Domänenrentmeister Hauptmann auf seine Kosten Modernisierungen in den Wohnräumen und kleinere Umbauten im Stallbereich vornehmen. Hier wurden die Kammern links der Diele zur Molkenkammer, Ziegen-,

⁷⁶ Administrator Stolte legte hierbei auch eine Liste von Baumaßnahmen vor, die er veranlasst habe und vor Auszug erstattet haben wollte. Da er dazu aber keinen Auftrag hatte, erhielt er die insgesamt 84 Rthl nicht zurück. Er nannte: Modernisierung der Viehstallungen im Haus (durch hölzerne Abkleidungen), Räucherammer auf dem Boden, Bau eines Bienenhauses und Taubenflucht (im Dach?). Siehe LA NW, MS, Spezialorganisationskommission Nr. 47.

⁷⁷ LA NW, MS, Erbfürstentum Münster, KDK Münster, 16 – Nr. 343.

Schweine- und Hühnerstall ausgebaut.⁷⁸ Hauptmann dürfte auch die weiteren Wohnräume im unteren Speichergeschoss angelegt haben.

Der Baubestand des Gebäudes wurde im Vorfeld des Verkaufs 1850 genau durch den Bauinspektor Dr. Lundehn aus Höxter untersucht und dokumentiert (hierbei griff man auch auf ein – nicht überliefertes – Bauinventar von 1831 zurück), um den Wert der Immobilie zu ermitteln. In seinem Gutachten werden viele Details genannt: Hauptgebäude und Anbau sind mit Pfannen auf Strohdocken eingedeckt. Die Zwischendecken würden jeweils aus 38 tragenden Balken bestehen. Der westliche Anbau von Fachwerk sei 52 Fuß lang, 14 1/3 Fuß breit und 11 Fuß hoch. Im Erdgeschoss lägen Registratur, Arbeitszimmer und das Büro des Rentamtes.

Ab 1850 Wohnhaus, 1879 bis 1975 Krankenhaus, seitdem Verwaltungsgebäude der Stadt Willebadessen

In welchem Maße die Nutzung des Gebäudes als Wohnhaus ab 1850 oder die mietweise Unterbringung des Landratsamtes 1852 bis 1876 (in einem der Obergeschosse?) zu Umbauten geführt hat, kann heute nicht mehr nachvollzogen werden.

1879 wurde das Gebäude zum Krankenhaus aus- und umgebaut (Abb. 6). Wohl in diesem Zusammenhang hat man den westlichen Anbau abgebrochen. Von diesem Umbau zeugen heute insbesondere noch Fenstergewände, da man beim Ausbau der beiden ehemaligen Lagerböden die bisherigen Luken vergrößert hatte. Sie bestehen aus hellerem Sand-

steinmaterial, sind aber in den Detailformen genau den ursprünglichen Gewänden nachgearbeitet worden (mit umlaufender Fase, die etwas über der Sohlbank in einem Karnies endet).⁷⁹



*Abb. 6: Der Abdinghof Peckelsheim mit späteren Anbauten für das Krankenhaus. Heute Rathaus von Willebadessen (2020)
(Foto: Fred Kaspar)*

⁷⁸ LA NW, OWL, M 1 III C, Nr. 3317 und 3321.

⁷⁹ 1884 hat man im nördlichen Gartenteil einen Eiskeller angelegt.

1886 entstand am Südgiebel ein Kapellenanbau.⁸⁰ 1912 erfolgte in dessen Verlängerung ein weiterer Umbau mit der Errichtung eines Operationssaales im ersten Obergeschoss und Anbau eines weiteren Flügels. 1927/28 wurde die Baugruppe durch eine Liegehalle, ein Desinfektionshaus und eine Leichenhalle ergänzt.

Perspektiven

Schnell gerät es aus dem Blick historischer Forschung: Auch geistliche Einrichtungen spiegeln nicht nur Geistes- und Kunstgeschichte sowie Landesgeschichte, sondern bedurften und bedürfen noch heute einer wirtschaftlichen Grundlage. Sollte eine Klostergründung erfolgreich sein, musste sie mit sicheren Ressourcen ausgestattet werden. In einer weitgehend von Naturalien geprägten Wirtschaftswelt musste jede Einrichtung über ausreichende Zufuhr von Getreide und anderen landwirtschaftlichen Produkten verfügen, um die Versorgung des Konvents und seiner zahlreichen Bediensteten mit täglicher Nahrung sicher zu stellen. Schon im 11. Jahrhundert stattete man daher viele Stiftungen mit Gütern in der Warburger Börde aus, einer für den Getreidebau extrem ertragreichen und daher seit mehreren tausend Jahren intensiv bewirtschafteten Landschaft. Auch das Kloster Abdinghof in Paderborn erhielt hier größeren Landbesitz, insbesondere im Raum um Großeneder.



Abb. 7: Das um 1340 durch Corvey oder Heinrich von Spiegel errichtete Burghaus in Beverungen. Über zwei Wohngeschossen hat es drei Lagergeschosse (2014). (Foto: Fred Kaspar)

80 REINTHAL, Geschichte Peckelsheim, S. 57f.

*Abb. 8: Das 1722/23 errichtete Kornhaus von Kloster Hardehausen. Es hat über dem gewölbten und verschiedenen Zwecken dienenden Erdgeschoss zwei Lagergeschosse (2014).
(Foto: Fred Kaspar)*



Das durch Abdinghof 1710 errichtete Rezepturgebäude in Peckelsheim spiegelt daher nicht nur eine Neuorganisation der Wirtschaftsführung wider, sondern erweist sich als ein bedeutendes Zeugnis der Wirtschaftsgeschichte des Paderborner Landes. Die Kenntnis darüber ist allerdings in den vergangenen 150 Jahren nahezu vollständig verlorengegangen. Auch ist die innere Anschauung durch die zahlreichen Nachnutzungen seit 1850 heute kaum noch gegeben, doch muss auch diese Veränderungsgeschichte als wesentliche Spur der Geschichte verstanden werden. Entsprechende Gebäude haben sich kaum in besserer Überlieferung erhalten, insbesondere weil sie durchweg die ihre Gestalt bestimmende spezielle Nutzung schon lange verloren haben.

Diese in der Regel monumentalen Gebäude sind offensichtlich auch als Landmarken errichtet worden, um damit die zentrale Bedeutung zu dokumentieren, die der Getreidewirtschaft und dem Getreidehandel im Kulturraum zukam. Die aufwändige Bauweise aus Stein diente zunächst einer möglichst gegen Brand und Einbruch gesicherten Lagerung von Getreide, bildete aber auch den hohen Wert des Lagergutes ab. Schon die hohen Häuser des 14. Jahrhunderts auf den Burgen wie Lichtenau (um 1320 durch Bischof Bernhard V.), Beverungen (um 1340 durch Corvey oder Heinrich von Spiegel errichtet – Abb. 7), Thonenburg (frühes 14. Jahrhundert durch Corvey), Oldenburg (um 1373 durch den bischöflichen Amtmann Johann von Oeynhaus) oder der Dreckburg (um 1358 durch den Paderborner Dompropst Otto von Bentheim) wurden mit jeweils mehreren Speichergeschossen über den herrschaftlichen Geschossen versehen – und erst dadurch zur weithin sichtbaren Landmarke. Auch wenn man diese prägenden Lagergeschosse im Notfall zur

Verteidigung nutzen konnte, handelte es sich hierbei keinesfalls – wie bis heute immer wieder gerne ausgeführt – um Turmburgen oder befestigte Turmhäuser. Bei der Einlagerung waren die besonderen Höhen sogar keineswegs vorteilhaft, versprachen aber möglicherweise eine besondere Sicherung und gute Durchlüftung des wertvollen Korns. In dieser Tradition entstanden offensichtlich noch bis weit in die Neuzeit hinein hochaufragende herrschaftliche Getreidelager, wovon aber heute neben dem 1722/23 ebenfalls dreigeschossigen Kornhaus bei Kloster Hardehausen (Abb. 8) nur noch der Abdinghof in Peckelsheim zeugt.

Der Abdinghof bot auch die Möglichkeit, einem verdienten Geistlichen eine beschauliche Residenz zu schaffen, wurde zudem immer wieder von Mitgliedern des Konvents in Paderborn auf Reisen aufgesucht. Der dort lebende als Administrator bezeichnete Pächter hatte also neben seiner eigenen Landwirtschaft vielfältige Aufgaben als Pfleger der Getreidevorräte, als Messhelfer, als Versorger des Geistlichen und als Gastgeber des Klosters.

Gemeinhin wird davon ausgegangen, die Bauernbefreiung sei nach 1807, in französischer Zeit erfolgt. Faktisch hat die Abwicklung der traditionellen grundherrlichen Strukturen allerdings noch viele Jahrzehnte erfordert und kam erst im späteren 19. Jahrhundert zum Abschluss. Was die Verfügbarkeit des Bodens betrifft, bedurfte es zunächst einer völligen Umwandlung aller bislang bestehenden Verrechnungs- und Zahlungsformen von Arbeits- und Getreideleistungen in Geldzahlungen. Dabei waren aber nicht nur die Bauern, sondern als Nachfolger des Fürstbistums und der zahlreichen Klöster auch der Staat selber gefordert. Preußen hat hierzu umfangreiche Behörden geschaffen, wobei sich der Abdinghof in Peckelsheim wegen seiner baulichen Qualität als überregionaler Standort anbot und damit im 19. Jahrhundert noch einmal eine neue zentrale Rolle im Land erhielt.

Teng Ku's Contributions to Research of Chinese Ancient Cultural Heritage

Wei Haoyu

Im alten China gab es weder den Begriff „bildende Künste“ noch ein akademisches Fach namens „Kunstgeschichte“. Letzteres entstand in China im 20. Jahrhundert als eine unabhängige und angesehene Disziplin im Rahmen der Geisteswissenschaften. Der „Kunstwert“ alter Relikte des chinesischen kulturellen Erbes wurde ebenfalls durch moderne chinesische Wissenschaftler entdeckt und bewundert. Dieser Aufsatz beleuchtet den Beitrag, den Teng Ku (1901-1941) für die Entdeckung und Erforschung des alten chinesischen Kulturerbes geleistet hat. Er war der erste chinesische Gelehrte, der einen Dokortitel im Fach Kunstgeschichte an einer deutschen Universität erwarb. Er brachte die Methode der kunstgeschichtlichen „Stilanalyse“ von Deutschland nach China. Teng Ku nutzte die wissenschaftlichen Methoden der Stilkunde und der archäologischen Typologie um die Frage nach dem Ursprung und der Entwicklung des alten chinesischen Kunststils zu beantworten. Mit staatlicher Unterstützung führte er mit anderen Wissenschaftlern zahlreiche Feldstudien in verschiedenen Teilen Chinas durch. Seine Tätigkeit brachte eine neue Disziplin hervor, die sich auf das frühe Konzept der „Archäologie der bildenden Künste“ stützte. Es handelt sich somit um ein klassisches Fallbeispiel für Untersuchungen, wie die kunsthistorische Forschung im modernen China zu einer wissenschaftlichen Disziplin werden konnte. Ebenso entstand ein wertvolles institutionelles Erbe zum Schutz und für die Erforschung des chinesischen Kulturerbes. Dieser Aufsatz behandelt die folgenden vier Fragen: Warum war die Erforschung des alten kulturellen Erbes für Teng Ku ein so wichtiges Anliegen und wie entwickelte er seine Gedanken? Welchen Beitrag konnte er für die Erforschung und Erhaltung des chinesischen Kulturerbes leisten? Wie hat sein Beitrag das neue Paradigma der chinesischen Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geformt? Und auf welche Weise verkörperten seine Bemühungen die nationale kulturelle Wertschätzung und das Ideal einer Wiederbelebung der Kunst durch chinesische Gelehrte?

It wasn't until the 20th century that the artistic value of cultural heritage was truly appreciated and researched in China. In ancient China, artistic creation had long been considered as a technique of craftsmanship. For example, Zi xia, a disciple of Confucius, regarded farming, gardening, medical treatment, fortune telling, music, and art as “the small ways” (末技小道), arguing that a truly “respectable person” (君子) should acquire more capabilities than the trivial skills. From the Northern Song dynasty in the 10th century, the ink paintings created by the elite literati with much discursive power gradually became the mainstream of Chinese art history. Instead of emphasizing an exact appearance reproduction of nature, the literati expressed their thoughts and emotions by incorporating their

poetry, calligraphy, and seal carving into depictions of mountains, rivers, birds, and flowers in nature, a technique to “express their emotions and aspirations by depicting objects”.

However, neither the term “fine arts” nor the discipline “art history” existed in ancient China. It wasn't until the late 19th century and early 20th century when western academic thoughts were spread to the east that the term “fine arts” or “bildende Künste” was translated from German to Japanese and then to Chinese. In the Chinese literature at that time, the term covered a range of concepts from literature, music, opera and painting. In particular, its close connections with literature made it a pan-cultural or pan-aesthetic concept integrating multiple art forms; the term was often interchangeably used with terms like “aesthetics” or “arts”, and therefore the definition of “fine arts” in China then was different from what the western academia thought. After the 1920s, the term “fine arts” was mainly defined by the Chinese as the plastic art forms such as painting, sculpture, and architectural design. Professional art history textbooks, research works, translations, art history courses, as well as fine arts journals and societies started to emerge, which enabled the research on art history to be more professional and scientific. In this context, “fine arts” became a truly researchable field, and modern Chinese scholars began to discover and appreciate the “fine arts value” of Chinese ancient cultural heritage, a turning point that produced a profound impact on the perspectives adopted by pioneering scholars in the field of modern Chinese art history. These scholars aspired to selectively learn and introduce research methodologies of art history and archaeology in Europe, America, and Japan, and strove to localize the methodologies in China. In this way, Chinese scholars endeavored to transform the “study of paintings” (畫學) and “study of calligraphy” (書學) in ancient China into an independent and important discipline of humanities which was named “art history” in modern China, thereby discovering the deserved status and dignity of Chinese art history as a discipline. This paper introduces the efforts and contributions



Abb. 1:
Teng Ku (1901-1941)



Abb. 2: Teng Ku received his junior college degree of culturology from Toyo University in Japan, 1924

to the investigation and research on Chinese ancient cultural heritage made by Teng Ku (1901-1941) (Abb. 1), the first Chinese scholar who introduced the methodology of “Stil-analyse” from German art history to China.

The first half of the 20th century witnessed the rapid change of Chinese culture, intellectual thought and scholarship. Teng Ku, one of the most important modern historians who laid the foundation for the research area of Chinese art history, grew up and lived in this period. In March 1924, he received a junior college degree of culturology from Toyo University in Japan (Abb. 2), and in July 1932, he received a doctor’s degree in art history from the school of philosophy at Berlin University (today’s Humboldt University) in Germany (Abb. 3). He was the first Chinese person to obtain a Ph.D. degree in art history in the western world. In 1935, he published his doctoral dissertation entitled *Chinesische Malkunsttheorie in der T’ang und Sungzeit* (《中國唐代和宋代的繪畫藝術理論》) in the Walter De Gruyter Press in Berlin (Abb. 4). After he returned to China in 1932, he enthusiastically initiated and participated in a series of cultural heritage investigation and preservation

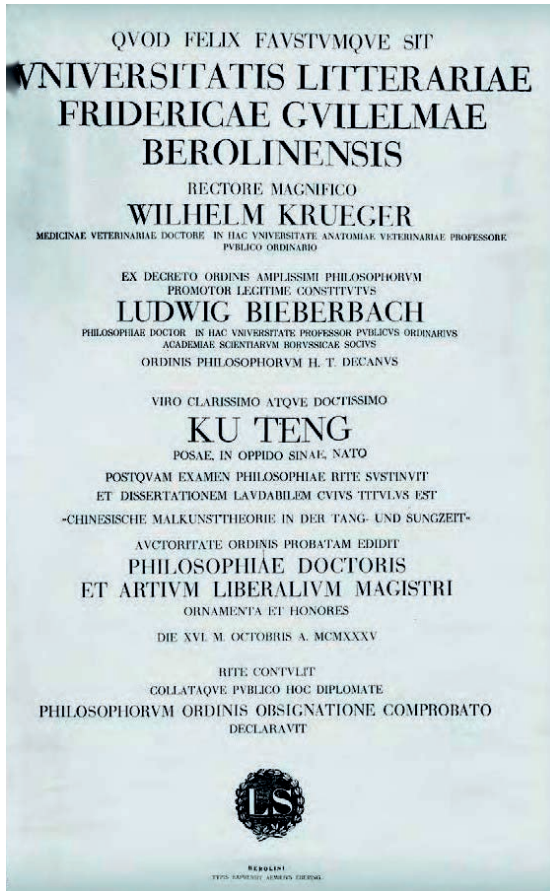


Abb. 3: The doctoral diploma awarded to Teng Ku by Berlin University

projects, as well as official and folk affairs relating to museology, archeology, archivistics, modern art education, and Sino-Europe cultural exchanges, as a scholar with an educational background in Germany. In particular, he became one of the top-rate scholars in the research on cultural heritage preservation and modern museology until he passed away in 1941. His research methodology and art thoughts were deeply influenced by the style analysis and spectrum types in the research tradition of art history and archaeology from German-speaking countries. He was the first to try to solve the problem of the origin and change of ancient Chinese art styles by using comparative research method of stylistics and archeological typology. At that time, he was one of few Chinese art historians who had comprehensive insights from both East and West. Therefore, he played a pioneering role in the establishment and development process of the subject system in modern Chinese art history.

Teng Ku attached great importance to surveys and preservations of significant heritage in China and overseas in his lifetime, an effort that even preceded his attention to the



Abb. 4: The cover of Ph.D. dissertation entitled *Chinesische Malkunsttheorie in der T'ang und Sungzeit* by Teng Ku published in the Walter De Gruyter Press in Berlin, 1935.

history of Chinese paintings in the late 1920s. He delved into Chinese ancient cultural heritage not only for his own art historical research by collecting first-hand cultural heritage and imagery data but also integrated the disciplines of ancient painting studies, epigraphy, and modern archaeology. More importantly, his research presents a strong sense of risk awareness and responsibility for Chinese culture provoked by the decline of China and illicit excavation and trafficking of cultural artefacts.

Since the 1930s, with the title of China's first scholar earning a doctoral degree in art history in Germany, Teng Ku devoted himself to the research work presided over by cultural heritage institutions such as the Cultural Heritage Preservation Committee of the Central Government, Archaeological Society of China, Chinese Museum Association, Ancient Relics Investigation Committee of Nanjing, and Beijing Commission for Preservation of Cultural Relics. Leveraging the administrative power of the state, he conducted multiple field surveys with other scholars on ancient cultural heritage across China. His efforts gave birth to a new discipline built on the early concept of "archaeology of fine arts", making it a classic case for later generations of scholars to examine how the art history research became a scientific discipline in modern China.

However, few in-depth studies have been conducted on Teng Ku's insights into cultural heritage in the Chinese academic circles. Based on the specific scenarios of the Chinese historiographical and archaeological communities in the first half of the 20th century, this paper draws on first-hand historical data, including the diaries, travel notes, and academic papers of Teng Ku, as well as the archival records about his participation in the National Committee of Cultural Heritage, to answer the following four questions:

Why did Teng Ku attach so much significance to the research on ancient cultural heritage and how did his research thoughts develop? What were his contributions to the research and preservation of Chinese ancient cultural heritage? How did such contributions change the new paradigm of the narration of Chinese art history in the first half of the 20th century? And in what ways did his efforts manifest the national cultural esteem and the ideal of art revitalization of Chinese scholars?

1. From Japan to Germany: Background of the Formation of Teng Ku's Thoughts of Cultural Heritage Research

The evolution of Teng Ku's thoughts on cultural heritage research was closely related to two important external factors: his family and educational background. Teng Ku was born in a traditional literati family in Yuepu Town, Baoshan County (now affiliated to Shanghai), Jiangsu Province in 1901. Good family education and traditions enabled him to develop a lifelong interest in ancient books and antiques, as well as his subsequent enthusiasm in sorting out local historical documents of Jiangsu and Shanghai. The above experiences served as an important premise for his emphasis on cultural heritage preservation and research.

Graduating from Shanghai Academy of Fine Arts in 1918, Teng Ku went to Japan in October 1920 at age 20 and started to pursue a junior college degree in the Department of Cultural Studies at Toyo University in Tokyo the following spring. In the essay *Recent Thoughts on Art* (《對於藝術上最近的感想》) he wrote in Tokyo a month later, he clarified two ideas to develop China's art cause as a young scholar: "compiling and translating art books" and "holding more art exhibitions"; Teng believed that "it is a great shortcoming that no systematic books are available for the research of Chinese art. Part of the monographs on Chinese art can be found in the west. With that in mind, I aspire to investigate art works in major capital cities of various dynasties and artistically renowned places and compile what I learn into art books. This, as I see it, is not an undertaking that can be accomplished overnight"¹. Here, Teng Ku already has revealed his attention to the research on ancient artistic heritage and to incorporate it into the writing of new history books on Chinese art. Teng faithfully implemented the idea throughout his academic life.



Abb. 5:
Teng Ku and Liu Haisu inspect
historic sites in Brussels, Belgium,
August 1930

1 TENG, KU: *Recent Thoughts on Art*, in: *Aesthetic Education* (《美育》) 6 (1921), p. 27.

During his four-year study in Japan, Teng Ku travelled to ancient cities like Kyoto and Nara for academic surveys on holidays, while creating journals and paintings along the route, which showed his self-awareness to preserve ancient cultural heritage and study art. He analyzed cultural heritage as independent “artistic works” from the perspective of art history. In addition, after witnessing well-preserved and exquisitely-displayed cultural heritage in Japan, Teng Ku deeply lamented the lack of preservation of cultural heritage in China. As he wrote in his diary, “Most Chinese cultural heritage is left unrecognized by our fellow countrymen, and thus it’s not treated as national treasures as it should be [...] Had the cultural heritage been in China, it would have been burned as firewood”². The early 1930s, when Teng Ku studied in Germany, was a crucial period in which he was greatly inspired by North European archaeology, especially the “genealogical typology” system (Abb. 5). In May 1930, Teng Ku at age 30 visited the National Archaeological Museum of Naples and the city of Pompeii in Italy as soon as he arrived in Europe. With that experience, he was able to write a travel note entitled *Pompeii, The Dead City in Italy* (《義大利的死城澎湃》). Since the mid-18th century, systematic archaeological excavation of the ancient heritage in Pompeii had significantly improved later generations’ understanding of ancient Roman civilization. Teng Ku placed great emphasis on cultural heritage unearthed in Pompeii. As he acknowledged, “The history of Pompeii is not well-documented, and therefore archaeologists have to delve into its growth and prosperity by examining the ancient artefacts. The work seems to be extremely specialized, but up till now nothing has been more narratable than archaeologists’ inferences”³. Drawing on works on Pompeii’s history by F. Pernice, a professor from the Department of Architecture and Decorative Art of the University of Naples, he introduced in detail the five historical stages of urban development, social life, and the archaeological excavation history of Pompeii, and analyzed in his travel notes the significance of Pompeii to western art history by referring to the architecture, sculptures, and murals of the city. Through field surveys on Pompeii, Teng Ku looked into the classic cases of reviewing ancient civilizations by archaeological knowledge and realized the significance of archaeology to modern historiographic research.

In February 1932, Teng Ku, who was studying for his doctoral degree in the School of Philosophy at Berlin University, took a 3-month tour again to Rome, Florence, Milan, and Venice in Italy, as well as Geneva in Switzerland, in order to further explore the European ancient cultural heritage. He also appreciated the famous painting *Last Supper* created by Leonardo da Vinci placed on the wall of the refectory of the Convent of Santa Maria delle Grazie in Milan. Throughout his travel to Europe, Teng Ku had a keen interest in and was attached to the ancient cultural relics. In his letter to a good friend when he was visiting Rome, he wrote that “I wandered back and forth in ancient temples, repeatedly touching the debris and sculptural decorations of the buildings”. With these experiences, Teng Ku developed a comparative artistic approach to examining Chinese ancient sculptures in Buddhist caves in Yungang Grottoes and Longmen Grottoes.

During his studies at Berlin University, Teng Ku followed Prof. Gerhart Rodenwaldt,

2 TENG, Ku: Diary of April (Part II), in: The Newspaper of New Current Affairs (《時事新報》), July 3, 1922.

3 TENG, Ku: Pompeii, The Dead City in Italy, Oriental Magazine (《東方雜誌》) 28 (1931), p. 58.

deputy director of the German Archaeological Institute and historian of ancient Greek and Roman Art, to delve into the research on sculptures of ancient Greek temples, iconography of statues, and ancient Roman sarcophagi relief. He was also invited to give a speech on Asian art by the Archaeological Society of Berlin. On May 12, 1931, Teng Ku listened to the speech titled *The Plateau of Asian Culture and Art* given by A. Alfoeldi, a Hungarian archaeologist, in a meeting hosted by the Archaeological Society of Berlin, and took notes. In his article *Zoomorphic Patterns on Semi-circular Eaves Tiles in Yan Xiadu* (《燕下都半規瓦當上的獸形紋飾》) written in 1936, he repeatedly cited Alfoeldi's speech in Berlin but argued against Alfoeldi's claim that the decorative style of eaves tile patterns of the Yan State in the Warring States period was affected by that of Scythian bronze ware⁴.

In general, during his study in Germany between 1930 and 1932, Teng Ku gradually developed a habit of visiting historical relics and renowned cultural cities in Europe for research purposes, which enabled him to gain an international vision and knowledge structure that most of the then Chinese art historians lacked. In July 1932, Teng Ku obtained a doctoral degree in his major Art History and minors of Archaeology, Historiography, and Philosophy of the University of Berlin. Teng Ku's educational background laid a solid foundation for his academic research by constantly combining art history studies with unearthed archaeological materials.

2. Teng Ku and the Establishment of the Cultural Heritage Preservation Committee of the Central Government

In the winter of 1932, Teng Ku returned to Shanghai from Berlin. On May 14th, 1933, he initiated the establishment of the Archaeological Society of China in Shanghai with Cai Yuanpei, Liu Haisu, Ye Gongchuo, and Wang Jiyuan. Since the 1930s, more than an ambiguous western discipline that was closely connected with geology, geography, and paleo-anthropology, archaeology had been viewed by Chinese scholars as a discipline entailing a whole system of methodologies. Therefore, they were able to experiment on complimenting archaeology with traditional historiographical literature and even went beyond textual records to explore the pre-historical Chinese civilization. As a crucial tool to manifest the profoundness of national cultural heritage, such widely-accepted understanding was indeed impacted by the fact that Chinese archaeologists started to independently implement archaeological excavations (for example, the paleolithic relic site at Zhoukoudian of Beijing, the neolithic relic site of Yangshao Village, Mianchi County, Henan Province in 1921; the paleolithic relic site in Xi'yin Village, Xia County, Shanxi Province in 1926; the Yin Ruins of An'yang, Henan in 1928; and the Longshan Cultural Remains Site in Zhangqiu, Shandong Province between 1930 and 1931). So, the gradually elevated status of Chinese ancient heritage research emphasized tangible objects in modern new historiography, and provided an important tool to reconstruct historical facts. In addition, preservation and

4 TENG, KU: *Zoomorphic Patterns on Semi-circular Eaves Tiles in Yan Xiadu*, *Journal of Jinling* (《時事新報》), 2.6 (1936), p. 7.

research of unearthed artefacts that were closely connected to archaeological excavations started to attract attention in the academic community in this period.

In early 1935, Teng Ku completed the translation of *The Method of Prehistoric Archaeology* (《先史考古學方法論》) by O. Montelius, curator of National Museum of Sweden and archaeologist. The book was an excerpt of the *Methodology* section of the *Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa*, a monograph written in German by O. Montelius in 1903. By directly translating the book from German, Teng Ku pioneered the usage of the term “institutional methodology” (“體制學方法”) in the Chinese academic circles. In his translation, Teng Ku adhered to the perspective of art history research. As he candidly put it, “The translator of this book doesn’t specialize in prehistorical archaeology; however, a learner of art history has to read the works by prehistorical scholars in order to critically understand the art history. The work of Montelius happens to be one of the best works in helping learners in this regard”. He also spoke highly of a series of archaeological works of Montelius, saying that “none of these works should be overlooked by current art historians if they want to seek high-quality materials for reference”⁵. It can be seen that, Teng Ku, who was already an art historian at the time, tried to combine modern Chinese art history (especially emphasizing stylometry that focuses on artistic forms of modeling and patterns) with archaeology.

Abb. 6: The second plenary session of the Cultural Heritage Preservation Committee of the Central Government, April 17, 1935. (Teng Ku is the third on the back left)



5 Written by Oscar MONTELIUS, translated by Teng Ku: *The Method of Prehistoric Archaeology*, Shanghai Commercial Publishing House, 1937, p. 2.

On May 8th, 1935, the Chinese Museum Association, initiated by nearly 40 scholars including Xu Beihong, Yuan Tongli, Ma Heng, Li Ji, and Teng Ku, was established in Beijing. In this period, Chinese scholars who visited European and American countries hoped that such western institutions as libraries, museums, and archives could be introduced into China. The Chinese Museum Association became China's first academic alliance institute of modern museology aiming to attract public attention to ancient Chinese cultural and artistic heritage through development of and exchanges between Chinese and foreign museology.

In comparison with Teng Ku's academic translations and efforts in forming civil societies, the central government led by Kuomintang (KMT) implemented more practical and effective official measures in investigating and preserving cultural heritage. In May 1934, the Cultural Heritage Preservation Committee of the Central Government was established in Nanjing. A total of 13 people, including Li Ji, Fu Sinian, Teng Ku, Zhu Xizu, Jiang Fucong, Dong Zuobin, and Ma Heng, became the committee members. Such a cultural heritage preservation institute officially recognized by the central government attracted a group of the most prominent archaeologists, cultural heritage specialists, historians, and museum curators at the time. The committee attached great importance to policy formulation and field surveys, and soon became a comprehensive central organization for decision making relating to cultural heritage, ranging from scientific excavations and preservation to scientific displays and the research focusing on the legislation about cultural relic excavations and preservation. The committee coordinately guided local administrative power in preserving cultural heritage and mobilizing resources from major academic institutions. As can be seen from the disciplinary backgrounds and academic identities of the committee members, unlike the ancient Chinese literati who solely relied on their own research, such a modern, new academic organization was instead built by actively leveraging the administrative power of the central government. The committee was apparently conducive to the professionalization of cultural heritage excavations and preservation, marking a separation from the traditional Chinese epigraphy. Teng Ku, as a scholar transferring German academic training back to China, was one of the core members and the only member who had a specialized background in art history (Abb. 6).

3. Characteristics of Teng Ku's Research on Chinese Ancient Cultural Heritage

Between 1934 and 1936, Teng Ku, as a member of the standing committee, paid numerous trips to Henan, Shaanxi, Shanxi provinces and Beijing for artefact surveys. Together with fellow scholars like Huang Wenbi, Dong Zuobin, and Chen Nianzhong, he visited ancient cities such as Xuzhou in Jiangsu, Kaifeng, Anyang, and Luoyang in Henan, Xi'an and Xianyang in Shaanxi and Datong in Shanxi. In addition, he also submitted an array of suggestions and work plans relating to cultural heritage preservation to central and provincial governments, which were subsequently compiled into his travel notes and governmental reports (Abb. 7).



Abb. 7: As a member of the standing committee, Teng Ku on behalf of the central government inspected the renovation of cultural heritages such as the Temple of Heaven and the Forbidden City in Beijing, October 1936. (Teng Ku is standing in the middle)

For example, on December 16th, 1934, Teng Ku conducted his first field survey in Longmen Grottoes of Luoyang, Henan, and generated comprehensive records about iconography of Buddhist statues and tablet inscriptions from the perspective of a native Chinese scholar in the first half of the 20th century. Teng Ku provided vivid details about the styles of the engraving in Longmen Grottoes and focused on commenting their artistic values and aesthetic characteristics, reflecting a new “holistic view of cultural history” in art history (Abb. 8 u. 9). Prior to Teng Ku, only European and Japanese scholars had focused on Longmen Grottoes from the perspective of engraving or architectural art of Buddhist temples. When visiting Longmen, the ancient Chinese literati paid much of their attention to textual materials of calligraphy such as stone and tablet inscriptions in order to appreciate calligraphy rubbings or copy the calligraphy, while overlooking the artistic value of the inscriptions and sculptures.

Having received stylistic analysis training of art history in Germany, Teng Ku didn't view Longmen Grottoes simply as a Buddhist venue. Instead, he considered them as an “experimental ground” to explore how ancient Chinese artistic styles blended with foreign cultures, and as a treasure house of well-crafted and decorative engraving art. The engraving art reflects how Chinese artistic styles are blended with those of Central Asia and India from the Northern Wei to Tang dynasty and how the artistic styles are transformed. In Teng Ku's eyes, Longmen Grottoes were truly the key to the research on art history from Northern Wei to Tang dynasty. Teng believed that Yungang Grottoes and Longmen Grottoes were comparable with Italian ancient cultural relics: “Yungang Grottoes in Datong, Shanxi and Longmen Grottoes in Henan are masterpieces in terms of both the Chinese art history and the world's art history. The historical position of these artistic buildings is on a par with that of Florence and Venice in Italy. The remaining works are marvelously various

and are artistic treasures that have passed down over thousands of years”⁶. Teng Ku regarded Longmen Grottoes as a cultural and artistic symbol as well as a debatable topic and a subject that requires attention in the Chinese art history. Longmen Grottoes have not only been viewed as the core of Sinification of Buddhist art by modern Chinese scholars, but more importantly, they present the confident blending between Chinese and foreign cultures in the prosperous Tang dynasty with united political and religious power.

4. Conclusion

A new narrative mode for Chinese art history gradually emerged in the first half of the 20th century under the influence of the western academic community, from the ancient research on painting and calligraphy that relied on remaining historical literature to a modern method targeting both texts and physical objects (a variety of tangible remains such as calligraphy, paintings, artefacts, inscriptions on ancient bronze and stone tablets, and ancient cultural relics). The research subjects also shifted from calligraphy and paintings to various art fields. In this period, the tangible cultural heritage that was not originally included in ancient painting records was viewed as a part of the larger topic in Chinese art history, significantly expanding the spatial and temporal dimensions of discussion in this

Abb. 8 und 9: The photograph of Buddha statue of Lushena in Longmen Grottoes by Teng Ku, December 16, 1934



6 TENG, Ku: A Brief History of Chinese Fine Arts (《中國美術小史》), Shanghai 1926, p. 18.

discipline. In addition, in terms of methodologies, scholars started to emphasize both empirical analysis and interpretations, with research topics classified as specialized subjects, which marked an evident difference from the methodology adopted by the ancient Chinese literati who tended to carry out research from text to text. Such a methodology manifests a modern awareness of “field surveys”, and attaches great importance to revealing the unique value of Chinese ancient cultural heritage in the world’s cultural and artistic history. Such an academic trend significantly promoted the expansion and transformation of Chinese art history research in the first half of the 20th century in terms of the view of the research history, historical periodization, research subjects, genres, scope of historic materials, and narrative models. It gave birth to the “art history without names” in China and inspired Chinese scholars to examine the connections between the “classic” works that had long been separated in research and the aesthetic trends as well as creation paradigms throughout the ancient painting history.

Teng Ku’s research on ancient Chinese cultural heritage was started exactly against such an academic background. Teng’s numerous field surveys on ancient cultural relics inspired him to take new starting points and methodologies in his academic papers. After he returned from Germany, these experiences shaped his perspectives, thinking patterns, and interpretations about ancient China, especially the cultural and artistic styles in Han and Tang dynasties, which already manifested the implications of “archaeology of fine arts”. In the meantime, Teng Ku also impacted surveys and research conducted by same-generation Chinese artists, historians, and archaeologists in the 1940s, including Wang Ziyun, Xiang Da, Chang Shuhong, Shi Yan, Feng Guanyi, and Cen Jiawu, on ancient cultural heritage in north-western and south-western China. In this period, the field surveys on China conducted by European and Japanese scholars earlier than their Chinese counterparts put Chinese scholars under great pressure, including Teng Ku. Teng Ku’s cultural heritage surveys on China were conducted in the 1930s when Japan imposed unprecedented military and political pressure on northern China. During this period, the Japanese military planned to occupy northern China and invade other Chinese territories, which further increased the pressure on the preservation of ancient cultural relics in northern China and raised concerns in the central government. In such a critical moment, Chinese scholars’ dedication to cultural heritage research embodied their determination to recreate the narrative system for Chinese ancient art, protect the orthodoxy of the Chinese civilization and regain national cultural esteem.

Therefore, the formation of Teng Ku’s thoughts of cultural heritage research was undoubtedly consistent with the construction of the concept of national identity in modern China, the transformation and transmission of national culture, and the ideal of revitalizing national artistic spirits. Against such a backdrop, to preserve the wealth of national cultural heritage and pass it down to future generations has great political significance for seeking the ethnic consciousness, building a national identity, and publicizing the past glory of the nation. This consensus shared by top leaders and Chinese scholars at that time highlighted Chinese people’s concern over the fate of their national culture, their cultural identity and self-evaluation, as well as their responsibility of cultural heritage preservation. In return,

modern Chinese art historians including Teng Ku were inspired to update their thoughts on the research paradigms of ancient cultural heritage. As a result, a precious institutional legacy has been left to the current preservation and research of Chinese cultural heritage, and contemporary Chinese scholars have thus been profoundly inspired.

5. Bibliography

Principal works and translations by Teng Ku, in chronological order:

- TENG, Ku Recent Thoughts on Art, in: *Aesthetic Education* (《美育》) 6 (1921), p.23-28.
- CLASS, Curt: The Theme and Method of Oriental Art Research in Europe, translated by Teng Ku, in: *The Newspaper of New Current Affairs* (《時事新報》), June 5, 1925.
- TENG, Ku: A Brief History of Chinese Fine Arts (《中國美術小史》), Shanghai 1926.
- TENG, Ku: Zur Bedeutung der Südschule in der chinesischen Landschaftsmalerei, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 7 (1931), p.156-163.
- TENG, Ku: Pompeii, The Dead City in Italy, in: *Oriental Magazine* (《東方雜誌》) 28 (1931), p. 55-64.
- TENG, Ku: Tuschespiele, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 8 (1932), p. 249-256.
- TENG, Ku: Su Tung P'o als Kunstkritiker, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 8 (1932), p. 104-111.
- TENG, Ku: History of Painting in Tang and Song Dynasties (《唐宋繪畫史》), Shanghai 1933.
- TENG, Ku: The Relics of the European Palace in Yuanmingyuan Park (《圓明園歐式宮殿殘跡》), Shanghai 1933.
- TENG, Ku: The Monuments of Ho Chu-ping's Tomb and Some Sculptures of the Han Dynasty, in: *Nanking Journal* (《南京雜誌》) 4 (1934), page number unknown.
- TENG, Ku: Chinesische Malkunsttheorie in der Tang-und Sungzeit: Versuch einer geschichtlichen Betrachtung, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 10 (1934), p. 157-175, p. 236-251 and in: *Ostasiatische Zeitschrift* 11 (1935), p. 28-57.
- TENG, Ku: A Few Notes on the Forms of Some Han Sculpture, in: *T'ien Hsia Monthly* (《天下月刊》) 1 (1935), p. 512-516.
- TENG, Ku: Einführung in die Geschichte Malerei Chinas, in: *Sinica* 10 (1935), p. 199-243.
- GOLDSCHMIDT, Adolph: Kunstgeschichte, translated by Teng Ku, in: *The Magazine of Current Events* (《時事類編》) 14 (1936), p. 87-91.
- TENG, Ku: The Record of Investigating Chinese Ancient Cultural Heritage (《征途訪古述記》), Shanghai 1936.
- TENG, Ku / DONG, Zuobin / CHEN, Nianzhong: Report on Inspection of Preservation of Antiquities in Kaifeng and Luoyang (《視察汴洛古物保存狀況報告》), Printed by Cultural Heritage Preservation Committee of the Central Government, 1936.
- TENG, Ku: Zoomorphic Patterns on Semi-circular Eaves Tiles in Yan Xiadu, in: *Journal of Jinling* (《金陵學報》), 2.6 (1936), p. 1-16.
- MONTELIUS, Oscar: The Method of Prehistoric Archaeology (《先史考古學方法論》), translated by Teng Ku, Shanghai 1937.

Further reading:

- FISCHER, Otto: *Die Chinesische Malerei der Han Dynastie*. Berlin 1931.
- LEVY, Evonne / WEDDIGEN, Tristan: *The Global Reception of Heinrich Wölfflin's Principles of Art History*, Washington D.C. 2015.
- SAKANISHI, Shio: Chinesische Malkunsttheorie in der Tang-und Sungzeit: Versuch einer geschichtlichen Betrachtung by Ku Teng. Sonderdruck aus der Ostasiatischen Zeitschrift. In: *Journal of the American Oriental Society* 56.4 (1936), p. 530-531.
- WEI, Haoyu: A Research of Teng Ku's Renaming, in: *Art Research*(《美術研究》), 4 (2014), p. 46-55.
- WEI, Haoyu: A Preliminary Study on Teng Ku's Early Literature and Art Composition, in: *Journal of National Museum of China* (《中國國家博物館館刊》) 11 (2016), p. 134-144.
- WEI, Haoyu: A Further Study on Teng Ku's Early Literature and Art Composition, in: *Art Work* (《藝術工作》) 5 (2017), p. 61-67.
- WEI, Haoyu: *Teng Ku's Ideological Choice and Artistic Conception in Early Times (1917-1923)* (《滕固的早年思想抉擇與文藝觀念 (1917-1923)》), Master Thesis, Tsinghua University, 2018.
- WEI, Haoyu: A Review of Teng Ku's Research Achievements in the Past 30 Years from a Multidisciplinary Perspective, in: *Art in China* (《中國美術》) 3 (2018), p. 102-112.
- WEI, Haoyu: The Prospect of Methodology in the Research of Figures in Modern Chinese Art history: A Case Study of Teng Ku, in: *Art Panorama* (《美術大觀》), 4 (2019), p. 50-51.
- WEI, Haoyu: The Power of Fieldwork: The Perspective of New Art History of Teng Kuthrough Two Investigates in Longmen Grottoes, in: *Reading* (《讀書》), 7 (2021), p. 121-130.
- WEI, Haoyu: *Research on Teng Ku's Academic Thoughts* (《滕固學術思想研究》), Doctoral Dissertation, Tsinghua University, 2021.

Viel Lärm um die Stille

Die Geschichte des Raums der Stille an der Universität Paderborn im Spannungsfeld zwischen Religionsfreiheit und weltanschaulicher Neutralität

von Jan Christian Pirsch

Einleitung

„Der Raum der Stille ist ein offenes Angebot für alle Angehörigen der Universität Paderborn zu meditieren, zu beten oder einfach Ruhe zu finden. Ob muslimisches Gebet, christlicher Gottesdienst oder Stille-Meditation – der Raum der Stille ist für alle offen, die einen Moment der Stille im alltäglichen Uni-Getümmel suchen. Auch kann er Begegnungen und Gespräche vor dem Raum zwischen gläubigen und nicht-gläubigen Menschen anregen.“¹

Als Rückzugsort vor der Hektik des Universitätsalltags bewirbt das für dessen Verwaltung zuständige Zentrum für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften (ZeKK) den Raum der Stille an der Universität Paderborn, der in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen feiert (Abb. 1). Das Konzept scheint damit einen Nerv zu treffen, sind die Phänomenologie der Stille, des Schweigens und der Unterbrechung doch jüngst vielfach – auch interdisziplinär – untersucht worden.² Doch hält die Einladung, was sie verspricht? Tatsächlich gab es in den vergangenen Jahren, zumindest vor der Coronapandemie, viel Lärm um die Stille: Entsprechende Räume an verschiedenen deutschen Hochschulen hatten oftmals keine gute Presse, vielerorts wurden sie wegen einer einseitigen religiösen Nutzung geschlossen. Auch der Raum der Stille an der Universität Paderborn scheint sich inmitten eines regelrechten Spannungsfeldes zu befinden, nämlich der Debatte um die Auslegung von Religionsfreiheit und weltanschaulicher Neutralität.

Bevor sich dieser Aufsatz mit der Entwicklung des Konzepts des Raums der Stille im öffentlichen Raum und im Besonderen an staatlichen Hochschulen befasst und schließlich den Fokus auf die Geschichte des Raums der Stille an der Universität Paderborn lenkt, sind zunächst staatskirchenrechtliche Vorüberlegungen anzustellen. Wie ist das Verhältnis von Staat und Religion insbesondere im Hinblick auf die im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und weiteren bedeutsamen Verfassungen verankerte Religionsfreiheit historisch geregelt? Wie ist das weltanschauliche Neutralitätsgebot einzuordnen, auf das sich insbesondere Hochschulleitungen berufen, die der sichtbaren Präsenz von Religiosität auf

¹ ZENTRUM FÜR KOMPARATIVE THEOLOGIE UND KULTURWISSENSCHAFTEN, Raum der Stille; URL: <https://kw.uni-paderborn.de/zekk/raum-der-stille/>.

² Vgl. etwa WENZEL, Kristin: *Erfahrungsraum Stille. Eine ästhetisch-phänomenologische Betrachtung*, Berlin 2018 (Kaleidogramme 159); DAAG, Alexander/ LEHNERT, Christian (Hg.): *Stille. Liturgie als Unterbrechung* (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 33), Leipzig 2020.



UNIVERSITÄT
PADERBORN

ZeKK
Zentrum für Komparative Theologie
und Kulturwissenschaften

IMPULSE ZUM KENNENLERNEN
MITTWOCH, 26. JUNI 2019 | 13.00 UHR

LEBENDIGKEIT

IM RAUM DER STILLE

DIE AKTIVEN GRUPPEN LADEN EIN
Raum N3.206

Deutschsprachiger Multinationaler Muslim Kreis e.V. Paderborn
Evangelische Studierendengemeinde Paderborn
Hochschul-SMD Paderborn
Hochschulsport der Universität Paderborn
Interreligiöser Fachschaftsrat Theologien
Seminar für Islamische Theologie

www.uni-paderborn.de/zekk/raum-der-stille

dem Campus ablehnend gegenüberstehen? Und wie ist gewährleistet, dass Theologie(n) und Religionen, aber auch multi- bzw. interreligiöse Räume an Universitäten ihren Platz haben (können)?

Staatskirchenrechtliche Vorüberlegungen³

Der evangelische Theologe Hartmut Kress fasst in einem Satz zusammen: „Unter ‚Religionsfreiheit‘ ist das Grundrecht zu verstehen, dem zufolge jeder Mensch in seiner religiösen und nicht religiösen Überzeugung zu achten und zu schützen ist.“⁴ Nur am Rande kann an dieser Stelle erwähnt werden, dass ausgerechnet die Religionen selbst ihre Probleme mit dem Begriff der Religions-

Abb. 1

- 3 Eine Vorbemerkung zu den Vorüberlegungen: Das für die Hinführung zum Thema dieses Aufsatzes so wichtige Verhältnis von Staat und Kirche/Religion als Staatskirchenrecht zu bezeichnen, ist durchaus umstritten. So entfachte sich in den 2000er Jahren ein begriffspolitischer Grundsatzstreit, der sich gut in dem Sammelband „Staatskirchenrecht oder Religionsverfassungsrecht?“ von Hans Michael Heinig und Christian Walter nachverfolgen lässt. Walter erklärt dazu: „Religionsverfassungsrecht“ plädiert für eine zivilgesellschaftliche, grundrechtlich angeleitete Bestimmung des Verhältnisses des Staates zu den Religionsgemeinschaften, „Staatskirchenrecht“ hält dagegen an der historisch gewachsenen institutionellen Konzeption fest.“ WALTER, Christian: Einleitung, in: HEINIG, Hans Michael/WALTER, Christian (Hg.): Staatskirchenrecht oder Religionsverfassungsrecht? Ein begriffspolitischer Grundsatzstreit, Tübingen 2007, S. 1–4, Zitat S. 2f. Auch wenn der Begriff „Religionsverfassungsrecht“ vielversprechend ist im Hinblick auf eine Weitung auf nichtchristliche Religionsgemeinschaften, erscheint er als unpassend. So betont Stefan Muckel, dass sich Staatskirchenrecht/Religionsverfassungsrecht „in nicht unerheblichem Maße auch aus sogenannten einfachen Gesetzen [ergebe,] die nicht Teil eines Verfassungsgesetzes sind“. MUCKEL, Stefan: Art. Religionsverfassungsrecht, in: Wissenschaftlich-Religionspädagogisches Lexikon; URL: <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/200636/>.
- 4 KRESS, Hartmut: Religionsfreiheit im Protestantismus: Eine zwiespältige Bilanz. Ideengeschichtliche Impulse des Protestantismus – problematische Distanz – heutiger Klärungsbedarf, in: ZIEBERTZ, Hans-Georg (Hg.): Religionsfreiheit. Positionen – Konflikte – Herausforderungen, Würzburg 2015, S. 79–102, Zitat S. 79.

freiheit hatten und haben.⁵ Heute ist Religionsfreiheit vor allem als „individuelles Schutz-, Abwehr- und Freiheitsrecht“ zu verstehen; erst in zweiter Linie geht es ebenfalls um die „korporativen oder institutionellen Rechte von Kirchen, Religions- oder Weltanschauungsgemeinschaften“.⁶

Die Religionsfreiheit ist in mehreren bedeutsamen Verfassungen historisch verankert. Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland (1949) finden sich in Artikel 4 folgende Sätze, die sich als positive Religionsfreiheit deuten lassen:⁷

- (1) Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich.
- (2) Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.

Auch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen (1948), die Europäische Menschenrechtskonvention (1950) und der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (1966) nehmen Stellung zur Religionsfreiheit – in positiver wie negativer Hinsicht, indem jedem Menschen ein Wechsel der Religion oder Weltanschauung zu gewähren ist.⁸

In Artikel 3 des Grundgesetzes heißt es:

- (3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.

Demnach sind alle Religionen vor dem Gesetz gleich, indem eine Ungleichbehandlung aus religiösen Gründen verboten wird. Wie schwierig eine konsequente Positionierung beim Gleichheitsgrundsatz ist, verdeutlicht Christian Spieß: Eine Gleichbehandlung könne entweder in Form von Verboten oder in Form von für alle Religionsgemeinschaften gleichen Zugeständnissen realisiert werden.⁹

Dem Staat ist es Hans-Georg Ziebertz zufolge jedoch „nicht verwehrt, Unterschiede anderer Art zu berücksichtigen, so etwa die soziale Bedeutung oder den Umfang des Engagements der jeweiligen Religionsgemeinschaft.“¹⁰ Trotz der Trennung von Staat und Kirche nach Artikel 140 des Grundgesetzes (in Bezug auf Artikel 137 der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919) und der religiös-weltanschaulichen Neutralität des Staates beinhaltet das Staatskirchenrecht auch Elemente der Kooperation.¹¹ In Artikel 7 des Grundgesetzes

5 KRESS, Religionsfreiheit im Protestantismus, 79f. Kress zufolge gelte dies insbesondere auch für den Protestantismus: „Als sich das evangelische Christentum im 16. Jahrhundert neben der römisch-katholischen Kirche als neue Konfession etablierte, nahm es für sich selbst, d.h. für die einzelnen evangelischen Christen sowie für die evangelischen Kirchen als ganze, Religionsfreiheit in Anspruch. [...] Anderen Religionen, vor allem dem Judentum, billigte der Protestantismus jedoch über Jahrhunderte keinen eigenständigen oder gleichberechtigten Status zu.“ KRESS, Religionsfreiheit im Protestantismus, S. 80.

6 ZIEBERTZ, Hans Georg: Religionsfreiheit in der Pluralität, in: ZIEBERTZ, Hans Georg (Hg.): Religionsfreiheit. Positionen – Konflikte – Herausforderungen, Würzburg 2015, S. 11–34, hier S. 18.

7 Vgl. ZIEBERTZ, Religionsfreiheit in der Pluralität, S. 18.

8 KRESS, Religionsfreiheit im Protestantismus, S. 80f.

9 SPIESS, Christian: Zwischen Gewalt und Menschenrechten. Religion im Spannungsfeld der Moderne, Paderborn 2016, S. 128.

10 ZIEBERTZ, Religionsfreiheit in der Pluralität, S. 42.

11 Vgl. ZIEBERTZ, Religionsfreiheit in der Pluralität, S. 45.

steht:

- 3) Der Religionsunterricht ist in den öffentlichen Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien Schulen ordentliches Lehrfach. Unbeschadet des staatlichen Aufsichtsrechtes wird der Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften erteilt. Kein Lehrer darf gegen seinen Willen verpflichtet werden, Religionsunterricht zu erteilen.

Ziebertz schreibt dazu: „Dass dabei die Religionsgemeinschaften mitwirken, ist keine unzulässige Verbindung von Staat und Kirche sondern gerade deren Trennung sowie dem Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaften geschuldet.“¹² Hendrik Munsonius betont ebenfalls: „Die Neutralität des Staates nötigt ihn zur Kooperation mit den Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften, weil sich der Staat sonst in Religionsdingen ein eigenes Urteil anmaßen müsste.“¹³ Auch bei der Theologie als Hochschulfach handelt es sich Hans Markus Heimann zufolge um „Forschung und Lehre auf der Grundlage eines Glaubenssystems“.¹⁴ Eine „Einflussnahme“ sei hier ebenso notwendig, da der religiös neutrale Staat keine Theologie ohne oder gegen den Willen einer Religionsgemeinschaft anbieten dürfe.¹⁵ Staatskirchenverträge regeln, dass Kirchenleitungen bei der Berufung von Theologieprofessorinnen und Theologieprofessoren beteiligt werden.¹⁶

Theologie und Religion an der Universität

Das Verhältnis von Wissenschaft und Vernunft auf der einen und Religion und Glaube auf der anderen Seite sowie ihr scheinbarer Gegensatz werden seit Beginn der Aufklärung immer wieder diskutiert.¹⁷ Stephanie Matthias konstatiert: „Besonders im Hinblick auf die theologischen Institute und Fakultäten wird auf Grund dieser Annahme immer wieder die Frage gestellt [...], was Religion und somit auch Theologie an der Universität zu suchen haben.“¹⁸ Artikel 7 des Grundgesetzes und dessen Auslegungen durch Hans-Georg Ziebertz und Hendrik Munsonius sowie Hans Markus Heimanns Weitung auf Theologie als Hochschulfach – das ja auch Religionslehrerinnen und Religionslehrer ausbildet – geben hier jedoch überzeugende Antworten.

12 ZIEBERTZ, Religionsfreiheit in der Pluralität, S. 46.

13 MUNSONIUS, Hendrik: Öffentliche Religion im säkularen Staat, Tübingen 2016, S. 140.

14 HEIMANN, Hans Markus: Deutschland als multireligiöser Staat. Eine Herausforderung, Frankfurt am Main 2016, S. 204.

15 HEIMANN, Deutschland als multireligiöser Staat, S. 204f. Die (zumindest denkbare) theologische Bindung weitet Heimann hier zudem auch auf Hochschulangebote in Judaistik und Islamwissenschaften aus. Tatsächlich hat beispielsweise in Nordrhein-Westfalen ab 2012 ein Beirat mit Vertreterinnen und Vertretern der Islamverbände die Lehrerlaubnis für muslimische Religionslehrer erteilt. Vgl. <https://de.qantara.de/content/nordrhein-westfalen-muss-islam-unterricht-neu-regeln>.

16 SCHILBERG, Arno: Evangelisches Kirchenrecht in Rheinland, Westfalen und Lippe, Stuttgart 2003, S. 167.

17 Vgl. MATTHIAS, Stephanie: Räume der Stille an deutschen Universitäten, in: BEINHAUER-KÖHLER, Bärbel/ ROTH, Mirko/ SCHWARZ-BOENNEKE, Bernadette (Hg.): Viele Religionen – ein Raum?! Analysen, Diskussionen und Konzepte, Berlin 2015, S. 123–146, hier S. 127.

18 MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, 127f. mit Verweis auf WENZ, Gunther: Brauchen Hochschulen religiös geprägte Räume? Skizzen einer Antwort in zehn Thesen, in: Kunst und Kirche, 2/2010, S. 52f., Zitat S. 53.

In Bezug auf Religion an der staatlichen Hochschule fasst Gunther Wenz zusammen: „Universitäten sind Orte der Wissenschaftspflege, nicht der Religionspflege. Es ist daher weder Pflicht noch Recht der Universität, spezifische Religionsangebote zu machen. [...] Die Universität ist als Universität kein solcher Raum und hat auch nicht die Aufgabe, in eigener Regie solche Räume zu schaffen oder zur Verfügung zu stellen.“¹⁹ Aber: Das bedeutet umgekehrt auch nicht, dass „sie die Pflicht oder das Recht hätte, Religion aus ihren Räumen zu verbannen“.²⁰ Die Religionsfreiheit gilt somit auch hier, wie eingangs herausgearbeitet, in positiver und negativer Weise.²¹ Es gilt nun zu untersuchen, wie ein ‚Raum‘ im tatsächlichen Sinne innerhalb der Universitäten gestaltet sein könnte, der auch religiösen Menschen die Möglichkeit zu Gebet und Andacht gibt.

Zur Geschichte multi- und interreligiöser Räume

Der katholische Paderborner Studierendenpfarrer und Dompastor Nils Petrat, der unter anderem den Raum der Stille an der Universität Paderborn im Rahmen seiner Dissertation untersuchte, veröffentlichte 2015 ein hierauf aufbauendes Buch mit dem Titel „Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden. Ein Trendphänomen kirchenrechtlich betrachtet“.²² In seiner Einleitung behauptet er mit Verweis auf die Einrichtung dieser Räume etwa in Parlamentsgebäuden, Schulen und Hochschulen sowie Fußballstadien, dass der Trend hin zur Einrichtung dieser auch multireligiös genutzten Räume „eindeutig“ sei.²³ Zwar schreibt auch Religionswissenschaftlerin Bärbel Beinhauer-Köhler, dass die „zunehmende Präsenz von Religionsräumen mit pluraler Beteiligung [...] zunächst als modernes Phänomen zunehmender religiöser Toleranz“ erscheine.²⁴ Mit Blick in die Religionsgeschichte konstatiert sie jedoch, dass sie alles andere als das von Petrat so bezeichnete Trendphänomen seien: „[P]lurale religiöse Begegnungsräume sind per se kein modernes Phänomen.“²⁵ In antiken polytheistischen Systemen sei „wiederholt ein direktes Nebeneinander von Einzelaltären in einem Gebäude“ anzutreffen.²⁶

An dieser Stelle ist eine Differenzierung notwendig, wie sie sich etwa bei der Architektin und Kunsthistorikerin Sabine Kraft finden lässt: Sie unterscheidet zwischen *multireligiösen* und *multifunktionalen (interreligiösen)* Räumen der Stille.²⁷ Beide sind wiederum von einem *heiligen* Raum abzugrenzen, etwa dem Kirchenraum. Dieser Ort wird Franz-Heinrich Beyer zufolge „aufgrund seiner natürlichen Gegebenheiten als religiöser und heiliger

19 WENZ, Brauchen Hochschulen religiös geprägte Räume?, S. 53.

20 Vgl. WENZ, Brauchen Hochschulen religiös geprägte Räume?, S. 53.

21 Vgl. MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, S. 128.

22 PETRAT, Nils: Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden. Ein Trendphänomen kirchenrechtlich betrachtet, Essen 2015 (Beihefte zum Münsterischen Kommentar 71).

23 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 1f.

24 BEINHAUER-KÖHLER, Bärbel: Im Zwischenraum. Plurale Raumarrangements aus religionswissenschaftlicher Perspektive, in: BEINHAUER-KÖHLER, Bärbel/ ROTH, Mirko/ SCHWARZ-BOENNEKE, Bernadette (Hg.): Viele Religionen – ein Raum?! Analysen, Diskussionen und Konzepte, Berlin 2015, S. 55–76, Zitat S. 55.

25 BEINHAUER-KÖHLER, Im Zwischenraum, S. 55.

26 BEINHAUER-KÖHLER, Im Zwischenraum, S. 57.

27 KRAFT, Sabine: Räume der Stille, Marburg 2007, S. 30.

Ort empfunden“, er spricht vom Prinzip der religiösen Kontinuität.²⁸ Auch Manfred Josuttis bezeichnet als heiligen Raum einen „Ort erfahrener Gottespräsenz“.²⁹ Der irdische Kultbau sei dabei „Abbild der himmlischen Welt“.³⁰ Eine zumindest interkonfessionelle Nutzung dieser Gebetsräume besitze auch in Mitteleuropa seit der Reformation eine lange Tradition, schreibt Ute Versteegen: „Entsprechende Kirchenbauten [...] werden [...] als ‚Simultankirchen‘ oder ‚paritätische Kirchen‘ bezeichnet.“³¹ Zudem sei belegt, dass über mehrere Jahrhunderte hinweg verschiedene christliche Konfessionen und eine muslimische Institution in der Jerusalemer Grabeskirche ansässig gewesen seien.³²

Doch zurück zu Sabine Kraft: Als *multireligiöse* Räume der Stille versteht sie Komplexe, in denen separate Kulträume zu einer Gesamtheit verschaltet sind, indem sie „Elemente aus Kirche, Moschee und Synagoge in einem Raum vereinen, so dass es verschiedene Zonen innerhalb des Raumes der Stille gibt; auch weitere Glaubensrichtungen dürfen in einem multireligiösen Raum ihre eigene ‚Nische‘ finden.“³³ Dabei wird aber sogleich deutlich, wie ambitioniert das Vorhaben ist, möglichst viele Anhänger verschiedener Religionen und Weltansichten anzusprechen; auch Kraft analysiert: „Ein Raum, der den Anspruch auf Universalismus aufgrund einer möglichst reichhaltigen und differenzierten Auswahl an Kultecken erhebt, muss mit dem Risiko des Scheiterns leben.“³⁴ Zudem sei der Typus aufgrund der baulichen Anforderungen aufwendig und in der Praxis wenig verbreitet, sodass die universale Anwendung eines multireligiösen Raumes „eine gut gemeinte, aber wohl eher utopische Sehnsucht“ sei.³⁵

Dem gegenüber stehen *multifunktionale (interreligiöse)* Räume der Stille. Dieser Typus stehe Menschen aller Kulturen und religiöser Bekenntnisse offen: „Der neutrale Ort wird nur während seiner Nutzung zum sakralen Ort, wenn Meditationen, Gebete und religiöse Feiern stattfinden.“³⁶ Die gewählte Form der „Leere“ vermeide fest installierte Symbolisierungen, zudem existiere das Nebeneinander der Religionen meistens nicht gleichzeitig, sondern nacheinander: „Dies schließt die gelegentliche simultane Nutzung nicht aus, zum Beispiel in Form von interreligiösen Gemeinschaftsfeiern.“³⁷ Der Typus sei zudem „freilich auch als reiner Erholungsbereich“ geeignet.³⁸

28 BEYER, Franz-Heinrich: Geheiligte Räume. Theologie, Geschichte und Symbolik des Kirchengebäudes, Darmstadt 2008, S. 16.

29 JOSUTTIS, Manfred: Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991, S. 67.

30 JOSUTTIS, Der Weg in das Leben, S. 70.

31 VERSTEGEN, Ute: Normalität oder Ausnahmesituation? Multireligiöse Raumnutzungen aus historischer Perspektive, in: BEINHÄUER-KÖHLER, Bärbel/ ROTH, Mirko/ SCHWARZ-BOENNEKE, Bernadette (Hg.): Viele Religionen – ein Raum?! Analysen, Diskussionen und Konzepte, Berlin 2015, S. 77–96, Zitat S. 94.

32 VERSTEGEN, Normalität oder Ausnahmesituation?, S. 81f.

33 KRAFT, Räume der Stille, S. 30.

34 KRAFT, Räume der Stille, S. 31.

35 KRAFT, Räume der Stille, S. 32.

36 KRAFT, Räume der Stille, S. 33.

37 KRAFT, Räume der Stille, S. 34.

38 KRAFT, Räume der Stille, S. 34.

Räume der Stille in öffentlichen Gebäuden

Mit Sabine Kraft bleibt festzuhalten: Räume der Stille ohne „Stauraum für liturgisches Gerät und dergleichen“³⁹ sind weder religiös noch in anderer Weise ideologisch gefärbt, auch wenn sie dabei durchaus eine sakrale Ausstrahlung haben können. Dennoch hätten sie auch für Menschen ohne religiöse Bindung ihre Bedeutung, wie bereits 1957 der damalige UNO-Generalsekretär Dag Hammarskjöld erkannt habe, als er im Hauptgebäude der Vereinten Nationen in New York den zentralen „Room of Quiet – The United Nations Meditation Room“ eingerichtet habe.⁴⁰ Kraft bezeichnet ihn aufgrund seiner „gegenstandslosen Ästhetik“ als „Urtypus“ für heutige Einrichtungen dieser Art.⁴¹

Im selben Absatz nennt sie als weitere Beispiele für Räume der Stille jenseits „religiöser, ethnischer, kultureller und historischer Unterschiede“ jene Räume im Brandenburger Tor in Berlin und auf dem UNESCO-Gelände in Paris.⁴² Später führt sie als überkonfessionelle Variante der „Kapelle am Weg“ oder der Autobahnkirche den Gedenkraum am Flughafen Düsseldorf an: Fünf Jahre nach der Brandkatastrophe vom 11. April 1996 mit 17 Toten eingerichtet, ist er nicht nur Rückzugsort für ein Gebet oder einen Moment der Ruhe, sondern auch eine Gedenkstätte für die Opfer des Feuers.⁴³ Auch die 2001 erstmals in einem deutschen Fußballstadion eingerichtete Arena-Kapelle „auf Schalke“ findet bei ihr mit einem eigenen Kapitel Erwähnung.⁴⁴ Die „Kapelle“ sei in Form und Funktion mit einem „Raum der Stille“ gleichzusetzen, wobei letztere Bezeichnung als objektiver empfunden werde und einladender für Andersgläubige sei.⁴⁵

Räume der Stille an deutschen Universitäten

Für Stephanie Matthias, die in ihrer Masterarbeit Räume der Stille an deutschen Universitäten untersuchte und ihre Ergebnisse in einem Beitrag für einen Sammelband zusammenfasste, ist die Universität wie Bahnhöfe, Flughäfen oder Regierungsgebäude ein Ort, an dem es hektisch zugehe, sodass Räume der Stille ermöglichen, einen Moment zur Ruhe zu kommen: „Diese Möglichkeit steht Menschen aller Weltanschauungen offen. Im Speziellen kann ein solcher Raum auch Menschen zur Verfügung stehen, die religiöse

39 KRAFT, Räume der Stille, S. 34.

40 Vgl. KRAFT, Räume der Stille, S. 34.

41 KRAFT, Räume der Stille, S. 34.

42 KRAFT, Räume der Stille, S. 34. Petrat stellt als Beispiele im Bereich des staatlichen Sektors den Raum der Stille im Landtag von Nordrhein-Westfalen und den Andachtsraum im Reichstagsgebäude vor: PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 99–106.

43 KRAFT, Räume der Stille, S. 91. Zum ersten Jahrestag ist dort auch eine Gedenkinschrift für die Opfer des Germanwings-Unglücks vom 24. März 2015 eingeweiht worden, vgl. <https://www.dus.com/de-de/services/news/germanwings-gedenkraum>. Als weiteren Gedenkraum stellt Kraft den Raum der Stille im Gutenberg-Gymnasium Erfurt vor, an dem 2002 ein ehemaliger Schüler 16 Menschen erschoss und sich anschließend selbst tötete: KRAFT, Räume der Stille, S. 72–78.

44 KRAFT, Räume der Stille, S. 94–100. Auch Petrat befasst sich in einem eigenen Kapitel mit der Kapelle in der „Arena Auf Schalke“: PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 141–146.

45 KRAFT, Räume der Stille, S. 29.

Rituale an einem ‚würdigen‘ Ort vollziehen möchten.“⁴⁶ Auch bei Nils Petrat nehmen Räume der Stille an deutschen Universitäten einen größeren Umfang in seiner Untersuchung ein. Dabei bestätigt er die Beobachtungen, die in den staatskirchenrechtlichen Vorüberlegungen dieses Aufsatzes gemacht wurden, indem er feststellt, dass die Frage nach religiösen Räumen an der Hochschule als einem öffentlichen Ort als „besonders sensible und brisante Thematik“⁴⁷ erscheine:

*„Wirksam werden dabei die jeweiligen Vorstellungen vom Charakter einer öffentlichen staatlichen Bildungseinrichtung und der Konkretisierung von deren ‚weltanschaulicher Neutralität‘ bzw. auf der anderen Seite der Gewährung des Grundrechts der Religionsfreiheit und der Religionsausübung. Im Grunde erscheint hier wie unter einem Brennglas die Frage nach dem angemessenen Verhältnis von Religion/Kirche und Staat.“*⁴⁸

Neben der Universitätskirche St. Ludwig der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie Gebetsräumen an der Technischen Universität München führt Petrat im Folgenden das „Haus der Stille“ auf dem Westend-Campus der Universität Frankfurt und auch den Raum der Stille in der Universität Paderborn an. Mit Blick auf das muslimische Gebet zeigt er eine Spannung „zwischen der in weiten Teilen der islamischen Tradition angemahnten strikten Trennung von Männern und Frauen beim Gebet (zumindest durch einen Vorhang) und dem Bestreben der Universitätsleitungen, den gesellschaftspolitischen und auch gesetzlich verankerten Anliegen der Gleichberechtigung und der Anti-Diskriminierung gerecht zu werden“ auf.⁴⁹

Womit Petrat tatsächlich einen wunden Punkt anspricht, der an zahlreichen Universitäten für Konflikte in den überkonfessionell eingerichteten Räumen der Stille gesorgt hat. Besonderes Aufsehen erregte die Schließung des Raums der Stille an der Hochschule Bochum. Hier mussten einem Bericht von Louisa Schmidt (*Spiegel online*) zufolge sogar Polizei und Verfassungsschutz eingreifen, weil ein Salafist heimliche Treffen abhielt; zudem hätten Muslime „den Raum besetzt und ihn mit Decken geteilt, damit Männer und Frauen nicht zusammen beten.“⁵⁰

Ebenfalls geschlossen wurde der Raum der Stille an der Technischen Universität Dortmund. Die dortige Leiterin des Referats Hochschulkommunikation und Pressesprecherin, Eva Prost, begründete den Schritt in einem Interview mit *Spiegel online* wie folgt:

„Hier haben Studierende den Raum eigenmächtig umgestaltet und dabei massiv gegen die Nutzungsordnung verstoßen, in der es heißt, dass der Raum ‚weltanschaulich und religiös neutral‘ zu halten ist. Es waren improvisierte Wände aufgestellt worden, um Männer und Frauen zu trennen. Der Koran lag aus, es gab Möglichkeiten zur Fußwaschung, auch

46 MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, S. 133.

47 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 115f.

48 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 115f.

49 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 127.

50 SCHMIDT, Louisa: Zum Beten bitte hinter den Vorhang; URL: <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/raum-der-stille-so-beten-muslime-und-christen-an-unis-zusammen-a-1076376.html>.

*Gebetsteppiche wurden hier gelagert. Auf Flyern wurden Frauen angewiesen, Kopftuch zu tragen, auch wenn wir nicht wissen, ob das tatsächlich durchgesetzt wurde. [...] Gegen Geschlechterdiskriminierung müssen wir vorgehen, denn als staatliche Einrichtung sind wir dem Grundgesetz verpflichtet.*⁵¹

Bereits wenige Monate nach Einrichtung des Raums 2012 soll es Bestrebungen gegeben haben, einen muslimischen Gebetsraum daraus zu machen, 2016 wurde er schließlich geschlossen. Prost erklärte in dem Interview: „Wir halten das Experiment des konfessionsneutralen ‚Raums der Stille‘ für gescheitert.“⁵² Auch sie betont, dass die Universität nicht verpflichtet sei, einen Gebetsraum zur Verfügung zu stellen.⁵³

Die Universität Hamburg veröffentlichte 2017 nach Zwischenfällen zwischen Anhängern verschiedener Religionen und Nichtgläubigen als erste deutsche Hochschule einen Verhaltenskodex zur Religionsausübung.⁵⁴ Sieben Punkte sind in dem Papier aufgeführt, die einen ausgewogenen Mix aus Zuspruch und Anspruch beinhalten, darunter auch die Religionsfreiheit im positiven wie negativen Sinne: „Die Religionsfreiheit der *Universitätsangehörigen*, d.i. der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, der Studierenden sowie der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist gewährleistet. Diese umfasst nicht nur die Freiheit, einen Glauben zu haben und diesen auszuüben, sondern auch die Freiheit, keinen Glauben zu haben.“⁵⁵ Zehn Theologen, Philosophen und Juristen arbeiteten an dem Kodex, dessen Kernbotschaft lautete: „Religionsfreiheit gilt an der Uni, sie endet aber, wo die Uni-Arbeit beeinträchtigt wird.“⁵⁶ Mit dem Ergebnis waren auch der AstA und die christlichen und muslimischen Hochschulgemeinden zufrieden.⁵⁷

Das Präsidium jedoch ergänzte diesen Kodex eigenmächtig ohne weitere Absprache um eine zehn Punkte umfassende Ausführungsbestimmung, die tief in den Alltag religiöser – insbesondere muslimischer – Studierender eingreift.⁵⁸ Gleich im ersten Punkt heißt es: „Im Raum der Stille wird keine Form der Diskriminierung geduldet. Dazu gehört unter anderem auch die Diskriminierung des weiblichen oder männlichen Geschlechts durch eine geschlechtsspezifische Teilung des Raumes.“⁵⁹ Infolgedessen ist der Vorhang im Raum

51 KAUFMANN, Matthias: „Wir halten das Experiment gescheitert“; URL: <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/raum-der-stille-der-tu-dortmund-muslime-bauen-raum-um-a-1076269.html>.

52 KAUFMANN, „Wir halten das Experiment gescheitert“.

53 Vgl. KAUFMANN, „Wir halten das Experiment gescheitert“.

54 TANGERMAN, Geli: Hamburger Universität muss religiösen Verhaltenskodex einführen; URL: <https://www.welt.de/regionales/hamburg/article169771272/Hamburger-Universitaet-muss-religioesen-Verhaltenskodex-einfuehren.html>.

55 UNIVERSITÄT HAMBURG, Verhaltenskodex zur Religionsausübung an der Universität Hamburg; URL: <https://www.uni-hamburg.de/uhh/profil/leitbild/verhaltenskodex-religionsausuebung.html>.

56 EISENREICH, Ruth: Eisern beim Vorhang. Erschienen am 2. November in der ZEIT Nr. 45/2017; URL: <https://www.zeit.de/2017/45/universitaet-hamburg-raum-der-stille-religionen-verhaltenskodex/komplettansicht>.

57 Vgl. EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

58 Vgl. EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

59 DER PRÄSIDENT DER UNIVERSITÄT HAMBURG, Ausführungsbestimmung des Präsidiums zum Verhaltenskodex zur Religionsausübung an der Universität Hamburg der AG Religionsausübung; URL: <https://www.uni-hamburg.de/uhh/profil/leitbild/verhaltenskodex-religionsausuebung.html>.

der Stille entfernt worden.⁶⁰ Weiter heißt es, dass religiöse Feste auf dem Gelände der Universität nicht stattfinden, sondern auf den Raum der Stille zu beschränken seien,⁶¹ zudem sind rituelle Fußwaschungen in sanitären Anlagen untersagt, da sie „als eine Form der aufgedrängten Auseinandersetzung mit der Religion Anderer empfunden werden können.“⁶² Im Gespräch mit der *Zeit* erklärte nicht nur Studentin Nada Knadi, dass sich die Ausführungsbestimmung so lese, „als müsse man uns unzivilisierte Muslime zurechtweisen“,⁶³ auch Gisela Groß-Ikkache, Pastorin der Evangelischen Studierendengemeinde Hamburg, äußerte Kritik: „Vieles wäre glücklicher formuliert worden, wären wir einbezogen worden“.⁶⁴

Zuletzt geriet der Raum der Stille am Campus Essen der Universität Essen-Duisburg in die Schlagzeilen – und das bereits vor dessen Fertigstellung. Denn die im Herbst 2018 vom Senat verabschiedete Nutzungsordnung schließt eine religiöse Nutzung insbesondere für muslimische Studierende weitgehend aus: „Kollektiv-rituelle Handlungen“, also auch das Ausrollen eines Gebetsteppichs und das gemeinschaftliche Gebet, seien nicht zulässig. Verboten sind zudem „rituelle Waschungen im Raum der Stille und in seiner Umgebung“.⁶⁵

Doch in dem bereits erwähnten Artikel Louisa Schmidts gibt es auch andere Beispiele: Zum Haus der Stille der Uni Frankfurt schreibt sie, dass eine Empore gebaut wurde, um ein getrenntes Gebet von Männern und Frauen zu ermöglichen.⁶⁶ Auch der Raum der Stille an der Universität Paderborn ist aufgeführt, auf einem entsprechenden Bild ist der Vorhang des Raums gut zu erkennen. „Die verschiedenen Regeln machten ein friedliches Miteinander möglich“, wird „ein Pressesprecher“ – vermutlich Tibor Werner Szolnoki, der auch als Bildnachweis angegeben ist – von der Autorin zitiert.⁶⁷

Der Raum der Stille an der Universität Paderborn

Der Raum der Stille an der Universität Paderborn ist am 11. Mai 2011, damals noch in Raum ME0.220 im Mensagebäude, offiziell eröffnet worden. Wie Nils Petrat mit dem Verweis auf interne Archivbestände der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) Paderborn schreibt, war dieser Raum bereits seit den 1980er Jahren von der KHG, später auch

60 Vgl. EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

61 Das zielt Eisenreich zufolge offenbar auf das große Fastenbrechen der Islamischen Hochschulgemeinde ab, gelte jedoch nicht für Weihnachtsfeiern, da diese Präsident Dieter Lenzen zufolge kein religiöses Fest seien, sondern „ein Brauch in vielen Betrieben, der keine religiösen rituellen Elemente enthält“. EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

62 DER PRÄSIDENT DER UNIVERSITÄT HAMBURG, Ausführungsbestimmung des Präsidiums zum Verhaltenskodex zur Religionsausübung an der Universität Hamburg der AG Religionsausübung.

63 EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

64 EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

65 NIEWERTH, Gerd: Keine religiöse Nutzung: Streit über „Raum der Stille“; URL: <https://www.waz.de/staedte/essen/streit-an-essener-uni-ueber-raum-der-stille-schwelt-weiter-id215574213.html>. Zwei Jahre zuvor war ein muslimischer Gebetsraum an der Universität geschlossen worden – auch, weil er nach Geschlechtern getrennt war und auf muslimischen Internetseiten als Moschee geführt wurde. Vgl. NIEWERTH, Gerd: Universität richtet „Raum der Stille“ am Campus Essen ein; URL: <https://www.waz.de/staedte/essen/uni-richtet-raum-der-stille-am-campus-essen-ein-id213166773.html>.

66 SCHMIDT, Zum Beten bitte hinter den Vorhang.

67 SCHMIDT, Zum Beten bitte hinter den Vorhang.

von der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) Paderborn, als Gebets- und Meditationsraum genutzt worden.⁶⁸ Im Rahmen der Eröffnung hatte die damalige Sprecherin des Deutschsprachigen Multinationalen Muslimkreises (DMMK), Mariam Ben Chagra, daran erinnert, dass die muslimischen Studierenden lange Zeit „in dunklen Kellernischen“ hätten beten müssen.⁶⁹ Stephanie Matthias wählte in ihrer Untersuchung den Paderborner Raum der Stille als eines von vier Fallbeispielen aus. Sie schreibt, dass es „anfänglich Gegenstimmen und Sorgen auf Seiten der Universitätsleitung“ gegeben habe.⁷⁰ Mit Verweis auf einen namentlich nicht genannten Interviewpartner hält sie fest: „Dabei wurde einerseits mit der Widersprüchlichkeit von Religion und Wissenschaft argumentiert; andererseits sei in den Planungsgesprächen [...] auch die ‚Angst vor der Religiosität‘ offensichtlich geworden.“⁷¹

Im November 2009 hatte sich an der Universität Paderborn das Zentrum für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften (ZeKK) als neue interdisziplinäre Forschungseinrichtung mit unterschiedlichen Theologien und Kulturwissenschaften als am Diskurs gleichberechtigte Partner gegründet.⁷² Die stellvertretende Vorsitzende des Zentrums, Helga Kuhlmann (Professorin für Systematische Theologie am Institut für Evangelische Theologie), nahm sich Petrat zufolge „ausdrücklich der Frage nach Gebets- und Rückzugsmöglichkeiten im Bereich der Paderborner Universität an und entwarf maßgeblich das Konzept für einen ‚Raum der Stille‘“.⁷³ Kuhlmann betont darin, dass religiöse Menschen seit Jahrtausenden „Ruhe und Kraft im Gebet und in Meditation“ fänden.⁷⁴ Und weiter:

„Andere finden Ruhe durch Unterbrechungen der Arbeit, durch Atem- und Entspannungstechniken, im einfachen Sitzen oder Liegen. Einer modernen kulturoffenen Universität als Arbeits- und Lebensort entspricht es, Personen zu ermöglichen, auch ihrem menschlichen Grundbedürfnis nach Ruhe und Pausen Ausdruck zu geben. Sie sollte denen, die zu bestimmten Zeiten des Tages beten oder meditieren wollen, einen Raum bieten, an dem dies ungestört möglich ist.“⁷⁵

Kuhlmann verweist in dem vierseitigen Konzept auf eine Senatssitzung im Jahre 2009, während der sich gezeigt habe, dass „mehrere Gruppen der Universität“ einen Raum der Stille begrüßen würden. Neben dem ZeKK führt sie zehn religiöse und nicht-religiöse Institutionen und Einzelpersonen auf, die die Einrichtung des Raums für Stille unterstützen. Zum Abschluss betont Kuhlmann, dass die Universität Paderborn mit ihrem

68 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 135.

69 GÖTTE, Andreas: Oase für Gebet und Glauben. Uni eröffnet Raum der Stille für alle Religionsgemeinschaften im Mensagebäude. Artikel in der Neuen Westfälischen vom 12. Mai 2011, abrufbar unter: https://kw.uni-paderborn.de/fileadmin/fakultaet/Institute/ZeKK/ZeKK/Raum_der_Stille/neue_westfaelische.pdf.

70 MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, S. 133.

71 MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, S. 133.

72 Vgl. ZENTRUM FÜR KOMPARATIVE THEOLOGIE UND KULTURWISSENSCHAFTEN, Was ist das ZeKK? Abrufbar unter: <https://kw.uni-paderborn.de/zekk/was-ist-das-zekk/>.

73 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 136f.

74 KUHLMANN, Helga: Konzeption für einen Raum der Stille an der Universität Paderborn; URL: https://kw.uni-paderborn.de/fileadmin/fakultaet/Institute/ZeKK/ZeKK/Raum_der_Stille/Raum_der_Stille_11_5_11.pdf.

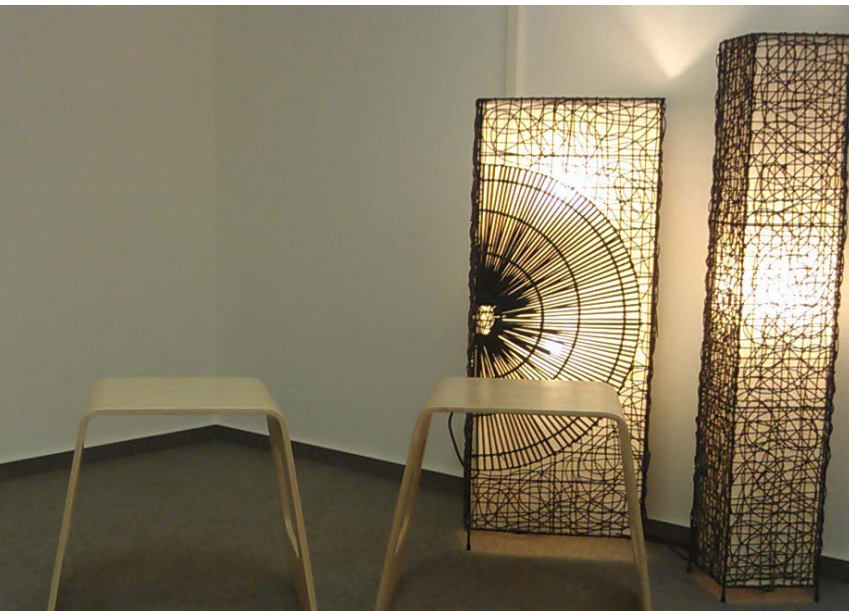
75 KUHLMANN, Konzeption für einen Raum der Stille an der Universität Paderborn.

Raum der Stille zum „Modell und Vorbild für andere Universitäten, Bildungs- und Kultureinrichtungen“ werden könne.⁷⁶

Mit der Umgestaltung der Erdgeschossenebene des Mensagebäudes vom sogenannten Treff zur Mensa Forum zog der Raum der Stille an seinen aktuellen Standort. Bei der Einweihung 2011 war ein größerer Raum im J-Gebäude in Aussicht gestellt worden.⁷⁷ Die Renovierungsarbeiten dort sind mittlerweile abgeschlossen, ohne dass der Raum der Stille dort eingerichtet wurde. Auch Petrat spricht in dem 2015 veröffentlichten Text von einem „Übergangsraum“⁷⁸. Aktuell ist aber nicht von einer erneuten Verlegung des Raums auszugehen.

Die KHG hat sich mittlerweile aus dem Raum der Stille zurückgezogen. Vor der Coronapandemie haben die ESG und die freikirchlich geprägte Studentenmission Deutschland (SMD) wöchentliche Angebote in dem Raum veranstaltet, auch der interreligiöse Fachschaftsrat Theologien (FSR), die psychosoziale Beratung der Zentralen Studienberatung (ZSB) und der Hochschulsport sind weiter an der Entwicklung beteiligt. Seit 2018 gestalteten die genannten Institutionen einmal pro Semester die gemeinsame Veranstaltung „Lebendigkeit im Raum der Stille – Die aktiven Gruppen laden ein“, die ein gegenseitiges Kennenlernen fördern soll.⁷⁹

Aufbau, Gestaltung und Ordnung des Raums



Der jetzige Raum der Stille befindet sich im mittleren, fensterlosen Teil der zweiflürligen dritten Ebene des N-Gebäudes der Universität Paderborn. Er ist weitgehend schlicht gestaltet (Abb. 2). Als Alternative zur Deckenbeleuchtung können Stehlampen verwendet werden, die bei Ritualen regelmäßig zum Einsatz kommen. Markant ist

Abb. 1

76 KUHLMANN, Konzeption für einen Raum der Stille an der Universität Paderborn.

77 Vgl. GÖTTE, Oase für Gebet und Glauben.

78 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 138.

79 ZENTRUM FÜR KOMPARATIVE THEOLOGIE UND KULTURWISSENSCHAFTEN, Raum der Stille.

der diagonal gespannte Vorhang, der den Raum in zwei Teile trennen kann. Dies ist für das muslimische Gebet bedeutsam, entsprechend ist der Vorhang an der muslimischen Gebetsrichtung ausgerichtet. Aushänge weisen darauf hin, dass der Vorhang außerhalb dieser Gebete zurückgezogen werden soll.

Der Raum hat Türen zu beiden Fluren, wobei der Zutritt auf Wunsch der Hochschulleitung nur über den Flur des Instituts für Katholische Theologie, nicht aber über den des Departments Physik erfolgen soll.⁸⁰ Dies ist aber auch insofern der einzig korrekte Eingang, als der sich auf dieser Seite befindliche Vorraum für alle Nutzer aus einem oder mehreren Gründen notwendig ist. In diesem Vorraum befinden sich neben offenen Regalen, abschließbaren Schränken und einer Garderobe auch eine große blaue Magnettafel, die das ZeKK und (nach Absprache) die im Raum aktiven Gruppen für Aushänge nutzen. Hier ist auch die Benutzungsordnung angebracht, die außerdem im Internet einsehbar ist. Darin heißt es: „Der Raum der Stille ist ein Raum der Ruhe, der Meditation und des Gebets. Dort herrscht Stille. Es wird nicht gesprochen oder gesungen.“⁸¹ Es folgen fünf Regeln, die unter anderem bestimmen, dass der Raum weder mit Schuhen betreten werden darf, noch Taschen, Mäntel oder elektronische Geräte mit in den Raum genommen werden dürfen (Regel 1). Diese können, auf eigene Gefahr, für die Dauer des Aufenthalts in den offenen Regalen im Vorraum deponiert werden. Die vier abschließbaren Schränke werden dagegen von den im Raum aktiven Gruppen genutzt. Die dort gelagerten Gebetsteppiche, Kniebänke und Meditationskissen dürfen, ebenso wie eigene Meditations- oder Tagebücher sowie Heilige Schriften der Religionen, mit in den Raum genommen werden (Regeln 2 und 3).

Ähnlich wie der bereits erwähnte Vorhang nimmt auch Regel 4 der Raumordnung Rücksicht auf die Bedürfnisse der muslimischen Nutzer. Sie legt fest, dass während des muslimischen Gebets niemand zwischen die Wand und die Betenden tritt. Da Muslime allein Gott anbeten dürfen, könnte das rituelle Gebet (Salat) ungültig werden, wenn es in die Richtung eines anderen Menschen geht.⁸² Es sei für jeden Muslim unumgänglich, das Gebet zu ehren, und ein Betender solle dabei nicht gestört werden, schreibt etwa Tariq Habib Guddat: „Deshalb ist es auch verboten, vor einem Betenden vorbeizugehen.“⁸³ Die Wand bzw. der Vorhang fungieren demnach als Abgrenzung des Gebetsplatzes (Sutra).⁸⁴

Regel 5 erlaubt die Anmeldung hierarchiefreier Rituale im Umfang von maximal 30 Minuten pro Tag und Gruppe; während dieser durch einen Aushang und auf der Homepage bekanntgemachten Zeiten darf im Raum der Stille gesprochen und gesungen werden. Entscheidend dabei ist, dass der Zugang zum Raum auch während dieser Zeit möglich bleibt. Dabei wird jedoch erwartet, dass das Ritual respektiert und der Ablauf selbst nicht gestört wird.

80 Vgl. MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, S. 134.

81 ZENTRUM FÜR KOMPARATIVE THEOLOGIE UND KULTURWISSENSCHAFTEN, Ordnung für den Raum der Stille; URL: https://kw.uni-paderborn.de/fileadmin/fakultaet/Institute/ZeKK/ZeKK/Raum_der_Stille/OrdnungRdS_11_5_11.pdf.

82 RELIGION.ORG, Lexikon der Religionen, Art. Salat; URL: <https://religion.orf.at/lexikon/stories/2553016/>.

83 GUDDAT, Tariq Habib: Das islamische Gebetbuch, Frankfurt am Main ³2010, S. 101.

84 Vgl. GUDDAT, Das islamische Gebetbuch, S. 100.

Rezeption

Nils Petrat zieht 2015 in seinem Buch in Bezug auf den Raum der Stille an der Universität Paderborn ein negatives Fazit: „In der Praxis hat sich der Raum vor allem als Ort für das muslimische Pflichtgebiet etabliert (Abb. 3). [...] Eine Realisierung der oben skizzierten Zielvorstellungen im Grundkonzept des ‚Raumes der Stille‘ (Ort des interreligiösen Dialogs, Ruhe-Zone in der Universität) ist bislang nicht mehr

erkennbar.“⁸⁵ In diesem Zusammenhang verweist er in einer Fußnote auf eine mittlerweile nicht mehr vorhandene Eintragung des Raums der Stille in einer Auflistung der Paderborner Moscheen seitens des DMMK.⁸⁶ Im selben Abschnitt erklärt Petrat, dass jeden Mittag eine kurze christliche Mittagsandacht stattfände, die wechselseitig unter anderem auch von der Katholischen Hochschulgemeinde organisiert werde. Tatsächlich hatte sich, wie auch aus Protokollen und Belegungsplänen hervorgeht, die KHG zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits aus dem Raum der Stille zurückgezogen.

Auch Stephanie Matthias konstatiert im selben Jahr, ohne ihre Aussage jedoch mit einem Quellenverweis zu belegen:

„Die säkularen Gesprächspartner, die das Projekt am Anfang begleiteten, haben sich zum großen Teil von der Mitarbeit zurückgezogen. Sie betrachteten das „säkulare Projekt Raum der Stille“ als gescheitert, da der Raum hauptsächlich als muslimischer Gebetsraum genutzt werde.“⁸⁷

Beide Beobachtungen irritieren. Die psychosoziale Beratung der Zentralen Studienberatung der Universität Paderborn etwa war seit den Anfängen bis zum Ausbruch der Coronapandemie ohne Unterbrechung im Projekt engagiert. Jörn Sickelmann hat bis zum Wintersemester 2016/17, in dem seine Tätigkeit an der Universität Paderborn endete, Angebote zum Stressmanagement im Raum der Stille angeboten, und auch Barbara Sawall ist seit 2009 bleibend dabei. Ebenso ist der Hochschulsport insbesondere in den Wintersemestern mit regelmäßigen Veranstaltungen vertreten. Überdies scheint Petrat die Funktion



Abb. 3

85 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 139.

86 PETRAT, Gebetsräume in öffentlichen Gebäuden, S. 139, Fn. 449.

87 Vgl. MATTHIAS, Räume der Stille an deutschen Universitäten, S. 133f.

des Raums misszuverstehen, wenn er bemängelt, dass er nicht als Ort des interreligiösen Dialogs erkennbar sei – das ist *im* Raum der Stille auch gar nicht angedacht. Umgekehrt ist es eher Petrat selbst, der den Raum der Stille (auch) qua Aufgabenstellung seiner Dissertation bzw. seines Buches zu einem Gebetsraum verkürzt. Gleichzeitig haben die jüngsten Entwicklungen vor der Pandemie – etwa die Etablierung der gemeinsamen Veranstaltung „Lebendigkeit im Raum der Stille“ – seine und Matthias‘ Einschätzung überholt. Zudem hat die auch in Paderborn überwiegende Nutzung durch muslimische Studierende anders als an anderen Standorten zu keinen größeren Konflikten geführt, wie in bei den regelmäßigen Treffen der im Raum aktiven Gruppen immer wieder zum Ausdruck kommt.

Zusammenfassung

Dieser Aufsatz stellt den Versuch dar, den Raum der Stille an der Universität Paderborn im zehnten Jahr seines Bestehens im Spannungsfeld zwischen Religionsfreiheit und weltanschaulicher Neutralität zu positionieren. Schon bei den als Grundlage bedeutsamen Vorüberlegungen zum Verhältnis von Staat und Religion trat ein begriffspolitischer Grundsatzzstreit zutage. Doch ob dieses nun Staatskirchenrecht oder Religionsverfassungsrecht genannt wird, entscheidend ist in jedem Fall das Grundrecht auf Religionsfreiheit, das in positiver wie negativer Hinsicht ausgelegt werden kann. Es ist zudem herausgearbeitet worden, wie auf der Grundlage des Grundgesetzes die Existenz von Theologie und Religion an staatlichen Hochschulen begründet werden kann.

Es folgte ein kurzer Überblick zur Geschichte multi- und interreligiöser Begegnungsräume, die sich – losgelöst von eigentlichen heiligen Orten – im öffentlichen Alltagsraum befinden, etwa in Parlamenten, Flughäfen und Fußballstadien, aber eben auch an Universitäten. Dafür erwies sich ein multifunktionaler, interreligiöser Raum der Stille, wie ihn Sabine Kraft definiert, als besonders geeignet. Die Ausarbeitung zeigte jedoch auch auf, dass es an zahlreichen Universitäten zu Konflikten in den Räumen der Stille kam, was insbesondere auf eine in weiten Teilen der muslimischen Tradition verbreitete Praxis des gemeinsamen, allerdings nach Geschlechtern getrennten Gebets zurückzuführen ist. Dies hatte unter anderem in Dortmund und Bochum Schließungen zur Folge, während der Präsident der Universität Hamburg mit einer Ausführungsbestimmung massiv in den Alltag religiöser Studierender eingriff und der Senat der Universität Essen-Duisburg eine religiöse Nutzung des noch zu errichtenden Raums der Stille bereits vorab de facto ausschloss. In all diesen Fällen reagierten die Hochschulleitungen mit einer Auslegung der Religionsfreiheit im negativen Sinne, insbesondere mit dem Verweis auf die weltanschauliche Neutralität der Universität, und damit auf Kosten des in Artikel 4 des Grundgesetzes positiv formulierten Rechts auf ungestörte Religionsausübung. So sieht das Präsidium der Universität Hamburg aus einer Außenperspektive heraus bei der geschlechtsspezifischen Teilung des Raums eine „Diskriminierung des weiblichen oder männlichen Geschlechts“, obwohl sich „Betroffene“

selbst gar nicht diskriminiert fühlen.⁸⁸ Auch an den anderen Standorten erwies sich diese Trennung als ein Hauptproblem.

Im Raum der Stille an der Universität Paderborn hingegen scheint die vorübergehende Aufteilung des Raumes während des muslimischen Ritualgebetes kein großes Problem und erst recht kein Politikum zu sein. Zwar wurden auch in Paderborn immer mal wieder Zweifel und Kritik laut,⁸⁹ doch insgesamt funktionieren das Neben- und Miteinander (!) von religiösen und nichtreligiösen Gruppen und Einzelpersonen – auch ohne negative Auslegung des Begriffs der Religionsfreiheit und Einschränkungen in der Religionsausübung. Eine Ablehnung jeglicher Religiosität an der Universität erinnert dagegen, wie Peter Blümel und Peter Marinkovic feststellen, an eine „strikt laizistische Grundhaltung, die davon ausgeht, dass Religion Privatsache ist und im öffentlichen Raum der Universität nichts verloren hat.“⁹⁰ Säkularismus und Laizismus, die für manche Hochschulleitungen der Königsweg zu sein scheinen, entpuppen sich jedoch, wie Hendrik Munsonius völlig zu Recht meint, als „weltanschauliche Fehlinterpretation des Neutralitätsprinzips“⁹¹. Oder wie Hans-Georg Ziebertz konstatiert:

„Die Religionsfreiheit ist nicht dort am besten verwirklicht, wo Religion in der Öffentlichkeit möglichst ignoriert oder gelehnt wird. Vielmehr bewähren sich Religionsfreiheit, Neutralität und Distanz gerade dann, wenn legitime Interessen und Anliegen, die die Religionen und Religionsgemeinschaften auch in Bezug auf öffentliche Einrichtungen haben, berücksichtigt werden – immer unter Wahrung der Freiheit anderer, von Gleichheit und Neutralität.“⁹²

Insofern scheint sich der Raum der Stille an der Universität Paderborn als das zu eignen, was Helga Kuhlmann in ihrem Konzept vor zehn Jahren erhofft hatte: als Modell und Vorbild für andere Universitäten und Bildungseinrichtungen.

88 EISENREICH, Eisern beim Vorhang.

89 Vgl. die in diesem Aufsatz genannten Ausführungen von Nils Petrat und Stephanie Matthias. Zudem sind in den umliegenden Toilettenanlagen Piktogramme angebracht, die die Fußwaschung untersagen. Auch der Vorhang wurde in der Vergangenheit immer mal wieder diskutiert, scheint aktuell jedoch nicht umstritten zu sein.

90 BLÜMEL, Peter/ MARINKOVIC, Peter: Raum der Stille. Haus der Religionen oder Konsequenter Laizismus: Brauchen Hochschulen religiös geprägte Räume?, in: Kunst und Kirche, 2/2010, S. 44–47, Zitat S. 44.

91 MUNSONIUS, Öffentliche Religion im säkularen Staat, S. 140.

92 ZIEBERTZ, Religionsfreiheit in der Pluralität, S. 45.

Zunftbankett und Göttermahl – Mahlzeiten im Leben und Werk niederländischer Maler im 16. Jahrhundert.

Ansätze zur Interpretation

von Maria Harnack

Einleitung

Das Tafeln und Speisen fand in der niederländischen Malerei im 16. Jahrhundert auf vielfältige Weise seinen Niederschlag.¹ Bereits der Maler Gerard David (–1523) verlieh dem religiösen Thema der Madonna mit Kind genrehafte Züge, indem er das Füttern mit Milchbrei darstellte.² Pieter Aertsen (1508–1575) und Pieter Bruegel d. Ä. (1526/1530–1569) reüssierten in der zweiten Jahrhunderthälfte mit Gemälden von bürgerlichen oder bäuerlichen Festmahlzeiten. Zur gleichen Zeit entwickelte Frans Floris (1519/20–1570) das Thema des Götterbanketts. Die Reihe der Beispiele ließe sich ohne Weiteres fortsetzen. Gemeinsam ist den meisten Fällen, dass die ausgeprägte Verquickung von sowohl symbolisch als auch realistisch erscheinenden Elementen die Forschung zu immer neuen Interpretationen anregt.³ Bei der Deutung besteht jedoch eine fortwährende Schwierigkeit in der unzureichenden Kenntnis des historischen Hintergrunds in Bezug auf die Alltags- und Festkultur.⁴ Damit einher geht die ungeklärte Frage, inwieweit Mahlzeitdarstellungen als Quelle zur frühneuzeitlichen Tischkultur ausgewertet werden können.⁵

Matthias Ubl zeigte in seiner Monographie zum Braunschweiger Monogrammisten exemplarisch auf, wie neue Erkenntnisse über die Herkunft eines Kunstwerks zu einer gewandelten Lesart führen können. Wenn das Gemälde mit dem „Gleichnis vom Großen Gastmahl“ (um 1535) aus Kasteel Rumst bei Antwerpen stammen würde, wofür es Anhaltspunkte gibt, könnte ein historisches Ereignis, und zwar das jährliche Festessen der dortigen

1 Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag, gehalten auf der Tagung „Tafeln und Speisen, Essen und Schlemmen – regional oder global?“ am 3. November 2018 an der Universität Paderborn. Vgl. den Tagungsbericht von Paul DUSCHNER in den Paderborner Historischen Mitteilungen 32 (2019), S. 144–151.

2 Vgl. AINSWORTH, Maryan W.: Gerard David. Purity of vision in an age of transition, New York 1998, S. 298–308.

3 Vgl. bereits DEMUS, Klaus (Hg.), Flämische Malerei von Jan van Eyck bis Pieter Bruegel d. Ä., Wien 1981, S. 63 zu Bruegels „Kampf des Karnevals gegen die Fasten“ (1559).

4 Vgl. z. B. THEUWISSEN, Jan: Volkskundliche Aspekte im Werke Pieter Bruegels, in: VON SIMSON, Otto/ WINNER, Matthias (Hg.), Pieter Bruegel und seine Welt. Ein Colloquium, Berlin 1979, S. 175–185, hier S. 184; BAATSEN, Inneke/ BLONDÉ, Bruno/ DE GROOT, Julie: The kitchen between representation and everyday experience. The case of sixteenth-century Antwerp, in: Nederlands kunsthistorisch jaarboek 64 (2014), S. 163–184, hier S. 165f. und VAN DER COELEN, Peter/ LAMMERTSE, Friso: Inleiding, in: DIES. (Hg.), De ontdekking van het dagelijks leven. Van Bosch tot Bruegel, Rotterdam 2015, S. 9–29, hier S. 23.

5 THEUWISSEN, Volkskundliche Aspekte, S. 175–185 warnte beispielsweise vor unrealistischen Momenten in realistisch wirkenden Bildern von Bruegel. Den Realien in den Küchenstücken von Joachim Beuckelaer (1533/34–1575) wurde dagegen seitens der Forschung eine hohe Detailtreue attestiert. Vgl. PEREMANS, Paul: De archeologica op de keukenstukken en de markttaferelen van Joachim Beuckelaer, in: Joachim Beuckelaer. Het markt- en keukenstuk in de Nederlanden 1550–1650, Gent 1986, S. 53–60.

Leprosen-Bruderschaft, mit abgebildet sein (Abb. 1).⁶ Oft ist die Provenienz aber völlig unklar, was nicht zuletzt eine genaue Kenntnis der Rezipienten solcher Bilder verhindert. Da die Funktion wiederum vom Betrachter abhängig ist,⁷ fehlen auch hier Grundlagen für die Analyse.

Die vorliegende Untersuchung möchte zu den angeführten Punkten neues Detailwissen auf Basis von edierten Quellen, die noch nicht umfassend ausgewertet sind, und eingehender Bildanalyse generieren. So wird gefragt, wie sich das Fest- oder alltägliche Essen für die Maler im 16. Jahrhundert darstellte. Außerdem wird anhand von gut dokumentierten Fallbeispielen den zeitgenössischen Verwendungs- und Rezeptionszusammenhängen betreffender Gemälde nachgegangen. Der Ansatz soll insgesamt dazu beitragen, zukünftig einzelne Kunstwerke, die den Themenbereich der Mahlzeit visualisieren, besser verstehen, einordnen und deuten zu können.



Abb. 1: Braunschweiger Monogrammist, *Das große Gastmahl*, 120,6 x 171,8 cm, Öl auf Eichenholz, 1525/35, Braunschweig: Herzog Anton Ulrich-Museum

6 UBL, Matthias: *Der Braunschweiger Monogrammist. Wegbereiter der niederländischen Genremalerei vor Bruegel*, Petersberg 2014, S. 249–252.

7 Vgl. RAUPP, Hans-Joachim: *Bauernsatiren. Entstehung und Entwicklung des bäuerlichen Genres in der deutschen und niederländischen Kunst ca. 1470–1570*, Niederzier 1986, S. 316–318.

Ess- und Trinkkulturen der Maler

Niederländische Maler waren wie andere Handwerker zumeist in Zünften organisiert. Deshalb bietet es sich an, zunächst die Zunftmahlzeiten in den Blick zu nehmen, über welche unter anderem Zunftordnungen Auskunft geben. Andreas Tackes fünfbandige Edition von Malerzunftordnungen klammert zwar die Niederlande aus, doch sollen aus dem Konvolut zumindest die Dokumente, die Städte im Grenzgebiet betreffen, berücksichtigt werden.⁸ Aufschlussreiche Informationen enthält zum Beispiel die Rolle der St. Lukas-Gilde in Dülmen vom 12. Februar 1575, die in einer Abschrift von 1668 überkommen ist. In Dülmen setzte sich der Aufnahmebeitrag aus Talern, aber auch Bier, Schinken, Harsten und Brot zusammen. Am meisten mussten Fremde für den Beitritt bezahlen: 7 Taler, 3 Tonnen Bier, 3 Schinken, 3 Harste und Brot. Diese Lebensmittel wurden bei einer unbekanntem Gelegenheit verzehrt. Am 18. Oktober jeden Jahres aßen die Meister der Gilde gemeinsam bei ihrer obligatorischen Versammlung am Festtag des heiligen Lukas. Für diesen Pflichttag mussten ein Schinken und ein Harst zu jeweils 6 Pfund sowie Brot besorgt werden.⁹ In Kleve am Niederrhein gehörten die Maler der St. Eligius-Gilde an. Folglich trafen sich ihre Meister jährlich wohl um den 1. Dezember. Auch für sie galt entsprechend dem Privilegienbrief vom 13. März 1563 Anwesenheitspflicht bei der Mahlzeit an diesem Termin. Dabei oblag es dem Gildemeister, den Ort des „Gelages“ festzulegen, der demzufolge wechseln konnte.¹⁰ Dass die Gedenktage der Heiligen Lukas und Eligius zufällig in die Zeit fielen, in der traditionell geschlachtet wurde, begünstigte einen reich gedeckten Tisch.¹¹



Abb. 2: Cornelis de Vos, Doppelpor­trät von Frans Francken und Elisabeth Mertens, 104,3 x 84 cm, Öl auf Holz, Privatbesitz

- 8 TACKE, Andreas (Hg.): *Statuta pictorum. Kommentierte Edition der Maler(zunft)ordnungen im deutschsprachigen Raum des Alten Reiches*, 5 Bde., Petersberg 2018.
- 9 TACKE, *Maler(zunft)ordnungen*, Bd. 1, S. 766 und S. 769.
- 10 TACKE, *Maler(zunft)ordnungen*, Bd. 1, S. 617f. Selbst wer begründet fernblieb, musste seinen Anteil am Gelage bezahlen.
- 11 So berichtete beispielshalber der Humanist Hadrianus Junius in seiner 1588 erschienenen Kulturgeschichte Hollands über die Gewohnheit gutsituierter Haushalte, eine Kuh oder ein Schwein vor dem Winter zu schlachten. Das Fleisch wurde gepökelt oder geräuchert. Vgl. DE GLAS, Nico (Bearb.): *Holland is een eiland. De Batavia van Hadrianus Junius (1511–1575)*, Hilversum 2011, S. 287 und BUREMA, Lambertus: *De voeding in Nederland van de Middeleeuwen tot de twintigste eeuw*, Assen 1953, S. 68f.

Niederländische Malerzunftordnungen wurden bisher noch nicht systematisch, jedoch zumindest in Einzelfällen publiziert. In Gouda, ungefähr 100 km von Kleve entfernt, schrieb die Ordnung der Lukas-Gilde vom 18. Juni 1540 ebenfalls die kostenpflichtige Teilnahme am Gildeessen vor.¹² Auch die Haarlemer Gildebrüder versammelten sich einmal im Jahr bei einer Mahlzeit, um alle wichtigen Angelegenheiten zu besprechen und Gelder einzusammeln. Selbst bei triftigem Fernbleiben bestand eine Zahlungspflicht, bei Säumnis drohte sogar ein Arbeitsverbot gemäß der Ordnung vom 22. Februar 1590.¹³ Zum Gesamtverzehr im Laufe eines Jahres machen die frühesten erhaltenen Abrechnungen der St. Lukas-Gilde Antwerpens von 1585/86 und 1588/89, die der Kupferstecher Philips Galle (1537–1612) und der Maler Frans Francken (1542–1616) aufgestellt haben, detaillierte Angaben (Abb. 2).¹⁴ Die ersten Ausgaben für Essen und Trinken im Gildejahr fielen Anfang Oktober mit der Neubesetzung der Ämter an. So feierte die Gilde am 3. Oktober 1585 in der Gaststätte „Kaarskorf“, um Jan vande Kerckhoove als neuen (Mit-)Dekan zu begrüßen.¹⁵ Bei der Wahl des Dekans im Jahr 1588 tranken die Teilnehmer rheinischen Wein und Bier und aßen süßes Gebäck.¹⁶ In der Woche vor dem St. Lukas-Tag kassierte die Gilde über drei Tage die Jahresbeiträge von ihren Mitgliedern ein. Auch hierbei entstanden Bewirtungskosten, zum Beispiel verzeichnete Galle 32 Stuivers für eine Kanne spanischen Wein.¹⁷ Die höchsten Verzehrausgaben verursachten die Feierlichkeiten am Gedenktag des heiligen Lukas. Francken schlüsselte die einzelnen Posten sehr genau auf: Zu seiner Amtszeit fand das Fest in der eigens angemieteten Gastwirtschaft „Het gulden cruys“ in der Stoofstraat statt. Ein Koch, Küchenhilfen, Servierer und ein Kesselmacher, der vermutlich einen großen Kochkessel bereitstellte, wurden für das Festmahl beschäftigt. In dem Kessel bereitete man über offenem Holzfeuer einen Erbseneintopf zu, der mit Butter, Pfeffer und Safran aromatisiert wurde und an die „Gesellen“ verteilt wurde. Es gab aber auch aufwendigere Speisen, denn an Lebensmitteln wurden weiterhin eingekauft: 2 Hammel, 6 Kapaune, diverse Früchte, Kapern, Zucker, Oliven, Brot, Suppengemüse und verschiedene Fische. Außerdem zahlte man einem Pastetenbäcker 5 Gulden und 12 Stuivers. Das Getränkeangebot umfasste nicht zuletzt zwei Sorten Bier sowie rheinischen Wein.¹⁸ Nach dem Oktober nahm die Häufigkeit der Zusammenkünfte, bei denen gegessen und getrunken wurde, deutlich ab.

Doch nutzte die Gilde neben weiteren, regelmäßig wiederkehrenden Anlässen für Tafelfreuden, wie dem Tag, an dem der busmeester, das heißt der Verwalter der Almosenkasse, seine Abrechnung vorlegte,¹⁹ auch außergewöhnliche Ereignisse, um einzuladen. Albrecht Dürer (1471–1528) notierte dazu im Tagebuch seiner niederländischen Reise, dass er am

12 MIEDEMA, Hessel: De archiefbescheiden van het St. Lukasgilde te Haarlem. 1497–1798, Bd. 1, Alphen 1980, S. 46.

13 MIEDEMA, Archiefbescheiden, Bd. 1., S. 60f.

14 ROMBOUTS, Philipp/ VAN LERIUS, Théodore: De Liggeren en andere historische archieven der Antwerpsche sint Lucasgilde, Antwerpen [1864], S. 300–357.

15 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 313.

16 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 346.

17 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 313.

18 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 348ff.

19 Vgl. ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 314 und S. 353.

5. August 1520 in Antwerpen in der Zunftstube der Maler zu Gast war, die sich damals im ersten Obergeschoss des Hauses „Den bonten mantel“ am Grote Markt befand.²⁰ Dabei erschienen ihm die reiche Raumausstattung, vor allem die Anzahl des Silbergeschirrs, sowie der sehr gute Geschmack des Essens bemerkenswert. Die Anwesenheit aller Ehefrauen erstaunte ihn ebenso.²¹ 1526 zelebrierten die Dekane Willem de Muelenere und Joos van Cleve (1485–1540/41) mit ihren Gildebrüdern eine öffentliche Maifeier, womit sie sowohl den Rat als auch die „einfachen Leute“ beeindruckten.²² Außer Bräuchen veranlassten des Weiteren politische Geschehnisse, wie der Friede zwischen Karl V. (1500–1558) und Franz I. (1494–1547) im Jahr 1538, Volksfeste, an denen die Maler aktiv partizipierten.²³ Um ein letztes Beispiel zu nennen: Im Jahr 1555 erhielt die Gilde von der Stadt Antwerpen 3 Hammel und Wein als Dank für Dekorationen für den Triumphzug von Philipp II. (1527–1598), woraufhin ein Bankett in den Räumlichkeiten der Gilde stattfand, die von 1530–1586 im Haus „In den boom“ auf dem Meir angemietet waren. Für die Festivität kauften die Dekane eigens 36 Ellen Tuch für Servietten und 8 Ellen Tuch für eine feine Tischdecke.²⁴ Festzuhalten bleibt, dass die zünftigen Maler regelmäßig an festlichen Mahlzeiten teilnahmen, wobei jene der großen und wohlhabenden Gilden wie in Antwerpen augenscheinlich einen hohen Standard aufwiesen.²⁵

Hofkünstler hatten darüber hinaus Gelegenheit, die überprächtigen Bankette ihrer Dienstherren zu erleben. So beschrieb der Meisterkoch Lancelot de Casteau (–1613) in seinem Buch „Overtvre de cvsine“ von 1604 das höchst aufwendige Menü, welches er 1557 für den neuen Fürstbischof von Lüttich, Robert de Berghes (–1520–1565), zubereitet hatte.²⁶ Lambert Lombard war damals Hofmaler gewesen. Deshalb ist es gut vorstellbar, dass dieser an den vier von de Casteau beschriebenen großen Reliefs mit Butter für Robert de Berghes, die unter anderem Szenen aus der antiken Mythologie zeigten, beteiligt war, um sich der neuen Herrschaft anzuempfehlen.²⁷ Zumal Lombard für seine humanistische

20 Vgl. PEETERS, Natasja: The Guild of Saint Luke and the painter's profession in Antwerp between c. 1560 and 1585, in: *Nederlands kunsthistorisch jaarboek* 59 (2010), S. 136–163, hier S. 147 und S. 150–159 und MACLOT, Petra: All'antica architecture in Antwerp and the visibility and presence of artists and guilds in artists' homes, corporation houses and the town hall, in: TACKE, Andreas (Hg.), *Material Culture. Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne*, Petersberg 2018, S. 76–99, hier S. 88. Das Gebäude wurde 1877 abgerissen. Vgl. ASAERT, Gustaaf: *Honderd huizen aan de Grote Markt van Antwerpen. Vijf eeuwen bewoningsgeschiedenis*, Zwolle 2005, S. 335ff.

21 THAUSING, Moriz: *Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. Nebst einem Anhang von Zuschriften an und für Dürer*, Wien 1872 (ND Osnabrück 1970), S. 82f. Diese Quelle enthält zahlreiche Informationen zu Ess- und Trinkkulturen der Maler. So richtete Bernard van Orley (1491/92–1542) im Sommer 1520 in Brüssel ein Mahl für fünf Personen aus, dessen Wert Dürer auf über 10 Gulden schätzte, und in Brügge und Gent speiste Dürer im April 1521 ebenfalls mit den Malergilden. Vgl. THAUSING, *Dürers Briefe*, S. 91 und S. 115f.

22 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 105f.

23 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 133.

24 ROMBOUTS/ VAN LERIUS, Liggeren, S. 189f. Nach LELWITZ, Anne-Petra: Die Zivilisierung des Essens, in: ANDRITZKY, Michael (Hg.), *Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel*, Gießen 1992, S. 364–373, hier S. 369 dienten Servietten dazu, Empfindsamkeit und Geschmack zu demonstrieren.

25 Für eine Einschätzung des Status der Lukas-Gilde in Antwerpen siehe PEETERS, *Guild*, S. 142–148.

26 Vgl. MOULIN, Leo: *Augenlust & Tafelfreuden. Essen und Trinken in Europa. Eine Kulturgeschichte*, Antwerpen 1989, S. 83f.

27 Vgl. DE CASTEAU, Lancelot: *Overtvre de cvsine*, Liege 1604, S. 153.

Bildung und die Beherrschung des Renaissancestils bekannt war.²⁸ Lancelot de Casteau stellte in seiner genannten Veröffentlichung außerdem eine Speisefolge zusammen, die er Lombards Schüler Frans Floris, Michelangelo (1475–1564) und anderen Künstlern widmete, was bekräftigt, dass in Lüttich Berührungspunkte zwischen Koch- und bildender Kunst existierten.²⁹

Wenn man herausfinden möchte, welche Essen einzelne Maler persönlich veranstalteten, ist das „Schilderboek“ (1604) von Karel van Mander (1548–1606) eine brauchbare Quelle. Besonders viele Anekdoten zum Thema beinhaltet die Biographie von Frans Floris. Dieser habe in seinem Haus, das von 1550–1563 „Het Hoefijser“ auf dem Meir war, oft den Prinzen Wilhelm von Oranien (1533–1584) und die Grafen Lamoral von Egmond (1522–1568) und Philipp von Hoorn (–1568) zu Festgelagen empfangen.³⁰ Die Treffen ereigneten sich womöglich im Jahr 1555, als sich der Orden vom Goldenen Vlies in der Antwerpener Onze-Lieve-Vrouwekerk versammelte. Floris verkehrte jedoch auch in weniger illustren Kreisen. Da er nämlich den Ruf eines Trunkenbolds hatte, seien einmal sechs Kampftrinker aus Brüssel eigens nach Antwerpen gekommen, um ihn zu einem Wetttrinken in einer Herberge herauszufordern, bei dem auch gegessen wurde. Floris habe alle sechs mit Leichtigkeit besiegt, obwohl er aus einem extra großen Römer getrunken habe. Zum Schluss habe er noch eine Kanne Wein auf einem Bein stehend in einem Zuge geleert. Ein solches Trinkverhalten soll damals in den Niederlanden durchaus respektabel gewesen sein, wengleich van Mander selbst heftige Kritik übte.³¹

Eine ganz andere Mahlzeitsituation zeigt das Gruppenbildnis der Familie Hoefnagel von zirka 1581 aus der Hand von Frans Pourbus (1545–1581) (Abb. 3).³² Das Gemälde thematisiert wahrscheinlich die Hochzeit von Balthazar Hoefnagel (–1608) und Anna van Lieffelt.³³ Pourbus porträtierte sich selbst als Lautenspieler in dem Bild.³⁴ Auch kommen der Maler Joris Hoefnagel (1542–1600) – der Bruder des Bräutigams – sowie 18 weitere Personen vor. Gemeinsames Musizieren und Tafeln werden als Bestandteile der Familienfeier vorgestellt. Beides findet simultan an einem langgestreckten Tisch, der diagonal im Raum positioniert ist, statt. Auf diesem liegt eine dunkelgrüne Tischdecke mit einer gelben Fransbordüre, die im hinteren Teil, an dem gespeist wird, durch ein weißes Tischtuch geschützt ist. Auf Zinntellern wurde eine flache, feste Speise angerichtet – wahrscheinlich Pfannkuchen oder Tarte –, die mit typisch spitzem Messer, das zum Aufspießen der Nahrung geeignet ist, vorgeschnitten wird. Ein Stück des Kuchens wird von einem weibli-

28 Vgl. HUBAUX, Jean/ PURAYE, Jean: Dominique Lampson. Lamberti Lombardi ... vita. Traduction et notes, in: *Revue belge d'archéologie et d'histoire de l'art* 18 (1949), S. 62–77.

29 DE CASTEAU, Cvisine, S. 141.

30 VAN MANDER, Karel: *Het schilder-boeck*, Haerlem 1604, fol. 240 r. Vgl. WOUK, Edward H.: *Frans Floris (1519/20–1570). Imagining a Northern Renaissance*, Leiden 2018, S. 467.

31 VAN MANDER, *Schilder-boeck*, fol. 240 r–241 r.

32 157 x 215 cm, Öl auf Leinwand, Brüssel: Koninklijke Musea voor Schone Kunsten.

33 Vgl. VAN DE VELDE, Carl: *Nieuwe gegevens en inzichten over het werk van Frans Pourbus de Oudere*, in: *Gentse bijdragen tot de kunstgeschiedenis* 25 (1980), S. 124–157, hier S. 135–144 und S. 152.

34 Vgl. VAN DE VELDE, Frans Pourbus, S. 138 und S. 142.



Abb. 3: Frans Pourbus, *Die Familie Hoefnagel*, 157 x 215 cm, Öl auf Leinwand, Brüssel: Koninklijke Musea voor Schone Kunsten van België

chen Familienmitglied mit dem Zeigefinger und Daumen gegriffen. Genauso elegant hält eine andere Frau eine Trinkschale mit nur zwei Fingern an ihrem Fuß. Die gezierte Handhaltung steht für verfeinerte Tischsitten und symbolisiert gleichwie das hochwertige Tischgerät den gehobenen Status der Familie.³⁵ Auch der Spanische Stuhl, der in der Bildmitte zu sehen ist, galt als prestigeträchtiges Sitzmöbel.³⁶ Im Hintergrund schiebt eine ältere Frau, vielleicht Balthazars Mutter Elizabeth Veseleers (–1595), einen Teller mit einem großen Stück Käse durch eine Durchreiche. In der Tür direkt daneben steht ein Mann,³⁷ der Artischocken serviert, die auch schon im 16. Jahrhundert als Aphrodisiakum galten.³⁸ Wenngleich das Gemälde sicherlich kein dokumentarisches Interesse verfolgte, erlaubt es doch eine Vorstellung von den privaten Festessen gut situerter Maler. Zugleich erhalten wir einen Eindruck von der zugehörigen Raumausstattung.

35 Vgl. MOHRMANN, Ruth-Elisabeth: Tischgerät und Tischsitten nach Inventaren und zeitgenössischen Bildern, in: WIEGELMANN, Günter (Hg.), *Nahrung und Tischkultur im Hanseraum*, Münster 1996, S. 167–178, hier S. 167–170.

36 Vgl. VAN DER STOCK, Jan (Hg.), *Stadtbilder in Flandern. Spuren bürgerlicher Kultur 1477–1787*, Brüssel 1991, S. 468.

37 Nach VAN DE VELDE, Frans Pourbus, S. 144 könnte es sich um den ältesten Bruder von Balthazar handeln.

38 Vgl. WOUK, Frans Floris, S. 187.



Abb. 4: Lambert Lombard, *Die Familie von Lambert Lombard*, 14,6 x 17,8 cm, braune Federzeichnung, braun laviert, London: The British Museum

Angeregt durch einen Aufsatz von Fred Kaspar über die Bedeutung der Herdstelle als Sachquelle zur Ernährung soll als nächstes die „Küche“ in Künstlerhäusern thematisiert werden.³⁹ Das British Museum in London besitzt eine braune, lavierte Federzeichnung (14,6 x 17,8 cm) von Lambert Lombard, welche die Aufschrift *la famille de maistre Lambert* trägt (Abb. 4).⁴⁰ Die Familie versammelt sich in der Graphik vor der Herdstelle. Diese besteht aus einer ebenerdigen Feuerstelle, deren Strahlungswärme den Raum zugleich heizt.⁴¹ Über dem Feuer hängt ein Kochkessel an einem Kesselhaken, der zur Wärmeregulierung beim Kochen verstellbar ist. Die Aufhängung besitzt zudem eine Querverstrebung mit zwei weiteren, höhenverstellbaren Haken. Dadurch konnte in mehreren Töpfen gleich-

39 KASPAR, Fred: Die Herdstelle als Indikator von Nahrungsgewohnheiten, in: WIEGELMANN, Günter (Hg.), *Nahrung und Tischkultur im Hanseraum*, Münster 1996, S. 69–94.

40 Es existiert eine etwas detailliertere Kopie dieser Zeichnung: 21,4 x 19,5 cm, braune Federzeichnung, schwarze Kreide, laviert, Lüttich: Cabinet des Estampes. Vgl. DENHAENE, Godelieve (Hg.): *Lambert Lombard, peintre de la Renaissance. Liège 1505/06–1566. Essais interdisciplinaires et catalogue de l'exposition*, Bruxelles 2006, S. 338f. HÜHN, Ellen: *Lambert Lombard als Zeichner*, [Bamberg] 1970, S. 92f. hält die Skizze in London für die Kopie.

41 Vgl. KASPAR, *Herdstelle*, S. 84.

zeitig gekocht werden, sodass in Lombards Haushalt aufwendigere Gerichte mit mehreren warmen Bestandteilen zubereitet werden konnten.⁴² Selbst in der Skizze ist dabei die enorme Raumentwicklung zu erkennen, weshalb ein schlichter, dorischer Wandkamin mit Rauchfang die Feuerstelle einrahmt. Links neben dem Kamin befindet sich eine Türöffnung. Möbel sind nicht dargestellt, auch keine Stühle oder Hocker. Dominicus Lampsonius (1532–1599) zufolge war Lombard dreimal verheiratet und hatte viele Kindern, im Jahre 1553 waren es mindestens zehn, sodass die Zeichnung mit fünf Kindern vielleicht einige Jahre vor diesem Datum entstanden ist.⁴³

Künstlerinventare bieten einen weiteren Ansatzpunkt zur Beantwortung unserer Frage. Zahlreiche dieser Dokumente liegen für die Niederlande bereits ediert vor. Doch hat Jean Denucé in seinen betreffenden Quellenband von 1932 nur diejenigen Informationen aufgenommen, die Kunstwerke betreffen.⁴⁴ Auch die mehrbändige Quellenausgabe, die Erik Duverger von 1984–2004 veröffentlichte, lässt vermeintlich Irrelevantes aus.⁴⁵ Ein ungekürztes Nachlassinventar enthält dagegen die Monographie über Frans Francken von Natasja Peeters.⁴⁶ Der Maler, der hier bereits als Dekan der Lukasgilde Antwerpens in den Jahren 1588/89 in Erscheinung trat, verstarb am 3. Oktober 1616. Am 15. Februar 1617 wurden alle beweglichen Güter seines Hauses „Den Gulden Cop“ in der Augustijnenstraat verzeichnet.⁴⁷ Im Wohnbereich im Erdgeschoss befanden sich ein Speiseplatz in Form eines ausziehbaren Tisches mitsamt Tischdecke aus türkischem Tuch sowie folgende Sitzgelegenheiten: eine Truhenbank, sechs Spanische Männerstühle, vier Spanische Frauenstühlen sowie fünf Sitz- oder Fußschemel. Zu den weiteren Möbeln zählte ein Hartholzküchenschrank, der kostbare Haushaltsobjekte enthielt, zum Beispiel zwei vergoldete Römer, einen großen und einen kleinen vergoldeten Silberpokal, zwei vergoldete Silberschalen,⁴⁸ einen vergoldeten Silberbecher, zwei Silberschalen mit getriebenen Figuren, zwei Salzfässer aus Silber, vier Silberbecher, sechs Silberlöffel und sechs Silbergabeln.⁴⁹ Es handelte sich um Anlage- und Repräsentationsgegenstände, die nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurden.⁵⁰ Dagegen befand sich das Alltagsgeschirr in der Küche, darunter 21 verschieden große Zinnschüsseln, 4 Saucieren aus Zinn, 12 große und 18 kleine Zinnteller, zwei Zinnsalzfässer, 8 Näpfe mit 10 Löffeln aus Zinn, 2 Zinnbecken, ein Senftopf sowie diverse Trinkgefäße aus Zinn. Gegenstände aus Keramik kamen ebenso vor, zum Beispiel

42 Vgl. KASPAR, Herdstelle, S. 86f.

43 Vgl. HUBAUX/ PURAYE, Dominique Lampson, S. 73 und DENHAENE, Lambert Lombard, S. 338f. und S. 436f.

44 DENUCÉ, Jean: De Antwerpse „konstkamers“. Inventarissen van kunstverzamelingen te Antwerpen in de 16e en 17e eeuw, 's-Gravenhage 1932, S. VIII–IX. Ebenso bei BREDIUS, Abraham: Künstler-Inventare. Urkunden zur Geschichte der holländischen Kunst des XVIten, XVIIten u. XVIIIten Jahrhunderts, 8 Bde., Haag 1915–1922.

45 DUVERGER, Erik: Antwerpse kunstinventarissen uit de zeventiende eeuw, Bd. 1, Brussel 1984, S. X–XI. MOHRMANN, Tischgerät, S. 167f. problematisiert generell Inventare als Quelle zur Tischkultur wegen einer womöglich unvollständigen Verzeichnung.

46 PEETERS, Natasja: Frans Francken de Oude (ca. 1542–1616). Leven en werken van een Antwerps historieschilder, Leuven (u.a.) 2013, S. 285–301.

47 PEETERS, Frans Francken, S. 93f. und S. 161f.

48 Mit „Schalen“ sind vielleicht Trinkschalen gemeint.

49 PEETERS, Frans Francken, S. 286f.

50 Vgl. BUREMA, Voeding, S. 70 und KASPAR, Herdstelle, S. 170f. Ihre Existenz erlaubt den Schluss, dass Francken wohlhabend war.

14 Steinzeugkrüge unterschiedlicher Größe mit Zinndeckeln oder weitere Becher. Eine Serviettenpresse diente dazu, die bereits benutzen Servietten oder Tischtücher zu glätten. In einer Weichholzanrichte wurden Lebensmittel aufbewahrt. Zum Sitzen gab es zwei grün bemalte Lehnstühle für Männer, zwei grün bemalte Frauenstühle, einen Hocker mit grün-gelbem Überzug sowie eine kleine Sitzbank. Die Küche verfügte ebenso wie die Wohnstube über eine Feuerstelle, über der mit einem Rost auch gegrillt werden konnte. Im Hof des Hauses lagerten Schneidebrett mit Hackmesser, Mörser mit Stößel ebenso wie ein Handwaschbecken, Töpfe und Pfannen aus Kupfer, Messing und Eisen.⁵¹ Dabei wies das Kochgeschirr – vom Schinkenkessel bis zur Fischpfanne – eine ausdifferenzierte Funktionalität auf, die von einer ebenso differenzierten Ernährung zeugt. Dass Francken in seinem Hof noch vier Marktkörbe verwahrte, lässt zudem darüber nachdenken, ob die vielfach als „Marktszenen“ betitelten Bilder von Aertsen oder Joachim Beuckelaer manches Mal nicht doch eher „Hauswirtschaftsszenen“ zeigen.⁵²

Verwendung und Rezeption von Mahlzeitdarstellungen

Im zweiten Teil sollen nun zwei weitere Aspekte vertieft werden, die Auswirkungen auf die Interpretation von Kunstwerken haben: einerseits die Verwendung von Mahlzeitdarstellungen durch ihre Besitzer und andererseits die intendierte oder auch zufällige Wahrnehmung. Ausgangspunkt für die Überlegungen ist eine Veröffentlichung von 2001, in der Claudia Goldstein untersuchte, in welchen Räumen Gemälde von Pieter Bruegel d. Ä. im 16. Jahrhundert aufgehängt waren, um auf ihre Funktion rückzuschließen.⁵³ So präsentierte beispielsweise der Antwerpener Münzmeister Jean Noirot sein wertvollstes Gemälde, eine große „Bauernhochzeit“ von Bruegel, im Jahr 1572 im Esszimmer seines Hauses, wodurch er Reichtum, Status und Kennerschaft gegenüber Gästen demonstrieren konnte (Abb. 5).⁵⁴ Auch lässt sich in Fällen wie diesem ein Zusammenhang zwischen Bildikonographie und Raumfunktion vermuten.⁵⁵ Diesbezüglich wies Goldstein darauf hin, dass Küchenstücke oft in Küchen gezeigt wurden.⁵⁶ Tatsächlich dekorierte Volcxken Diericx, die Witwe des Verlegers Hieronymus Cock (1518–1570), die rund 15,5 m² große Küche ihres Hauses „De vier winden“ in Antwerpen mit drei gerahmten Leinwandgemälden, die inhaltlich etwas mit dem Ort zu tun haben.⁵⁷ Da wäre zunächst ein Küchenstück, wahrscheinlich in

51 PEETERS, Frans Francken, S. 289ff.

52 Z. B. Aertsens Tafel „Frukt- och grönsakshandel“ (83,5 x 169,5 cm) von 1569 im Hallwyl Museum in Stockholm. Vgl. KLOEK, Wouter Th.: Register van het werk van Pieter Aertsen en zijn atelier, in: Nederlands kunsthistorisch jaarboek 40 (1990), S. 291–296, hier S. 293.

53 GOLDSTEIN, Claudia: Artifacts of domestic life. Bruegel's paintings in the Flemish home, in: Nederlands kunsthistorisch jaarboek 51 (2001), S. 172–193.

54 GOLDSTEIN, Artifacts, S. 180f. Vgl. DIES., Pieter Bruegel and the culture of the early modern dinner party, Farnham 2013.

55 GOLDSTEIN, Artifacts, S. 180.

56 GOLDSTEIN, Artifacts, S. 185.

57 DUVERGER, Kunstinventarissen, Bd. 1, S. 17 und MACLOT, Petra: An imaginary visit to The Four Winds, the house and shop of Hieronymus Cock and Volcxken Diericx, in: Simiolus 39 (2017), S. 165.



Abb. 5: Pieter Bruegel d. Ä., *Bauernhochzeit*, 113 x 164 cm, Öl auf Eichenholz, um 1568, Wien: Kunsthistorisches Museum, Gemäldegalerie

der Art von Aertsen.⁵⁸ Das nächste Gemälde, das einen Koch zeigte, referenzierte vermutlich auf Hieronymus Cock's Emblem mit dem Rebus „hovt die cock in eeren“ (Abb. 6).⁵⁹ Demnach würde die Darstellung nicht irgendwem meinen, sondern Cock selbst. Der Gegenstand des dritten Bildes entstammte dem Gleichnis vom verlorenen Sohn. Hierbei steht zu vermuten, dass die populäre Szene eines Gelages in einem Bordell dargestellt war, in welchem der junge Mann sein Erbe verprasste.⁶⁰ Wenn man nun diese Gemälde interpretieren wollen würde, müsste man erwägen, dass ihre spezifische Bedeutung erst durch die Wechselbeziehungen zueinander, zum Ort und zu den Rezipienten zustande kommt. Doch ist ein Interpretationsversuch hier leider müßig, da zu wenig über die gemeinten Werke bekannt ist.

58 Vgl. LAMMERTSE, Friso: Tussen Antwerpen en Amsterdam. Pieter Aertsen en Joachim Beuckelaer, in: VAN DER COELEN, Peter/ LAMMERTSE, Friso (Hg.), *De ontdekking van het dagelijks leven. Van Bosch tot Bruegel*, Rotterdam 2015, S. 177–197, hier S. 182f.

59 Zumal das zugehörige Epigramm Wortspiele mit den Namen der Eheleute beinhaltet. Vgl. VAN GRIEKEN, Joris/ LUIJTEN, Ger/ VAN DER STOCK, Jan: Hieronymus Cock. *De renaissance in prent*, Brussel 2013, S. 78.

60 Vgl. z. B. Jan van Hemessen [?], *Der verlorene Sohn*, 140 x 198 cm, Öl auf Eichenholz, 1536, Brüssel: Koninklijke Musea voor Schone Kunsten van België.

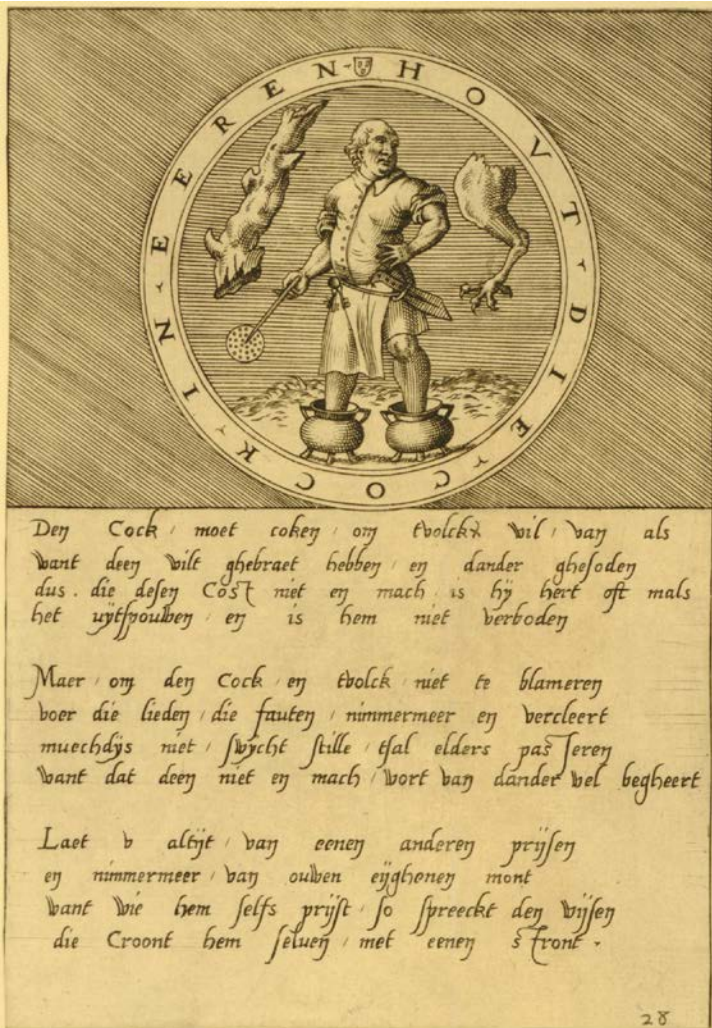


Abb. 6: Anonym, *Hovt die cock in eeren*, 17 x 11,7 cm, Kupferstich, 1553, London: The British Museum

werden könnten und dass sich die Bedeutung mit einem Raumwechsel verändern würde.

Es wurde bereits gesagt, dass der Rezipient eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. Aber wer außer den Eigentümern konnte die Mahlzeitdarstellungen sehen? Eine für das 16. Jahrhundert recht umfangreiche Quellenlage existiert für ein Gemälde in Öl auf Holz von Floris, das kein Festmahl im bäuerlichen Milieu, sondern ein Bankett der Seegötter

61 PEETERS, Frans Francken, S. 164 und S. 289.

62 Vgl. GOLDSTEIN, *Artifacts*, S. 190 in Bezug auf die „12 Sprichwörter“ (um 1558) von Bruegel sowie BAATSEN/BLONDÉ/ DE GROOT, *Kitchen*, S. 179–181.

63 PEETERS, Frans Francken, S. 289.

64 PEETERS, Frans Francken, S. 166 und S. 292.

Nur zwei Malereien – ein kleinformatiges Küchenstück und eine Allegorie von Zwist und Eintracht – schmückten die Küche von Francken und seiner Ehefrau Elisabeth Mertens, obwohl sich über 460 Gemälde insgesamt im Haus des Malers befanden.⁶¹ Dass das allegorische Bild zum friedlichen Zusammenleben mahnte, könnte sich als Botschaft an die vornehmlichen Raumnutzer gerichtet haben. Doch wer waren diese? Während auf der Hand liegen würde, zuvorderst an Hausfrau und Gesinde zu denken, weisen die vorhandenen Männerstühle darauf hin, dass die Küche gleichsam die Sphäre des Hausherrn war.⁶² Im Wohn- und Speisezimmer hingen unter knapp zwei Duzend Gemälden religiöse und mythologische Vorwürfe, Porträts, aber auch ein Küchenstück in Öl auf Holz nach Aertsen sowie Stillleben.⁶³ Im hauseigenen Ladenlokal gab es ein Ölgemälde, welches die „Fette Küche“ versinnbildlichte, sowie ein Rindfleischstillleben, vielleicht ebenfalls aus dem Aertsen-Umkreis.⁶⁴ Es fällt auf, dass die Werke wieder in Bezug auf den Anbringungsort als Ausweis des Wohlstands gedeutet



Abb. 7: Frans Floris, *Bankett der Meeresgötter*, 126 x 226 cm, Öl auf Eichenholz, 1561, Stockholm: Nationalmuseum

vorstellt, und dadurch geeignet ist, dem Ansatz von Goldstein eine weitere Facette hinzuzufügen (Abb. 7). Der Künstler hatte das Werk im Auftrag des wohlhabenden Geschäftsmanns Nicolas Jonghelinck (1517/18–1570) im Jahr 1561 ausgeführt, als dieser seit rund zehn Jahren das Zollrecht auf die über das Meer eingeführten Waren innehatte.⁶⁵ In dem Bild nutzen männliche und weibliche Meereswesen ein Triumphboot für eine erotische Schwelgerei auf ruhiger See, die von unzähligen weiteren, fantastischen Meeresgestalten bevölkert wird. Jonghelinck selbst nannte das Sujet „een zee Triumphe“, sodass Carl van de Velde überzeugend interpretierte, dass eine Huldigung an das Meer, dem der Auftraggeber seinen Reichtum mit verdankte, gemeint war.⁶⁶ Im Frühjahr 1566 besaß Jonghelinck das Gemälde immer noch. Doch nach seinem Tode wurde es sehr wahrscheinlich zügig, noch vor dem 18. März 1571, verkauft.⁶⁷ Die weitere Provenienz lässt sich anhand von Prozessakten aus dem Jahr 1587 nachverfolgen.⁶⁸ Der Prozess diente nämlich dazu, den aktuellen Eigentümer dieses Bildes sowie einer Leinwand mit dem heiligen Hieronymus, ebenfalls

65 VAN DE VELDE, Carl: Frans Floris (1519/20–1570). *Leven en werken*, Bd. 1, Brussel 1975, S. 277ff. und BUCHANAN, Iain: The collection of Nicolaes Jongelincq. I. „Bacchus and the planets“ by Jacques Jongelincq, in: *The Burlington magazine* 132 (1990), S. 103.

66 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 278f. und S. 454, Dok. 43.

67 VAN DE VELDE, Carl: *The Labours of Hercules. A lost series of paintings by Frans Floris*, in: *The Burlington magazine* 107 (1965), S. 114–123, hier S. 122f.

68 Publiziert von VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 481–487, Dok. 92–96. Es ist nicht vollkommen ausgeschlossen, dass in den Quellen ein anderes Gemälde mit demselben Gegenstand gemeint ist. Ein solches ist bisher jedoch nicht bekannt.

aus der Hand von Floris, festzustellen. Hierbei galt es zuvorderst zu klären, ob die Stücke zum Nachlass von Geert Voel d. Ä. gehört hatten. Hierüber sagten diverse Zeugen aus, wodurch sich für uns ein seltener Einblick in die alltägliche Wahrnehmung von Malerei im 16. Jahrhundert eröffnet.

So wohnte der Wollarbeiter Cornelis Hesselt vor 13 Jahren, das heißt um 1574, bei Voel. Er konnte sich noch an den „Hieronymus“ erinnern, aber über den „Meerestriumph“ wusste er nichts. Im Anschluss an Jonghelinck hatte wenigstens noch eine weitere Person, und zwar ein gewisser Peeter Madera, die Tafel besessen, der sie später an Voel veräußerte. Daher könnte das Gemälde erst nach 1574 zu diesem gekommen sein. Der Goldschmied Marten Spierinck gab zu Protokoll, dass sich Voel eigens bei ihm erkundigt hatte, ob das Werk tatsächlich von Floris stamme. Folglich spielte beim Ankauf die Berühmtheit des Künstlers eine Rolle. Der Lederhändler Hans Tybout, der ebenfalls eine Zeit lang bei Voel gewohnt hatte, wusste jedenfalls, dass beide fraglichen Werke, die er oft gesehen hatte, Floris zugeschrieben werden. Der Arbeiter Hans Thomaes kannte die Gemälde gleichfalls sehr gut, da er sie mehrfach für den Besitzer gereinigt hatte. Auch Guillem Cordier gab an, oft auf sie geschaut zu haben, als er an mehreren Tagen im Haus von Voel Arbeiten an Tapisserien durchführte. Als er später noch einmal dort tätig war, habe er aber nicht mehr auf die Malereien geachtet. Margarete Behagle sah den „Meerestriumph“ erstmals, als sie eine Perlenkette, die ihr verstorbener Mann Hans Muninx für Voel angefertigt hatte, abrechnete. Das Gemälde machte auf sie einen stärkeren Eindruck als Floris' „Hieronymus“, von dem sie keine genaue Vorstellung mehr hatte. Die aufgezählten Aussagen verdeutlichen, dass die Kunstwerke trotz des Privatbesitzes eine gewisse Öffentlichkeit und Aufmerksamkeit erfuhren.

Zur Zeit des Rechtsstreits befanden sich die fraglichen Gemälde jedoch nicht mehr bei Voel, sondern im Hause von Bartholomeo Zanoli auf dem Meir. Dort hing Floris' Tafelbild im sogenannten Saal („zale“) über der Tür des Privatkämmerchens („vertreck camerken“).⁶⁹ Geeraard Voel, Geertszoon, klagte gegen seine Tante Clara Cornelia Valdaura auf die Herausgabe beider Arbeiten. Dabei nahm er in dem Bild mit den Meeresgottheiten einen Triumphzug und eine Festmahlzeit gleichermaßen wahr, sodass er vom „triumphe oft banquet vander zee“ sprach.⁷⁰ Auch Margarete Behagle verwendete diese doppelte Bezeichnung. Adriaen Verbert, der Sekretär der Antwerpener Altwarenhändler, der für Valdaura aussagte, gebrauchte sogar den Ausdruck „Götzenbankett“ („bancket vande affgoeden“).⁷¹ Jedoch stand der Triumph für die meisten anderen Zeugen im Vordergrund. Als schließlich van Mander die Leinwand vor 1604 in Middelburg bei Melchior Wyntgis sah, erkannte er ein Hochzeitsmahl zur See („zee bruyloft banquet“).⁷² Frans Francken wiederum, der um 1560 ein Assistent von Floris gewesen war, füllte ein Skizzenbuch mit Motiven, die der

69 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 485, Dok. 94.

70 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 482, Dok. 92.

71 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 478, Dok. 86 und S. 486, Dok. 95.

72 VAN MANDER, Schilder-boeck, fol. 242 r.

Verfasser des Nachlassinventars von 1616 als Meeresbankett („tzeebancket“) deutete.⁷³ Somit war die Interpretation des seltenen Bildgegenstandes schon für die Zeitgenossen uneindeutig und kontextabhängig.⁷⁴ Dabei wird die Annahme, dass überhaupt eine Mahlzeit dargestellt sein könnte, durch die zentral im Bild positionierte Servier-Muschelschale mit einem rohen Hummer unterstützt. Zudem ist die männliche Figur unten links aus dem Gehäuse einer Meeresschnecke. Mehr noch bringen die Zuschauer gefangene Fische als Speise heran, die jedoch auch als Feldzeichen oder Trophäen gedeutet werden könnten. Außer dem „Meerestriumph“ malte Floris wenigstens noch zwei weitere allegorische Göttermahlzeiten über deren frühe Provenienz wenig bekannt ist.⁷⁵ Jonghelinck besaß ein Gemälde dieses Themas im Jahr 1566.⁷⁶ Außerdem befand sich ein „convivium deorum“ im Oktober 1571 im Empfangssaal des Antwerpener Rathauses.⁷⁷ Ob es sich um eines der erhaltenen Werke handelte, ist jedoch unklar.

Schluss

Anliegen der Untersuchung war es, Neues über die Ess- und Trinkkulturen der Maler sowie die Provenienz, Verwendung und Rezeption von Gemälden, welche den Themenbereich der Mahlzeit tangieren, herauszufinden, um somit weiteres Hintergrundwissen für die Deutung solcher Arbeiten hervorzubringen. Aufgrund der Zunftzugehörigkeit nahmen die meisten Künstler im 16. Jahrhundert regelmäßig an gemeinschaftlichen Festessen teil. Die Anwesenheitspflicht bedingte, dass sich heterogene Festgesellschaften bildeten, die arme und reiche, gebildete und ungebildete Menschen gleichermaßen umfassten. An der Durchführung des Antwerpener Zunftfestes von 1588 wirkten zudem gastronomische Fachkräfte mit. Nahrungsmittelangebot und Zubereitungsarten waren in dem Jahr abwechslungsreich: Es gab Gemüse, Fleisch, Getreide- und Milchprodukte, darunter gekochte, gebratene und gebackene Speisen.

Diejenigen Künstler in Zunftämtern verzehrten nicht nur bei den jährlichen Feiern auf Kosten der Kooperation. Ein kleiner Imbiss mit Umtrunk gehörte in Antwerpen standardmäßig zu ihren offiziellen Treffen. Alkoholkonsum spielte generell eine wichtige Rolle,⁷⁸ sodass die Maler die Folgen eines exzessiven Trinkverhaltens nicht nur aus der Beobachtung feiernder Bauern kannten, wie eine berühmte Anekdote van Manders über Bruegel glauben

73 PEETERS, Frans Francken, S. 299.

74 Vgl. VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 278f. und FROITZHEIM-HEGGER, Eva-Marina: Sie lebten dahin sorglos in behaglicher Ruhe. Studien zum niederländischen und flämischen Göttermahl, Hildesheim 1993, S. 191.

75 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 185f. und S. 258f. und HEALY, Fiona: Bedrooms and banquets. Mythology in sixteenth-century Flemish painting, in: VLIËGHE, Hans (u.a.) (Hg.), Concept, design & execution in Flemish painting (1550–1700), Turnhout 2000, S. 87ff.

76 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 454, Dok. 43.

77 VAN DE VELDE, Frans Floris, Bd. 1, S. 469, Dok. 72–73.

78 Vgl. SPODE, Hasso: Trinkkulturen in Europa. Strukturen, Transfers, Verflechtungen, in: WIENAND, Johannes/WIENAND, Christiane (Hg.), Die kulturelle Integration Europas, Wiesbaden 2010, S. 361–391, hier S. 365–370.

machen möchte.⁷⁹ Zumindest Hofkünstler wussten darüber hinaus um die extravaganten Bankette, die der Adel gelegentlich veranstaltete, sodass sie eine andere Vorstellung von Üppigkeit und Überfluss gehabt haben müssen, als beispielsweise die Küchenstücke von Aertsen transportieren.

Wie die Maler im Privaten aßen und tranken, ist anhand der untersuchten Beispiele kaum zu generalisieren. Dies liegt zum einen an ausstehenden Archivforschungen in diesem Bereich. Zum anderen bildeten die Maler schon im 16. Jahrhundert keine homogene Gesellschaftsschicht, sodass sich ihre Vermögensverhältnisse, die schließlich die Ernährungsmöglichkeiten mitbestimmten, stark unterschieden.⁸⁰ Dennoch vermitteln die besprochenen Fälle zumindest einen Eindruck davon, was überhaupt zur Tischkultur in einem gewissen, gehobenen Handwerkermilieu im betrachteten Gebiet gehören konnte. Dadurch ergibt sich eine Bezugsgröße für die zukünftige Deutung der überkommenen Mahlzeitdarstellungen des 16. Jahrhunderts. Deren Variantenreichtum, z. B. hinsichtlich des Typus, Stils, der Intention und Rezeption, wurde ebenfalls in den Fallbeispielen dieses Beitrags offenbar.

Die Zeitgenossen hätte die Frage, ob ein bäuerliches oder bürgerliches Festessen Gegenstand eines Bildes von beispielsweise Aertsen ist, vermutlich nicht vor große Probleme gestellt. Doch zeigte die Analyse, dass manche Gemälde für sie ebenfalls multivalent waren. Künstler, Auftraggeber, spätere Käufer oder bloße Betrachter schrieben dem „Bankett der Seegötter“ von Floris unterschiedliche Bedeutungen zu. Entsprechend changierte auch die Funktion: Als „Meerestriumph“ gereichte das Gemälde zur Selbstinszenierung Jonghelincks; als „Götzenbankett“ konnte es dagegen von Verbert moralisierend aufgefasst werden. Im Dialog mit dem Anbringungsort und der Raumausstattung waren vermutlich noch andere, individuellere oder komplexere Botschaften möglich, die heute nur noch erahnbar sind. Der Befund verdeutlicht die Grenzen einer bildimmanenten Interpretation, die in Ermangelung von Kontextinformationen oftmals einen ersten Zugang zum Kunstwerk bildet.

79 VAN MANDER, *Schilder-boeck*, fol. 233 r.

80 PEETERS, *Guild*, S. 150–159.

Eine Suche nach Shangri-La: die Spur ins Tal von Guge

von Richard Erb

Im Jahr 2016 planten meine Frau Sigrid und ich eine Reise in den Westen Tibets, um die Ruinen des alten und fast vergessenen Königreiches Guge zu sehen. Bei dieser Planung kam mir der Gedanke, ob zwei Orte in Westtibet eine Verbindung haben könnten: das real existierende Tal von Guge und das fiktive Tal des ewigen Friedens und der Langlebigkeit namens Shangri-La aus dem 1933 erschienenen Roman „The Lost Horizon“ von James Hilton. Mit diesem Gedanken begann eine lange Suche nach Informationen, die zum Beginn unserer Reisen im Frühjahr 2017 noch nicht abgeschlossen war, sondern erst im Frühjahr 2021, vier Jahre nachdem unsere Reise endete.

Was ist eigentlich Shangri-La?

Im Jahr 1933 veröffentlichte der britische Schriftsteller James Hilton den Roman „The Lost Horizon“ (Der verlorene Horizont). [Abb. 1] Die Handlung spielt im Jahr 1931 und erzählt von dem Absturz eines kleinen Flugzeuges auf seinem Weg von Nordindien nach Nordosten über die Achttausender des Himalayas und seiner Notlandung im äußersten Westen Tibets. Während die Hauptfigur des Romans, der Brite Hugh Conway, mit den drei anderen Passagieren, die alle den Absturz überlebt haben, berät, was sie tun könnten, erscheint aus einem Schneesturm eine Gruppe von Einheimischen. Diese führen die vier Notgelandeten über einen unwegsamen Pass in ein von der Außenwelt abgeschnittenes Tal namens Shangri-La. In dem dortigen Lamakloster finden sie freundliche Aufnahme und können den Winter verbringen, in dem die Wege in Westtibet unpassierbar sind.



Abb.1: Cover der deutschen Erstausgabe,
erschienen 1937 unter dem Titel „Irgendwo in Tibet“.

@ Phantast987, gemeinfrei

sierbar sind. Der Hohe Lama des buddhistischen Klosters ist ein ehemaliger Jesuitenpater und zu seiner großen Überraschung erfährt Hugh Conway, dass dieser Pater bereits mehr als 300 Jahre alt ist, weil die Menschen in Shangri-La nur sehr langsam altern und mehrere hundert Jahre alt werden können. Die Einwohner von Shangri-La beschreiben ihr Tal als die letzte Oase, in der die geistigen Schätze der Menschheit, vor Kriegen und Katastrophen geschützt, aufbewahrt werden. Allerdings ist die Alterung der Menschen nur verlangsamt, solange sie in diesem Tal leben. Verlassen sie das Tal, setzt der natürliche Alterungsprozess ein und sie sterben eines natürlichen Todes. Hugh Conway entschließt sich, dieses friedliche Tal des langen Lebens nach dem Ende des Winters zu verlassen und erreicht Nordindien, wo er wegen einer Erkrankung in einem Krankenhaus behandelt wird. Dort scheint er aber seinen Entschluss, Shangri-La zu verlassen, zu bereuen, denn er verschwindet aus dem Krankenhaus, anscheinend um nach Shangri-La zurückzukehren.

So endet der Roman und er wurde so erfolgreich, dass nicht nur viele Menschen an die reale Existenz Shangri-Las glaubten, sondern dass auch bis heute verschiedene Orte sich als das echte Shangri-La bezeichnen.

Ob die gesamte Handlung des Romans von James Hilton vollkommen frei erfunden ist oder ob Hilton den realen Ort Guge in seiner Fantasie mit dem fiktiven Shangri-La verwoben hat, ist entscheidend für die Frage: Wo liegt Shangri-La wirklich? Zur Beantwortung dieser Frage muss man sich mit der Geschichte Westtibets befassen.

Geschichte Westtibets

Zwischen dem 5. und 9. Jahrhundert eroberte die buddhistische Lehre von Indien kommend große Teile Chinas und Tibets und drängte in Tibet die bis dahin vorherrschende „Bön-Religion“ zurück. Die Macht der buddhistischen Klöster bedrohte den Landadel, der noch immer der „Bön-Religion“ anhing und in der Mitte des 9. Jahrhunderts kam es zu einer Verfolgung des Buddhismus unter dem König Lang Darma. Das führte dazu, dass Anfang des 10. Jahrhunderts ein Urenkel des Königs mit vielen seiner Getreuen, die alle Anhänger des Buddhismus waren, den Osten Tibets verließen und in die 2.000 km entfernte unwirtliche Gegend im Westen des Hochlandes zogen. Dort ließen sie sich in einem entlegenen Tal nieder und gründeten im Jahr 912 das Königreich Guge mit den dicht zusammenliegenden Hauptstädten Tholing und Tsaparang. Kaufleute, die aus Indien kommend durch Guge nach Osten zogen, berichteten von ungeheurem Reichtum des Königreiches, von zahllosen Bildern, die mit Gold bemalt waren. Das ist verständlich, wenn man weiß, dass es im Tal der beiden Hauptstädte zahlreiche Goldvorkommen gab. Das Königreich Guge umfasste ursprünglich weite Teile des heutigen Ladakh und Kashmir, zerfiel aber in den folgenden Jahrhunderten infolge von Erbteilung in die einzelnen Königreiche Guge, Ladakh und Zaskar. In Guge entwickelte sich die Stadt Tholing zu einem religiösen Zentrum, in dem der jeweilige buddhistische Abt die Macht ausübte, während die weltliche Macht nur 30 km entfernt in der Stadt Tsaparang durch den König ausgeübt wurde. Tsaparang wurde in einen Berg hineingebaut, in den zu diesem Zweck unzählige



Abb. 2: Blick auf die Reste der alten Reichshauptstadt Tsaparang. @ Richard Erb

Wohnhöhlen geschlagen wurden und auf dessen Spitze der Palast des Königs stand. [Abb. 2 und 3]

Die ersten Europäer, die Guge erreichten, waren der Jesuit Antonio de Andrade und sein Begleiter Bruder Manuel Marques, die 1624 auf der Suche nach dem sagenumwobenen himmlischen Reich Shambala am Hofe des Königs von Guge erschienen und um Aufnahme baten. Aus dem Reisebericht Andrades, den er 1625 an die Zentrale der Jesuiten in Lissabon schickte, erfahren wir, dass die Landschaft, die heute verdorrt und trostlos ist, zur damaligen Zeit ein grünes Land mit Bewässerungskanälen und reichhaltigem Anbau von Getreide war. Den Missionaren wurde die Erlaubnis erteilt, in Guge eine Kapelle zu bauen und die Menschen über das Christentum zu informieren. Antonio de Andrade kehrte 1625 nach Indien zurück, während sein Begleiter in Guge blieb, bis auch er 1629 nach Indien zurückzog. Kurz darauf kam es zu einem offenen Konflikt zwischen dem König von Guge und seinem Bruder, der zu der Zeit der oberste Lama der Buddhisten war. Der Lama hatte voller Misstrauen die Arbeit der jesuitischen Mönche beobachtet und rief nun die inzwischen islamisierten ladakhischen Herrscher zu Hilfe im Kampf um die Macht in Guge. Nach Jahrhunderten von Grenzkonflikten und kleineren Kriegen zwischen Guge und Ladakh folgten die Ladakhis dieser Einladung nur zu gern, marschierten ein und belagerten Tsaparang. Am Ende einer mehrjährigen Belagerung des Palastberges von Tsaparang ergab sich der König den Ladakhis, nachdem sein Bruder ihm zugesichert hatte, dass er Guge als Tributstaat von Ladakh weiter regieren dürfe. Allerdings hielten sich die ladhakischen Sieger



Abb. 3: Wohnhöhlen in Tsaparang. @ Richard Erb

nicht an diese Zusage, sondern ermordeten den größten Teil der Bevölkerung, inklusive des verräterischen Bruders, und brachten den König zurück nach Ladakh, wo er im Gefängnis starb. Bis auf eine kleine ladakhische Besatzung verschwanden die ursprünglichen Bewohner von Guge.

50 Jahre später vertrieben die tibetischen Truppen unter dem fünften Dalai Lama die Ladakhis aus Guge. Das entvölkerte und vollkommen zerstörte Königreich versank ab 1680 im Dunkel der Geschichte und wurde von der Welt vergessen.

Dass das Tal von Guge in dem Gebiet liegt, wo der Roman spielt, ergibt sich aus der Beschreibung im Roman. Der Weg des Flugzeuges wird dort wie folgt beschrieben: „Von Nord-Indien nicht wie ursprünglich geplant nach Westen zur Stadt Peshawar, sondern über die Achttausender des Karakorum in entgegengesetzte Richtung nach Tibet.“ Ein Blick auf die Karte zeigt, dass eine Flugroute von Nordindien nach Osten über die Achttausender des Karakorum direkt zu dem Gebiet von Guge führt. [Abb. 4] Mit diesem Wissen über das Königreich Guge kann man zumindest schon sagen, dass es im äußersten Westen Tibets, wo der Roman spielt, ein Tal gegeben hat, das für die Idee des Romans gelten könnte. Nicht beantwortet ist bis zu diesem Punkt, ob James Hilton von diesem Tal gewusst haben konnte und ob es Belege gibt, dass er auch wirklich davon gewusst hat. Zur Beantwortung dieser Fragen war es wichtig herauszufinden, wann genau Informationen über Guge nach Westeuropa gelangten.

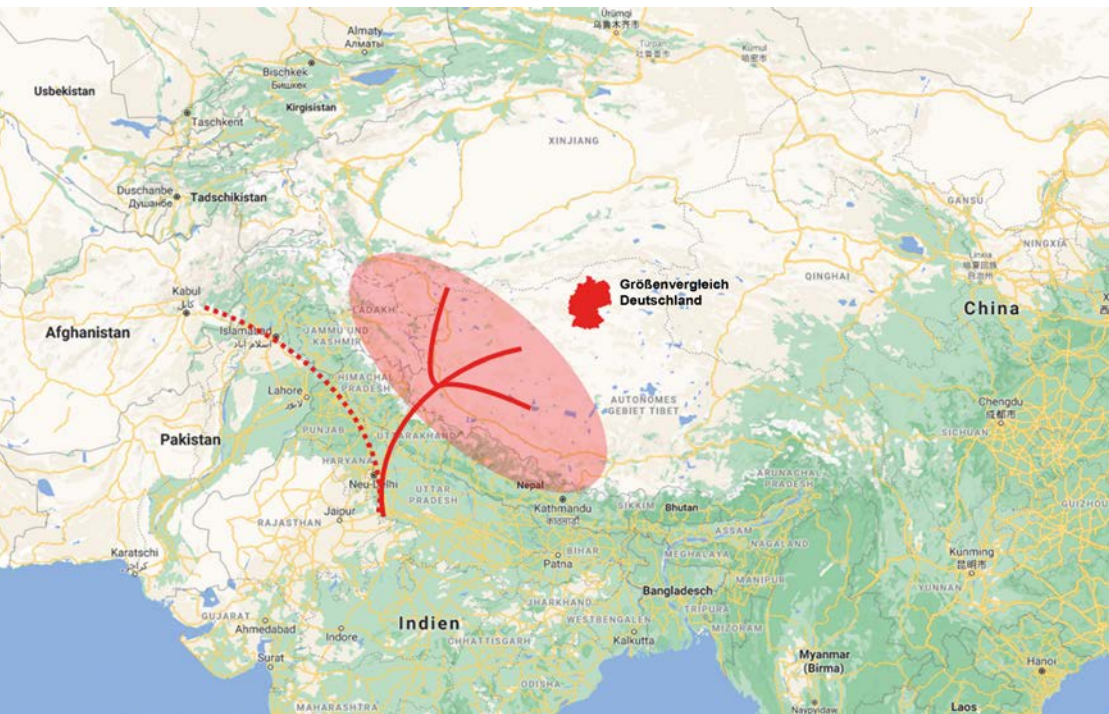


Abb. 4: Die Flugroute nach Shangri-La / das Tal von Guge (rot markiert). @ Richard Erb

Die Wiederentdeckung Guges

Im Jahr 1933 erreichte der italienische Tibetologe und Forscher Giuseppe Tucci das Tal von Guge und entdeckte die verlassenen Höhlen, die Reste des Königspalastes auf dem Berg von Tsaparang und die vielen mit Gold gemalten Fresken, die in der kalten und trockenen Luft des Hochlandes bestens erhalten waren. Sein Buch über die Entdeckung Guges erschien in italienischer Sprache im Jahr 1933 und in englischer Sprache 1935.

Anfangs glaubte ich, dass es eine Verbindung zwischen Tucci und Hilton gegeben haben könnte, aber dafür ließen sich keinerlei Belege finden. Auch zeitlich passt die Entdeckung Guges nicht zur Veröffentlichung des Romans. Wenn Tucci im Laufe des Jahres 1933 Guge erst entdeckte, dann konnte ein zur selben Zeit veröffentlichter Roman kaum auf diese noch unveröffentlichte Entdeckung Bezug nehmen.

Sollte James Hilton also von Guge gewusst haben, dann müsste es bereits sehr viel frühere Berichte gegeben haben. Ich war an einem toten Punkt angelangt und es schien, dass ein Zusammenhang zwischen Guge und Shangri-La nicht hergestellt werden konnte.

Im Frühjahr 2021 kam mir ein Zufall zu Hilfe. Ich fand einen Hinweis darauf, dass auch Giuseppe Tucci nicht zufällig nach Guge gelangt war, sondern dass er bereits wusste, dass dort im Westen Tibets alte Ruinen auf ihre Entdeckung warteten. Im Jahr 1912 hatte die britische Verwaltung in Lahore einem jungen Beamten namens George Malcolm Young

den Auftrag gegeben, den Handelsposten Gartok in Westtibet, in der Nähe des heutigen Ngari, zu inspizieren. Als die Jesuitenmission in Lahore davon erfuhr, informierten sie George Malcolm Young darüber, dass in der Gegend vor rund 300 Jahren eine Jesuitenmission gegründet worden war, und baten ihn, auf seiner Reise auch zu erkunden, ob diese Mission noch existiere. George Malcolm Young erreichte auf seinem Rückweg von Gartok wirklich das Tal von Guge und fand die Ruinen von Tsaparang und Tholing. Über deren Geschichte konnte er nur wenig in Erfahrung bringen, schrieb aber in seinem Bericht: „Enough however is known of the past of Tholing and Tsaparang to stimulate further curiosity, which can only be satisfied by the dispatch of a competent Tibetan expert to both places, with full permission to study their antiquities at leisure, and to hunt for inscriptions.“

Es dauerte noch 20 Jahre, bis die Entdecker in Westeuropa auf der Basis des Berichtes von G.M. Young und einer der nur schwer zu erhaltenden Genehmigungen zur Einreise nach Tibet die Gelegenheit bekamen, Guge zu besuchen. Giuseppe Tucci war es, der das Ziel als Erster erreichte.

Eine weitere Quelle von Informationen konnte der Reisebericht des Jesuiten Antonio de Andrade gewesen sein, den dieser 1625 nach Portugal schickte. 1626 wurden zwei Exemplare dieses Berichtes auf Portugiesisch und Spanisch veröffentlicht, gerieten dann aber in Vergessenheit. Fast 300 Jahre lag der Bericht in den Archiven des Jesuitenordens, bis er in den Jahren 1905 und 1924 von diesen erneut in den Niederlanden und in Großbritannien veröffentlicht wurde. Für Interessierte an dem Verbleib der ursprünglichen Exemplare aus dem Jahr 1626: Das Exemplar in portugiesischer Sprache befindet sich im Archiv des Jesuitenordens, das Exemplar in spanischer Sprache wird aktuell in den USA für 27.500 USD zum Kauf angeboten.

An dieser Stelle kann man zusammenfassen, dass es ein Tal namens Guge in Westtibet gab, das als Modell für Shangri-La gedient haben könnte und dass Informationen über Guge verfügbar waren, die James Hilton hätte kennen können. Allerdings fehlt bislang noch ein Nachweis, dass Hilton nicht nur von Guge gewusst haben könnte, sondern auch wirklich von Guge gewusst hat, als er seinen Roman schrieb.

Den entscheidenden Hinweis gibt uns James Hilton selbst: Er beschreibt, wie die Hauptfigur, Hugh Conway, durch die wunderbare Bibliothek des Lamaklosters von Shangri-La wandert und die zahllosen Bücher bewundert. In der deutschen Taschenbuchausgabe des Piper-Verlages (5. Auflage, 2006) finden wir auf der Seite 105 folgenden Text: „Eine Abteilung, die ihn besonders interessierte, war den Tibetica gewidmet, wenn man es so sagen könnte. Er bemerkte mehrere Raritäten, darunter das *Novo Descubrimiento de Grao Catayo ou dos Regas de Tibet* von Antonio de Andrade (Lissabon 1626) ...“.

Hier schließt sich aus meiner Sicht die Kette der Beweisführung, dass James Hilton über das Königreich von Guge informiert war. Wenn er in seinem Roman einen Bericht des Antonio de Andrade erwähnt, dann kann es sich nur um den Bericht über die Reise nach Guge im Jahr 1624 gehandelt haben, denn außer diesem einen Reisebericht hat Antonio de Andrade bis zu seinem frühen Tode (1634) keine weiteren Reiseberichte verfasst. James Hilton kannte also die Geschichte des Antonio de Andrade. Er verbindet an dieser Stelle

des Romans das fiktive Tal von Shangri-La mit dem realen Tal von Guge und lässt in der Bibliothek des Lamaklosters von Shangri-La den realen Jesuiten Antonio de Andrade und seine Reise in das Königreich Guge auferstehen.

Auf Basis dieser Indizien darf man meines Erachtens zu der Überzeugung kommen, dass James Hilton sein fiktives Shangri-La mit dem realen Tal von Guge verschmolzen hat und dass, wenn es einen Ort geben kann, der Shangri-La entspricht, dieser das Tal von Guge sein muss. [Abb. 5]



Abb. 5: Blick auf das Tal von Guge / auf James Hiltons Shangri-La. @ Richard Erb

Bibliographie

HILTON, James: Der verlorene Horizont. 5. Aufl. München 2006.

TUCCI, Giuseppe/ GHERSI, E[ugenio]/ JOHNSTONE, Mary Anderson: Secrets of Tibet: being the chronicle of the Tucci scientific expedition to western Tibet. London, Glasgow 1935.

VAN HAM, Peter: Guge - Ages of Gold. The West Tibetan Masterpieces. München 2014.

YOUNG, George Malcolm: A journey to Toling and Tsaparang in Western Tibet. Reprinted from the Journal of the Panjab Historical Society (Lahore). Vol. VII No.2, pp. 117-198. Ulm 2001.

ZWILLING, Leonard (Hrsg.): "More than the Promised Land": Letters and relations from Tibet by the Jesuit missionary Antonio de Andrade (1580-1634). Boston 2017.

DETLEF GROTHMANN, EVELYN RICHTER (Hgg.): Geseke. Geschichte einer westfälischen Stadt, Band 2.1 und Band 2.2., Münster: Aschendorff 2020, 1294 S., 38,00 €.

Die Herausgeber*innen haben auch für den in zwei Teilbänden vorgelegten zweiten Teil der Geschichte Gesekes ein illustres Autorenteam gewonnen, eine/einen Archivleiter*in, Bankangestellte, den Bürgermeister, einen Handwerker, Historiker*innen, Journalist*innen, Landwirtschaftskammer-Vertreter*innen, Lehrer*innen, LWL-Mitarbeiter*innen, eine Museumsleiterin und einen Werksleiter (Reihenfolge alphabetisch). Dementsprechend unterschiedlich sind auch die Herangehensweisen an das jeweilige Thema, die Arbeitsweise und der Darstellungsstil. Da die Herausgeber ihrem Team offensichtlich große Freiheiten gelassen haben, kommt es zwangsläufig auch zu Redundanzen, die schon am Seitenumfang zu erahnen sind.

Zum Einstieg bekommen wir einen Überblick über bislang vorliegende Darstellungen der Geschichte Gesekes, die unterschiedlichen Personen, die diese Vorgängerwerke verfasst haben und ihre Ansätze zur Geschichtsschreibung.

Dem folgt am Anfang des Kapitels IV eine weitgehend kunstgeschichtliche Betrachtung der Sakralbauten in Geseke, die auch archäologische Befunde miteinbezieht. Den Hauptkirchen der Stadt widmen sich die nächsten beiden Beiträge, die die Bedeutung des Stifts und seiner Kirche für die Stadt und ihre Entwicklung ebenso aufzeigen wie das wachsende Selbstbewusstsein der Städter und ihrer Kirche sowie die daraus erwachsene beständige Konkurrenz. Noch Ende des 20. Jahrhunderts hat der Stiftspfarrer den Ministranten der Stadtpfarrei 20 Mark zugesteckt, damit sie bei der Lobetagsprozession, die traditionell in der Stiftskirche endete, das Kirchenschiff nicht mit extra viel Weihrauch zunebelten, so dass alle Gläubigen den heiligen Ort fluchtartig verließen. Einen expliziten Blick auf die Pfarreien und den Klerus der Stadt werfen die nächsten beiden Artikel. Für Geseke brachte die päpstliche Bulle „De salute animarum“ von 1821 den Wechsel von der kirchlichen Zugehörigkeit zu Köln zum Bistum Paderborn. Wir bleiben im kirchlichen Umfeld und erfahren etwas über das Franziskanerkloster in Geseke, das als Kloster von Bettelmönchen keine ungetrübte Freude auslöste, als Betreiber des Gymnasiums allerdings hoch willkommen war. Ein Beitrag über die evangelischen Christen in Geseke, die hier ab der Reichsgründung 1871 auf eine selbstständige Existenz zurückschauen können, und einer über jüdisches Leben in der Hellwegstadt, zu dessen Erforschung sich 1989 ein Arbeitskreis gebildet hat, schließen dieses große Kapitel zu „Kirche und Religion“ ab.

Im Kapitel V über „Kultur und Gesellschaft“ erfahren wir anhand von historischen Quellen etwas über die Veränderungen des Stadtbildes. Dabei gilt der Blick Gebäuden ebenso wie Kartenwerken und Selbstdarstellungen in Wappen und Abbildungen, die zeigen, was den Menschen zu welcher Zeit wichtig und vorzeigenswert war. Mit der Stadtstruktur, dem Bauen und Wohnen geht es weiter, das heißt dann auch mit den sich wandelnden Ansprüchen an das Heim. Bewegt ist die Geschichte des Schulwesens in Geseke, ein Spiegel der sich immer wieder verändernden Bildungslandschaft in Deutsch-

land. Teil unserer „Kulturgeschichte“ waren vor allem in der Frühen Neuzeit auch die Hexenverfolgungen, bei denen der Blick in die Akten jedoch zeigt, dass Geseke keineswegs den Ruf als „Hexennest“ verdient, wie es auch das Hexenstadtfest nahelegen könnte. Hieran schließt sich inhaltlich logisch der Beitrag über das Rechtswesen und die Polizei an, Aufgaben, die heute nicht mehr in kommunaler Hand sind, sondern auf Landesebene und durch Gesetze geregelt werden.

Bei dem Rundblick über die „Kultur“ geht es zunächst um Frauenleben in Geseke zur Zeit des Kaiserreiches, denn auch hier führte die Gesetzgebung in Form des Bürgerlichen Gesetzbuches zu einer gesicherten Grundlage, zum Beispiel beim Eherecht. Auch wenn die Entwicklung langsam ging, sind doch Veränderungen sichtbar – Entwicklung offen. In dem Beitrag über das künstlerische Schaffen wird an mit Geseke verbundene Maler, Bildhauer und eine zeitgenössische Aktionskünstlerin erinnert; auch Else Lasker-Schüler, deren Großvater in Geseke gelebt hat, wird hier vereinnahmt. Die Presse beziehungsweise die Medien werden im Folgenden vorgestellt. Der Schwerpunkt der hier herausgegebenen Zeitung lag auf der Information über das Lokale. Meinungsbildend wollte man nicht wirken. Heute finanziert sich so mancher Mediendienst über Anzeigen, will Kunden und Anbieter zueinander bringen. Ursprünglich wirtschaftlichen Interessen diente auch so manche Veranstaltung, die heute zum Volksfest geworden ist. In Geseke zählt dazu die im Frühjahr gefeierte Gösselkirmes, die aus einem Gänsemarkt hervorgegangen ist. Im Herbst versucht heute als Zusammenfassung verschiedener Straßenfeste das Hexenstadtfest Besucher anzulocken. Überlegungen zu einer urbanen Brauchkultur schließen sich an. Dazu gehören beispielsweise Karneval und Erntefest. Geht es bei Ersterem um den Schritt in die Öffentlichkeit, die Inbesitznahme des öffentlichen Raumes, so will das Zweite eher identitätsstiftend wirken durch Rückbesinnung auf alte Bräuche. Eine Gemeinschaft unabhängig von Stand, Bildung und Beruf wollen auch die Schützenvereine bilden. So gibt es heute in Geseke neben der kirchlichen Bruderschaft auch einen Bürgerschützenverein. Über Geseke hinaus geht der Blick auf die französische Gemeinde Loos, der Partnerstadt von Geseke, einem aufstrebenden Vorort von Lille. Auch dies ein Beitrag zur Verständigung.

Im zweiten Teilband steigen wir ein mit einem Bericht zum Thema Migration, einem zur Integration und einem Beitrag über das Schicksal eines Gastarbeiters. Migration meint hier die Auswanderung und Bewegungen im Rahmen der Binnenwanderung in Zeiten der aufkommenden Industrie. Aber auch Beamte wurden als Lehrer und Angehörige der Justiz versetzt. Die Zementindustrie zog viele Arbeiter nach Geseke. Unter diesen finden wir dann auch die sogenannten Gastarbeiter. Der Blick auf die Integration gilt den Vertriebenen und Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg. Es wird aber auch deutlich, was das für die aufnehmende Kommune und ihre Einwohnerschaft bedeutete. So manchem der Ankommenen ist es gelungen, sich bald als Handwerker oder Unternehmer auf eigene Füße zu stellen. Umgang mit Ortsfremden ist auch das Thema des Beitrages über die Provinzial-Pflege-Anstalt im ehemaligen Franziskanerkloster. Hier kam hinzu, dass es sich dabei um eine Einrichtung handelte, die für die Pflege unheilbarer körperlich-kranker Menschen handelte, die als „der gesunden Umgebung gefährlich“ angesehen wurden. Ihnen gegenüber änderte sich im Laufe der Jahre die offizielle Einstellung von Insassen der Anstalt hin zu

Patienten, mit denen zu leben die Gesellschaft lernen sollte. Keine leichte Aufgabe. Heute gehört die Anstalt zum LWL-Pflegezentrum Lippstadt. Das Hospital zum Heiligen Geist in Geseke dagegen war eine Einrichtung der Stadt und man ist stolz, dass dieses Haus auch nach den Neuerungen im deutschen Krankenhauswesen im Verbund einer Hospitalvereinigung eine Zukunft hat. Herrensitze rund um Geseke sind Grund, einen Blick auf die hier einst wohnenden Ritter zu werfen, von denen heute aber keiner mehr vor Ort residiert. „Geadelt“ hat die Stadt zwar nur wenige Menschen mit der Auszeichnung als Ehrenbürger, aber nicht wie in so vielen Städten die „Größen“ der NS-Zeit. Die Auszeichnung ging an Geistliche, Politiker und eine Sportlerin; nicht jede Auswahl wurde von allen Stadtverordneten mitgetragen. Lang ist die Liste der Bürgerinnen und Bürger, die sich den Ehrenring oder die Ehrennadel verdient haben.

Kapitel VI behandelt Wirtschaft, Handel und Verkehr. Der erste Beitrag zeichnet die Entwicklung in der Landwirtschaft vom Bauern zum Agrarunternehmer nach. Durch die zwei Weltkriege wurde der Wandel zunächst aufgehalten, der sich dann in den 50er-Jahren umso rasanter vollzog. Das Thema Fremdarbeiter/Zwangsarbeiter wird hier auch kurz angesprochen. Zum Wechsel gehört die Perspektive auf die landwirtschaftlich nutzbare Fläche, die man anfangs auszudehnen trachtete, dann aber mit Stilllegungsprämien wieder reduzierte. 1955 sicherte das Landwirtschaftsschutzgesetz den Bauern die „Teilnahme an der fortschreitenden Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft“ zu, das hieß Subventionen im Rahmen des „Grünen Plans“. Auch die Römischen Verträge (EWG) von 1957 versprachen stabile Märkte zu angemessenen Preisen. 1984 aber wurde eine Milchmengenregelung eingeführt, 1993 die Richtpreise für Agrarprodukte deutlich gesenkt. Einkommensbeihilfen wurden nun flächenbezogen ausgezahlt. Raps durfte auch auf stillgelegten Flächen zur Erzeugung von Biodiesel angebaut werden. Pflanzen wurden auch zur Gewinnung von Biogas eingesetzt. Leerstehende Scheunen und Stallungen können heute als Wohnraum genutzt werden. Im Kuhstall hilft der Computer, auf dem Acker fährt der Bauer satellitengestützt. Umweltschutzgesetzgebung und das Bundesnaturschutzgesetz stellen neue Herausforderungen dar. Andererseits bieten Solar- und Windenergie neue Betätigungsfelder.

Die Frage, ob Geseke eine Ackerbürgerstadt war, muss für den Zeitraum bis zum Siegeszug der Eisenbahn bejaht werden. Das Vieh wurde zur Mast in die umliegenden Wälder getrieben. Neben dem Getreideanbau wurden in der Geseker Feldmark Schafe gehalten. Mit Korn und Wolle konnte man mehr Geld verdienen als mit handwerklichen Produkten. Der Handel kam in Geseke erst durch die Eisenbahn in Schwung. Dem Thema Handel, Märkte und Gewerbe wendet sich der nächste Beitrag zu. Als Erstes hören wir auch hier von einer Landmaschinenindustrie. Erst die Kalk- und Zementindustrie brachte ein neues Betätigungsfeld. Die Gewerbe, die nun entstanden, dienten hauptsächlich der Versorgung der Arbeiter der Zementindustrie. Auch ein Konsumverein wurde gegründet. Nach dem Zweiten Weltkrieg zeigt der Blick auf Geseke auch hier einen Strukturwandel. Das produzierende Gewerbe hatte Mitte der 70er-Jahre seinen Höhepunkt. Es folgte der Aufschwung im Dienstleistungssektor. Der Gesundheitssektor boomt bis heute. Im Handel folgten auf den Einzelhändler der Supermarkt, der Discounter und der Onlinehandel. Ein eigener Beitrag gilt nun der Geseker Zementindustrie – zu Recht, mit Kalk aus Geseke

wurde auch an der Bagdadbahn gebaut. Die hiesigen Kalksteine entsprechen exakt den Anforderungen zur Zementherstellung, ganz ohne sonst übliche Beimischungen. In der ersten Phase ab 1900 bis zum Ersten Weltkrieg entstanden acht Werke in Geseke. In der Zeit danach waren es sieben. Über die Strabag baute man mit bei der Reichsautobahn. Das Ende der einzelnen Werke besiegelte oft die Übernahme durch den Zementverband mit der anschließenden Stilllegung. Die letzte Übernahme geschah in Geseke 2003. Die Sensibilität für die Luftqualität stieg, auch der kritische Blick auf den Landverbrauch. Für nicht mehr benötigte Steinbrüche gab es Folgenutzungen, nicht nur als Müllkippe, sondern auch durch eine Pioniervegetation, oder als Ort für Open-Air-Konzerte. Als „pulsierende Lebensader“ wird in Geseke der Hellweg gesehen. Einer Deutung dieses Namens gemäß zieht er sich an das Gelände angepasst, unter Umgehung von unwegsamen, bergigen oder morastigen, feuchten Gebieten, als öffentlicher Weg von West nach Ost. Zur Chaussee ausgebaut, als Kunststraße, zieht er sich seit 1814 schnurgerade von Ort zu Ort. Wegweiser gaben die Entfernungen an. Dass hierbei kein Hinweis auf Paderborn erfolgte, hängt vielleicht mit der erst 1821 erfolgten Eingliederung Gesekes in das Paderborner Bistum zusammen. Die Geschichte der Eisenbahn begann für Geseke mit der Übernahme der „Cöln-Minden-Thüringer Verbindungs-Eisenbahn“ im Oktober 1850, einem Zug von Hamm nach Paderborn. Außer den Kriegen brachte der Bau der Autobahn 44 eine Zäsur. Der Güterverkehr verlagerte sich auf die Straße. Auch die Personenbeförderung brach mit der zunehmenden Motorisierung der Bevölkerung ein. Zur Infrastruktur einer Stadt gehören auch Kanalisation, Strom-, Gas- und Wasserversorgung. Einer der frühen Säger der großen Geseker Geschichte hat einmal geschrieben: „Du Geseke darfst dich mit dem stolzen Venedig vergleichen: Jenes liegt mitten im Meer, Du mitten im Kot.“ Das klingt nicht schön, war aber offenbar wahr. Nach einem Starkregen machte die Bachstraße ihrem Namen alle Ehre, wenn das Wasser aus der Springquelle die innerstädtische Hauptstraße überflutete und dabei alle zur Straßenseite liegenden Misten mitnahm. Für alle Mutigen, die die Straße überqueren wollten, hatte man auf ihr in Schrittlänge Trittsteine gelegt. Die zum Anfang des 19. Jahrhunderts auftretende Cholera hatte die Menschen für das Thema Hygiene sensibilisiert. In Geseke dauerte es allerdings noch bis zum Ende jenes Jahrhunderts, dass man mit der Verrohrung der Unterstadt begann. Da standen schon die ersten Laternen in den Straßen. Wenigstens konnte man dem Dreck nun auch im Dunklen ausweichen. Auch das erste Elektrizitätswerk wurde mit der vorhandenen Wasserkraft in Betrieb genommen. Gemäß der Gemeindeordnung von 1938 wurden das E-Werk und das Wasserwerk (1917) als städtischer Eigenbetrieb geführt. Ein Klärwerk folgte 1955. Die Gasversorgung kam 1977 hinzu. Neben der mit kaiserlichem Patent ausgestatteten Familie von Thurn und Taxis hielten sich auch einige Reichsfürsten einen Botendienst zur Beförderung von Briefen. An der vom Kölner Erzbischof und Kurfürsten betriebenen Linie von Köln nach Hildesheim, wo der Kölner ebenfalls Fürstbischof war, wurde Geseke als Umschlagplatz genutzt, wo sich der aus Köln mit dem aus Hildesheim kommenden Boten traf und die Postsachen austauschte. 1688 wurde dann aber doch eine kaiserliche, das heißt in der Regie von Thurn und Taxis geführte Linie von Köln nach Hannover eingerichtet. Auch sie berührte Geseke. Eine eigene Poststation gab es ab 1715. 1806, mit der Rheinbundakte, war die Zeit des

taxis'schen Postwesens vorbei. 1816 übernahmen die Preußen. Die Postkutschenzeit endete in Geseke im Jahr 1898. Erst 1918 konnte man den Postbetrieb wieder aufnehmen. Eine Sparkasse eröffnete man in Geseke 1854. Dass sich der erste Rendant mit 11 Talern Jahresgehalt zufriedengeben musste, muss bei uns kein Mitleid wecken. Da die eingelegten Spargelder nur in Pfandbriefen und anderen völlig sicheren Papieren angelegt werden durften, lag das Gehalt eines Sparkassenleiters sehr schnell deutlich über dem seines Chefs, des Bürgermeisters oder Landrats der Kommune, die Träger der Sparkasse war. Dies führte zu einer Änderung der Besoldungsordnung – damals. 1931 erhielten die Sparkassen die Selbstständigkeit in der Rechtsform einer Anstalt des öffentlichen Rechts, jedoch mit weiterhin geltender Gewährträgerhaftung. Durch das Kreditwesengesetz von 1935 wurden sie den anderen Banken hinsichtlich der Geschäftsfelder gleichgestellt. Durch den Verkauf von Krieganleihen halfen alle Institute, den Ersten Weltkrieg zu finanzieren. Auch im Zweiten Weltkrieg gelang eine geräuschlose Finanzierung. Die Geldentwertung blieb für den Sparer unsichtbar, es gab ja nichts zu kaufen. Für die im Krieg stehenden Sparkassenangestellten kamen Frauen in die Institute; und sie blieben. Nach der Währungsreform standen Wohnungsnot und Nachholbedarf im Vordergrund. Die Automatisierung des Geschäftsbetriebs führte und führt zu teilweise unangenehmen Folgen – ohne Menschen. Ähnliches lässt sich auch über die Volksbanken sagen, ob nun für die in der Tradition der 1907 in Geseke gegründeten Genossenschaftsbank, einer Gewerbebank für Handwerker und Arbeiter, denen die bereits bestehende Sparkasse nach ihren Regeln keinen Kredit geben konnte, sofern sie kein pfändbares Land besaßen, oder für den auf das ländliche Publikum zugeschnittenen Spar- und Darlehenskassen-Verein von 1889 in Störmede und die 1926 in Geseke gegründete SpaDaKa. Die USA hatten die Weimarer Republik mit einer Menge kurzfristiger Kredite gestützt, die hierzulande dann meist als langfristige Kredite an die Kunden gegeben wurden. Als die USA ihre Kredite 1930 nicht mehr verlängerten, gerieten die Banken in Deutschland in Schieflage. Auch in der Vorbereitung auf den Zweiten Weltkrieg setzte man bei den vom Staat eingesetzten MeFo (Metallurgische Forschungsanstalt, eine Scheinfirma) Wechseln auf Sand. Man führte die bargeldlose Überweisung ein und ließ die Menschen auf den KdF-Wagen sparen, den sie nie erhalten sollten. Nach dem Krieg herrschte weitgehend die Schattenwirtschaft mit Tauschhandel. In der Währungsreform verhinderte man mit der Geldverknappung eine neue Inflation. 1971 erfolgte der Zusammenschluss der beiden Genossenschaftsverbände, der 1973 auch von den beiden Geseker Instituten beschlossen wurde, als die kommunale Gebietsreform bereits bekannt wurde. 2013 fusionierte man mit der Volksbank Beckum. Die Volksbank Störmede fusionierte 2017 mit Hörste. Wie die Sparkasse im Jahr 1999 gründete auch die Volksbank Störmede 2014 eine Bürgerstiftung.

Im Anhang finden wir einen Berichtigungshinweis zu zwei Bildunterschriften aus Band I, ein Abkürzungsverzeichnis für beide Bände, ein nach Bänden gesondertes Orts- und Personenregister sowie Kurzbiografien der Autor*innen.

Die Geschichte Gesekes liegt damit erschöpfend behandelt vor. Es stellt sich bei einem solchen Werk immer die Frage nach dem gedachten Publikum. Schon der Kreis der Autor*innen lässt somit auch manche hier geführte Theoriediskussion erwarten. Wie

eingangs schon angedeutet, behandeln einige Beiträger*innen ihr Thema sehr gründlich, über den direkten Bezug zu Geseke hinaus, so dass man eigentlich kein weiteres Buch in einem Geseker Haushalt mehr brauchen dürfte. Ein Nicht-Geseker wird einiges als zu weit gehend empfinden, auch wenn dann manche gute Darstellung des allgemeinen geschichtlichen oder gesetzlichen Umfeldes hier nicht abgedruckt wäre. Es ist ja keine Festschrift. Also Sache der Abwägung. Es ist dem Gesamtwerk zu wünschen, dass sich die Geseker so stark mit ihrer Heimatstadt identifizieren, dass sie sich durch dieses umfangreiche Oeuvre durcharbeiten.

Michael Wittig, Wewer

ROLF TOMANN (Hg.): Burgen und Schlösser. Reisen zu den schönsten Meisterwerken der Baukunst in Deutschland und Österreich, Text von Barbara Borngässer, produziert von Thomas Paffen, Rheinbreitbach: Vista Point 2020, 222 S., meist großformatig bebildert (Bildnachweis), 29,90 €.

Wer etwas Schönes sieht, schaut auch gerne genauer hin. Wer genau hinschaut, wird eine Menge lernen. Wer etwas lernt, wird sich über diese angenehme Art des Lernens freuen.

Das beginnt schon mit einem übersichtlichen Inhaltsverzeichnis. In der Einleitung bekommen wir einen Überblick, welchem Zweck und wem diese Meisterwerke gedient haben. Es folgt eine Erläuterung der aufeinanderfolgenden Kunststile der Renaissance, des Barock, des Klassizismus und des Historismus.

Sodann beginnt eine Reise in vier Abschnitten, vom Münsterland ins Rheinland, durch Preußen, Sachsen und Böhmen, von Unterfranken nach Oberbayern sowie von Wien nach Tirol. Die vier Rundreisen beginnen je mit einer rein geografischen Übersichtskarte zu den besuchten Orten. Dann bekommen wir auch jeweils einen kurzen Überblick über das vor uns Liegende.

Durch Böhmen? Da der König von Böhmen einer der sieben Kurfürsten war, die bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation den König und Kaiser dieses Imperiums gekürt haben, mag die Hinzunahme von Böhmen in das vorliegende Werk gerechtfertigt erscheinen. In den Texten zur Burg Karlstein, zum Hradschin und zu den Stadtpalästen in Prag gibt es weitere Erklärungen hierfür. Ein erläuternder Hinweis auf den Grund der getroffenen Auswahl zu Beginn des Buches aber hätte manche Überlegung im Vorhinein ausgeschlossen.

Das **einleitende Kapitel** beginnt mit der Vorstellung der „Burg als Brennpunkt höfischen Lebens“. Was heute den Anreisenden schon von Ferne beeindruckt, verfehlte auch früher nicht seine Wirkung auf einen anrückenden Feind: stark und mächtig, schwer zu erklimmen, uneinnehmbar hoch gelegen. Als Beispiele werden hier die Burg Kufstein, die Wartburg und Burg Trifels genannt. Die Vielzahl der heute noch vorhandenen Burgen erinnert an die hohe Zahl der deutschen Staaten, womit bis heute eine große kulturelle Vielfalt in Deutschland gegeben ist. Die Könige und Kaiser residierten bis in die Frühe Neuzeit nicht an einem zentralen Ort, sondern zogen von Ort zu Ort und kamen in den Pfalzen unter, die meist einen Tagesritt voneinander entfernt lagen. Das von Barbarossa gegründete Gelnhausen wird als Beispiel angeführt sowie auch die Pfalz Goslar. Im 15. Jahrhundert wünschte man höheren Wohnkomfort. Nach dem Vorbild oberitalienischer Stadtpaläste wurden Vierflügelanlagen mit offenen Innenhöfen geschaffen. Landshut gilt als erste „moderne“ Stadtresidenz auf deutschem Boden. Auch Schloss Ahrensburg (nördlich von Hamburg) und Güstrow werden genannt. Die Renaissance wandelte den mittelalterlichen Kräutergarten um in eine Kulisse für Feste und Schauspiele. Die Anlagen von Herrenhausen und Weikersheim sind hierzu abgebildet. Es folgt der Barock mit seinen Schlössern als Ausdruck absolutistischer Herrschaft. Die schier endlosen Fassaden entsprechen dem

universellen Machtanspruch. Versailles und Würzburg, aber auch Augustusburg und Ludwigsburg werden hier genannt. Als Beispiel für den Übergang zum Klassizismus gilt Schloss Ludwigslust. Hierfür stehen dann explizit Wörlitz sowie das Marmorpalais von Potsdam. Die Sehnsucht nach vermeintlich besseren Zeiten verkörpern die „Märchenschlösser“ von Ludwig II. von Bayern, aber auch die „wiederaufgebauten“ Burgen Hohenzollern und Lichtenstein in den Zeiten der Romantik und des Historismus.

Dann startet als erste die Tour **vom Münsterland ins Rheintal** mit dem für Westfalen typischen, von Wassergräben umgebenen Schloss Nordkirchen (Barock, mit dem hier traditionellen dunkelroten Backstein, ein „westfälisches Versailles“), den Burgen Hülshoff (Barock, Kapelle Neugotik) und Vischering (Renaissance), ebenso typisch aber auch der Erbdrostenhof in Münster, vom Barockbaumeister Johann Conrad Schlaun geschickt in ein Eckgrundstück eingefügt. Auch am Niederrhein prägen Wasserschlösser die Landschaft, so die Schlösser Anholt (Barock), Moyland (Neugotik) bei Kleve und Raesfeld (Renaissance) bei Borken. Weiter geht es in das Rheintal, das seit der Romantik als die deutsche Kulturlandschaft schlechthin gilt. Hierbei werden auch einige der Städte römischen Ursprungs besucht, die seit dem frühen Mittelalter Bischofssitze waren und Renaissance und Barock entfaltet haben. Hier schauen wir uns um in Schloss Benrath (Rokoko, beginnender Klassizismus, Fassaden in der Farbe von Pfirsichblüten), in Schloss Augustusburg, von Schlaun begonnen und von seinem Lehrmeister Balthasar Neumann im Stil des Rokoko vollendet. Das Deckenfresko in dem für Empfänge genutzten Saal gilt dem Ruhm der Wittelsbacher, aus deren Haus der damalige Erzbischof von Köln, Clemens August, stammte. Er war auch der Bauherr von Schloss Falkenlust. Schon der Name verweist auf die Jagdleidenschaft des Bayern, der zeitgleich auch die Amalienburg im Nymphenburger Schlosspark in München bauen ließ, ebenfalls ein Hauptwerk des deutschen Rokoko. Unter Clemens August wurde auch das Poppelsdorfer Schloss vollendet. Ein aus Bonn stammender Bankier hat den Bau der märchenhaften Burg Drachenfels (neoromanisch, neogotisch, Elemente der Renaissance) bei Königswinter in Auftrag gegeben. *Mancher kennt die Anlage aus „Babylon Berlin“ oder „Bares für Rares“.* Auftraggeber für den Ausbau der mittelalterlichen Ruinen von Burg Stolzenfels zu dem heute als Hauptwerk der Rheinromantik geltenden Bau war der preußische König Friedrich Wilhelm IV.; *für ihn war es der Ausdruck seiner Sehnsucht nach dem untergegangenen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.* In einem Nebental der Mosel liegt Burg Eltz. Der Bau der Burg erzählt die Geschichte einer Familie, die sich aufgespalten hat, aber nicht trennen wollte. *Abgebildet war die Burg auf einem 500-DM-Schein (1961-1995) sowie auf einer 40-Pfennig-Briefmarke (1977).* Gegen den ausdrücklichen Protest der rheinischen Erzbischöfe ließ Ludwig der Bayer als rheinischer Pfalzgraf im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts mitten im Rhein bei Kaub, unterhalb seiner Burg Gutenfels, die Burg Pfalzgrafenstein bauen, zur besseren Durchsetzung seiner Zollrechte – romantischer Höhepunkt jeder Flussfahrt.

Die Sommerresidenz der pfälzischen Kurfürsten war Schloss Schwetzingen. Romantische Staffagebauten in den Gärten wie Ruinen und Tempel beschwören ein irdisches Arkadien, eines Lebens in Harmonie mit der Natur. Die „schönste Ruine Deutschlands“ finden

wir oberhalb von Heidelberg, das Schloss aus rotem Odenwälder Sandstein, Ruine seit der Zerstörung durch Franzosen im Jahr 1693. Der Baumeister Balthasar Neumann begegnet uns erneut in Schloss Bruchsal. Er baute es – wie die Würzburger Residenz – für einen geistlichen Herrn, den Fürstbischof von Speyer, damals der Franke Philipp von Schönborn. Auf einen Tagtraum zurück geht die Anlage des Karlsruher Schlosses. Bei einem Jagdausflug stand dem badischen Fürsten Karl-Wilhelm ein Bau vor Augen, der das Zentrum von radial von ihm ausgreifenden Alleen bildete; Schloss, Stadt und Land bilden eine ideale Einheit. Typisch für das Zeitalter des Absolutismus, aber selten so konsequent umgesetzt wie hier. *Hier sollte man sich auch die Zeit nehmen, im heute im Schloss untergebrachten Badischen Landesmuseum die Sammlung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden anzusehen (Karlsruher Türkenbeute). In ihr sind die „Mitbringsel“ des von seinen Landsleuten „Türkenlouis“ Genannten zu sehen, die er von seinen siegreichen Feldzügen gegen die Osmanen mitgebracht hat, unter anderem die einzige überhaupt noch existierende Mütze eines Janitscharen, eines türkischen Elitesoldaten. Die Türken nannten ihn, wegen seiner roten Uniformjacke, respektvoll den „roten König“.* Seiner wird auch gedacht im Rastätter Residenzschloss, das der Markgraf baute, nachdem die Franzosen seine Abwesenheit wegen des Krieges zur Abwehr der Türken nach der zweiten Belagerung von Wien im Jahr 1683 ausgenutzt und Baden-Baden im Pfälzischen Erbfolgekrieg verwüstet hatten. In Rastatt ließ seine Witwe Sibylle auf das Dach des Schlosses zum Andenken an ihren Göttergatten einen vergoldeten Jupiter aufsetzen.

Weiter geht es mit der zweiten Tour, wieder eingeleitet von der Karte und einem kurzen Überblick, durch **Preußen, Sachsen und Böhmen**. Wir beginnen in Schloss Rheinsberg, das der preußische König Friedrich Wilhelm I., der „Soldatenkönig“, für seinen eher feinsinnigen Sohn Friedrich (später „der Große“ oder „der Alte Fritz“ genannt) erworben hat. Es gilt als Zeugnis des friderizianischen Rokoko. Ab 1752 wurde hier Friedrichs Bruder Heinrich von ihm untergebracht. Bezeichnend für Friedrich mag das Deckengemälde des Marmorsaals sein, „Apoll vertreibt die Finsternis“, wohl ein Hinweis auf Friedrichs bevorstehende Krönung. Als Krönung seiner Bautätigkeit wird Schloss Sanssouci angesehen. Der König wünschte aus dem vom Zeremoniell bestimmten Alltag von seinem „Weinbergsschloss“ „sans souci“ (frei von Sorgen) direkt in die Natur zu gelangen. Auch hier zitieren die Ausmalungen Klassisches, wie die Metamorphosen des Ovid. Das Chinesische Teehaus beschwört das angebliche glückliche Dasein der Asiaten. Als „Prahlerei“ hat Friedrich selbst den Bau des Potsdamer Neuen Palais bezeichnet. Vom Grottenaal im Untergeschoss kommt man hinaus in den Garten. Im Grottenaal aber sollte man sich in den mit Steinen übersäten Wänden die angebliche Spitze des Kilimandscharo ansehen; in der Kolonialzeit galt dieser als der höchste Berg des Deutschen Reiches. Als eines der schönsten Ensembles des romantischen Klassizismus gilt das von Friedrich Wilhelm IV. und seiner bayerischen Gattin Elisabeth – mit fast bürgerlicher Gemütlichkeit – gestaltete Schloss Charlottenhof. Vom Klassizismus geprägt ist auch das Marmorpalais im Neuen Garten, mit Dekoren aus schlesischem Marmor. Hier ist der Stil schon an englische Vorbilder angelehnt, wie wir ihn dann definitiv in Schloss Babelsberg finden, einem Bau im sogenannten Tudorstil. Einer

römischen Villa dagegen gleicht Schloss Glienicke, das Prinz Carl von Preußen, der dritte Sohn von Friedrich Wilhelm III., als Sommerresidenz erwarb. Bevor wir die Region Potsdam/Berlin verlassen, besuchen wir noch an der Spree das Schloss Charlottenburg, die Sommerresidenz der Königin Charlotte, der Gemahlin des 99-Tage-Kaisers Friedrich III., wo wir wiederum dem Barock, Rokoko und Klassizismus begegnen.

Als „Wiege der klassizistischen Architektur in Deutschland“ gilt Wörlitz mit seinem Schloss und den Gärten. In der Sommerresidenz des Fürsten von Anhalt-Dessau sind „edle Einfachheit und stille Größe“, wie sie der Archäologe Winckelmann postulierte, perfekt umgesetzt. Die absolute Absage an jedes Imponiergehabe und herrschaftliche Repräsentanz. Der Fürst hatte einen Landschaftsgarten anlegen lassen, ein scheinbar natürliches Arrangement. Repräsentativ ist dagegen wieder Schloss Hartenfels bei Torgau, mit dem anmutigen oder kühnen – je nach persönlichem Empfinden – nach außen offenen Treppenhaus, dem Wendelstein. Eines der prachtvollsten Ensembles des deutschen Mittelalters finden wir in Meißen mit dem Dom und der Albrechtsburg. Der Bau des Schlosses folgte auf die Verleihung der Kurwürde an den Wettiner Friedrich. August der Starke richtete dann hier seine Porzellanmanufaktur ein. Er baute für sich in Dresden den grandiosen Rokokobau des Zwingers als Gesamtanlage. Das Residenzschloss selbst zählte zu den größten Renaissancebauten seiner Zeit. Es gilt heute als bedeutendstes Zeugnis des Historismus. Das Grüne Gewölbe mit seinen wertvollen Sammlungen hält sich selbst in den Medien, so dass es hier nicht weiter vorgestellt werden muss. Mit der Residenz über eine Allee verbunden ist Schloss Moritzburg, gebaut als Jagdschloss der sächsischen Fürsten. Eine Mätresse von August dem Starken erwarb zunächst Schloss Pillnitz, bis sie in Ungnade fiel und der König das Anwesen selbst übernahm. Die Hohlkehlen am Übergang von der Fassade zum Walmdach sind mit chinesischen Malereien geziert, die das angeblich lustvolle Leben der Asiaten schildern. Auch die vielen Schornsteine sind nur Schein: Der Palast besaß keine Öfen.

Und nun verlassen wir Deutschland, um uns im westlichen Teil Tschechiens, in Böhmen, Kulturerbe aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation anzusehen. So beginnt die Reise denn auch mit der Burg Karlstein, die Kaiser Karl IV. im 14. Jahrhundert bauen ließ, als trutzigen Aufbewahrungsort für die Reichskleinodien. Auch wenn diese bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts nach Prag gebracht wurden, lohnt sich der Besuch, allein schon wegen der mit Gold und Edelsteinen ausgestatteten Kreuzkapelle. Auch die Katharinenkapelle, die dem Kaiser zur privaten Andacht diente, ist ähnlich wertvoll geschmückt. Der Prager Hradschin ist die größte Burganlage Europas. Blickfang des malerisch über der Donau thronenden Ensembles ist der Veitsdom. *Man sollte sich auch von außen das Fenster im zweiten Stock vom Seitenflügel des alten Königspalastes, mit der nach außen angeschrägten Stützmauer darunter, anschauen, um sich selbst ein Bild zu machen, zu all den schönen Geschichten, die über den Prager Fenstersturz von 1618 kursieren, der als Auslöser des Dreißigjährigen Krieges gilt.* Die Nähe von Kirche und Staat symbolisiert das Erzbischöfliche Palais auf dem Hradschin. Unterhalb der Burg ließ sich einer der Akteure des Dreißigjährigen Krieges, Wallenstein, ein großes Palais mit prächtigen Gärten bauen, wofür fast ein ganzes Stadtviertel abgerissen werden musste. Es scheint, als hätte Wallenstein dem Herrn auf der Burg zeigen wollen, auf welchem Fundament seine Macht ruht. Geschichte gemacht

wurde auch im Palais Lobkowitz, dem Sitz der deutschen Botschaft, als vom hiesigen Balkon den in den Garten geflüchteten DDR-Bürgern der Fall des Eisernen Vorhangs angekündigt werden konnte. Als schönster Rokoko-Palast Prags gilt das Palais Kinsky.

Die Tour **von Unterfranken nach Oberbayern** beginnt „am Schwanz des bayerischen Löwen“, in Aschaffenburg, wo man schon beinahe Hessisch spricht: *Aschebersch*. Die Stadt gehörte bis zum Reichsdeputationshauptschluss von 1803 zum Mainzer Kurfürstentum und war Zweitsitz der Mainzer Erzbischöfe. Der Widersacher Martin Luthers, der Kardinal Albrecht von Brandenburg, hat diesen Sitz reich mit Kunst ausgestattet, die er aus Halle an der Saale mit hierher gebracht hat, darunter seinen Briefwechsel mit Luther über den Ablasshandel. Für den letzten Kurfürsten und Kanzler des Reiches wurde nach dem Verlust der westlich des Rheins gelegenen Reichsteile an Napoleon 1797 das Fürstentum Aschaffenburg geschaffen, das 1810 im Großherzogtum Frankfurt aufging, bevor Aschaffenburg 1814 an Bayern fiel. Wahrzeichen der Stadt ist das Schloss St. Johannesburg mit seinem Bergfried aus dem 14. Jahrhundert. Kirchlich, bischöflich geprägt ist auch Würzburg. Über der Stadt thront die Festung Marienberg, in deren inneren Burghof sich die älteste Rundkirche (8. Jahrhundert) nördlich der Alpen befindet. Vor den Bischöfen lebten hier weltliche Herren. Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der 1156 in Würzburg geheiratet hat, hat 1168 den Würzburger Bischöfen den Titel der Herzöge von Franken verliehen, den ab 1835 die bayerischen Könige für sich in Anspruch nahmen. Julius Echter hat die Festung zum Renaissanceschloss umgebaut. Als die Würzburger meinten, der Wohnsitz des Bischofs über der Stadt koste sie zu viel Geld, ließ Johann Philipp Franz von Schönborn von Balthasar Neumann unten in der Stadt die Residenz bauen, die Napoleon 1806 bei seinem Besuch in Würzburg als das „schönste Pfarrhaus Europas“ bezeichnete. Ein Schönborn war es auch, der das Schloss Pommersfelden bei Bamberg bauen ließ. Er hatte bei der Planung das Wiener Schloss Schönbrunn vor Augen, dessen Architekten er auch verpflichtete. Kaiser und Könige gingen auch in Nürnberg aus und ein. Sie wohnten und regierten von der Burg aus, die sie den Zöllern anvertrauten. Es entwickelte sich so neben der Kaiserburg die Burgherrenburg. Mit dem Erstarken des Bürgertums im 14. Jahrhundert kam es zu Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und den Burggrafen. 1427 kam die Burg in den Besitz der Stadt Nürnberg. Da aber hatten die Burggrafen schon die Markgrafenwürde von Brandenburg und die Kurfürstenwürde erhalten. Hohenzollern residierten auch in Ansbach, wo sich der andere Teil der Burggrafenfamilie seinen Wohnsitz einrichtete.

Auf die Wittelsbacher treffen wir in Neuburg an der Donau, wo die Herzöge von Neuburg-Pfalz residierten. Die hier 1540 errichtete Schlosskapelle gilt als ältester neu erbauter protestantischer Kirchenbau. Wittelsbacher waren es auch, die im 16. Jahrhundert die Burg Landshut zum Palast ausbauen ließen. Auf den Malereien der Narrentreppe finden wir Figuren der Commedia dell'Arte. Hier haben der Stauferkaiser Friedrich II. ebenso logiert wie die Minnesänger Tannhäuser und Walther von der Vogelweide. Den Namen der Burg hat dann die Stadt übernommen. Die Burg wurde ab dem 16. Jahrhundert Trausnitz genannt. In der Stadt finden wir die „erste moderne Stadtresidenz auf deutschem Boden“. Im „Italienischen Saal“ ließ der Herzog im umlaufenden Fries die Eintracht der Herrscher-

familie beschwören. Eindrucksvoller Sitz der bayerischen Herzöge und Könige ist der innerstädtische Palast der Münchner Residenz. Als wichtiges Zeugnis für das Vordringen der Renaissance gilt das Antiquarium, wo sich der Herzog Albrecht V. als einer der ersten Fürsten nördlich der Alpen eine Antikensammlung nach italienischem Vorbild, also Bildwerke und Schriften, zulegte. Aus Italien stammte die Kurfürstin Henriette Adelaide von Savoyen, der ihr Mann, der Kurfürst Ferdinand Maria, zur Geburt des gemeinsamen Sohnes Max Emanuel das Nymphenburger Schloss bauen ließ. Sie bedankte sich mit der Theatinerkirche am Odeonsplatz. Von Max Emanuel wurde das Schloss Schleißheim gebaut, das allerdings nur den Osttrakt einer ursprünglich geplanten Vierflügelanlage darstellt. *Max Emanuel tat sich als Feldherr im Großen Türkenkrieg ab 1683 hervor; die Türken nannten ihn respektvoll „Blauer König“ wegen seiner blauen Uniformjacke. Aus seiner Ehe mit der Tochter des polnischen Königs Jan Sobieski stammt der Sohn Clemens August, der Kölner Erzbischof und Kurfürst. Beerdigt wurde er in der Fürstengruft der Theatinerkirche. Dort steht auch der Sarkophag von Otto, der von 1832 bis 1862 der erste König von Griechenland war. Ottos Königskrönung war getragen vom Philhellenismus, einer vor allem im Bildungsbürgertum weitverbreiteten Griechenlandbegeisterung, die dieses edle Volk im Kampf um seine Freiheit und nationale Selbstständigkeit unterstützen wollte. Den absolutistischen Fürsten war dies ein Ventil, um von den nationalen Bestrebungen in den deutschen Ländern nach den napoleonischen Befreiungskriegen abzulenken.* Ein Geschenk an die Gattin war auch die Amalienburg, von Kurfürst Karl Albrecht an seine Frau Amalie. *Der Kurfürst wurde 1742 als Karl VII. zum Kaiser gewählt, vier Jahrhunderte nach seinem Stammvater Ludwig IV. als dritter Wittelsbacher und seit 1437 der erste Nicht-Habsburger. Sein Nachfolger wurde der Ehemann Maria Theresias, Franz I. Stephan.* Nun kommen wir zu dem Bau, in dem Ludwig II. seine Kindheit verbracht hat: Hohenschwangau, nach 1832 in neugotischem Stil wieder aufgebaut. Schaut man sich die Malereien in seinem Schlafzimmer an, kann man verstehen, wie der Junge zum Träumer wurde. Sinnbild der Ära des Märchenkönigs ist das Schloss Neuschwanstein, Inbegriff romantischer Baukunst. Kein anderes Bauwerk in Europa zieht mehr Touristen an als dieser pittoreske Bau im bayerischen Allgäu. Hier verwirklichte sich der bayerische König seinen Traum von einer mittelalterlichen Ritterburg, angesteckt auch von den Bildern aus Richard Wagners Opern. Nahezu zeitgleich mit Neuschwanstein baute Ludwig auch das zierliche Jagdschloss Linderhof bei Ettal. In den Park von Linderhof ließ er den „maurische Kiosk“ setzen, den er 1867 auf der Pariser Weltausstellung erworben hatte. Seinen Traum von einem bayerischen Versailles suchte Ludwig mit dem Schloss Herrenchiemsee im „bayerischen Meer“, dem Chiemsee, zu verwirklichen. Ursprünglich hatte hier ein Kloster gestanden. Über zwölf Jahrhunderte hin war die Insel im Besitz dieses Klosters gewesen. 1873 erwarb der König die Insel. Die Kosten stiegen um das Dreifache, der König verschuldete sich so stark, dass er abgesetzt wurde. Dies und sein Tod im Starnberger See führten 1866 zum Abbruch aller Arbeiten. Die heutige dreiflügelige Anlage gilt als einzigartiges Zeugnis des deutschen Historismus. *Im Konventsstock des Alten Schlosses, dem früheren Kloster, tagte vom 10. bis 23. August 1948 der Verfassungskonvent zur Vorbereitung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland.*

Abschließend touren wir nun **von Wien nach Tirol**, dorthin, wo es von Westeuropa auf den Balkan geht, beziehungsweise von Deutschland nach Italien. Im ältesten erhaltenen Teil der Hofburg, im Schweizertrakt, befindet sich die Schatzkammer mit den Reichskleinodien. *Für den Herrscher war es wichtig, diese als Zeichen seiner Legitimation in seiner Nähe zu haben. So haben wir von diesen Insignien schon auf der Burg Karlstein und dem Hradscin in Prag gehört. Von Prag wurden sie durch König Sigismund 1423 der Stadt Nürnberg zur Aufbewahrung übergeben. 1796 wurden sie beim Vordringen der Franzosen nach Regensburg gebracht. Um 1800 kamen sie dann nach Wien.* Gegenüber steht die Amalienburg, benannt nach der Ehefrau von Kaiser Joseph I., der sich gerne als „deutscher Sonnenkönig“ sah. Den Hof schmückt eine Statue des letzten Kaisers des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Franz II., im Stil eines römischen Cäsaren. Man könnte meinen, dass er mit seiner rechten Hand gerade die Krone niedergelegt hat. Lohnenswert ist ein Besuch der Hofbibliothek, die äußerst würdig untergebracht ist: Ihre Räume zählen zu den schönsten Schöpfungen des Barock. Nach der Abwehr der Türken im Jahr 1683 setzte in Wien ein enormer Bauboom ein, dem wir die nach dem Vorbild römischer Palazzi gestalteten Stadtpaläste großer Adelsfamilien verdanken, so den des Türkenbezwingers Prinz Eugen sowie das Palais Lobkowitz oder das Palais Porcia. Um die Wende zum 18. Jahrhundert wurde Wien zur größten Gartenstadt Europas. Nun waren repräsentative Gärten mit einem Belvedere angesagt, einem erhöht angelegten Gebäude, das den rechten Blick auf die Gartenanlage ermöglichte. Belvedere ist auch der Name des Anwesens, das sich Prinz Eugen gönnte. Wer den Garten durchschreitet, steigt gleichsam auf von der Unterwelt in den Olymp. Unter Maria Theresia wurde Schloss Schönbrunn als Sommerresidenz der österreichischen Kaiser fertiggestellt. Erwähnt werden auch das Palais Trautson, heute Sitz des Justizministers, und das Palais Schwarzenberg, *aus deren Familie der Minister stammte, der am Habsburger Einheitsstaat von Deutschen und Nicht-Deutschen festhielt und damit die „kleindeutsche Lösung“ vorgab.* Dem Neopalladianismus zugeordnet, dem klassizistischen Baustil, wie ihn der Venezianer Palladio prägte, wird das Palais des russischen Diplomaten Rasumofsky, in dessen Räumen Beethovens 5. Symphonie uraufgeführt wurde. In Salzburg baute der Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau für seine Geliebte Salome das Schloss Mirabell; es bot auch den Platz für die 15 gemeinsamen Kinder. *Der Salzburger Erzbischof trägt bis heute den Titel „Primas Germaniae“, ursprünglich dem hervorragendsten der deutschen Bischöfe zugeacht, wurde er zum Machtinstrument. Den Titel trugen auch die Bischöfe von Trier, Mainz und Magdeburg, diese allerdings nur bis zum Westfälischen Frieden beziehungsweise bis zur Säkularisation.* Vom Garten des Mirabell geht der Blick hinauf zur Festung Hohensalzburg. Raitenaus Nachfolger hatte ebenfalls Sinn für das Schöne. Er baute Schloss Hellbrunn. Erfrischend konnte ein Besuch im Garten sein: Die Hocker um den Fürstentisch konnten Wasser spritzen. Hoch über dem Inntal thront Schloss Tratzberg, einst Jagdschloss von Kaiser Maximilian, zogen Ende des 16. Jahrhunderts die Fugger als Hausherren ein. Der letzte Blick gilt dem Schloss Ambrach bei Innsbruck, „ad umbras“, im Schatten liegend, wohl so genannt, weil es der Erzherzog Ferdinand II. für seine heimliche, weil bürgerliche Ehefrau bauen ließ. Im Untergeschoss befindet sich die vom Fürsten zusammengetragene

Kunst- und Naturaliensammlung; sie gilt als das älteste Museum der Welt. So schließt das Buch ganz passend mit einem Superlativ.

Dieser Prachtband bietet mehr als übliche Fotobände. Natürlich, auch hier erfreuen die zahlreichen Farbfotos mit ihren Anblicken von architektonischen Meisterbauten. Neben den Außenansichten werden auch Aufnahmen vom Innenbereich der Burgen und Schlösser gezeigt und man erhält durch besondere Blickwinkel einen Eindruck der Außenanlagen, von besonderen Bau- und Einrichtungsteilen, die man selbst oft gar nicht so sieht. Sehr hilfreich: In der Einleitung werden die zeitlichen Epochen näher erklärt, mit Beispielen versehen und die besonderen Merkmale der Baustile vorgestellt. Noch einmal lobend hervorgehoben werden sollen die Begleittexte, die mehr liefern als den kunsthistorischen Background. Sie bieten auch immer wieder Anknüpfungspunkte für *eigene kleine Ergänzungen*. Auch für Geschichtsfreunde ein sehr lehrreicher und unterhaltsamer Ausflug.

Michael Wittig, Wewer

TELMO PIEVANI, VALÉRY ZEITOUN: Homo sapiens. Der große Atlas der Menschheit, Übersetzung aus dem Französischen von Renate Heckendorf, Darmstadt: wbg Theiss 2020, 208 S., großzügig bebildert und mit Karten versehen, 70,00 €.

Dem wahrhaft „monumentalen“ Werk sind ein Vorwort vorangestellt, eine Einleitung und ein Geleitwort. Das dann Folgende ist in fünf Kapitel unterteilt, was die Lektüre, besser gesagt, das Studium, des Buches erleichtert. Als Abschluss ist dem Text ein Epilog beigegeben. Im Anhang finden sich eine Auflistung der wichtigsten Museen und prähistorischen Fundstätten im deutschsprachigen Raum und in Europa, ein Glossar sowie ausgewählte Literatur und der Bildnachweis.

Im **Vorwort** umreißt der französische Paläontologe Yves Coppens kurz den zeitlichen Raum, der für das Buch relevant ist. Es geht um 14 Milliarden Jahre Erdgeschichte, in denen sich in den letzten drei Millionen Jahren das Menschengeschlecht herausgebildet hat und davon in der letzten halben Million Jahre der Homo sapiens, der heute die Erde bewohnt. Coppens legt Wert auf das Wörtchen „heute“, denn er verweist darauf, dass dieser Mensch sich durchaus weiterentwickeln und auch außerhalb unseres Planeten ansiedeln könnte. Was vor diesen 14 Milliarden Jahren war, nennt er „undurchsichtig“. Vor 4,6 Milliarden Jahren ist in einer der Galaxien dieses Universums, der Milchstraße, unser Sonnensystem entstanden und danach dann die Erde. Vor rund 4 Milliarden Jahren tauchte aus dem Wasser das Leben auf. Ausgestattet mit der Fortpflanzungsfähigkeit überhäufte diese lebendige Materie die Erde mit einer enormen biologischen Vielfalt und der Fähigkeit, sich ständig den sich ebenfalls stetig wandelnden Umweltbedingungen anzupassen. So hat sich denn auch diese zehn Millionen Jahre alte Erfindung des Lebens, die sich auf allen Vieren fortbewegte und die man als Wirbeltier und Primaten bezeichnet, irgendwo im tropischen Afrika dann aufgerichtet, um sich an eine sich lichtende Waldlandschaft anzupassen. Aufgrund des Klimawandels hat sich dann eine Form erneut verändert und diesmal ihren Kopf und dessen Inhalt weiterentwickelt. Damit war die Gattung des Homo geboren, die nun weiß, dass sie weiß. Seit ihrer Geburt vor drei Millionen Jahre ist sie nun unterwegs. Durch die Anfertigung von Werkzeug als Fortsetzung des Körpers wird der Mensch zum Kulturwesen. Sowohl die biologische Natur des Menschen als auch seine kulturelle Komponente haben sich fortan mit immenser Vielfalt in Raum und Zeit entfaltet. Vor etwa 2,5 Millionen Jahren hat der Mensch, aus den Tropen kommend, Eurasien erreicht, vor ungefähr 50.000 Jahren Australien und Amerika. Auch der Homo sapiens hat seinen Ursprung in Afrika. Bei seiner Geburt vor hunderttausend Jahren war er jedoch nicht die einzige menschliche Spezies auf dem Planeten. Er blieb allerdings als einzige Art der Gattung Homo übrig, was erst einige Zehntausend Jahre zurückliegt. Dem Vorwort von Coppens ist auch zu entnehmen, dass der Philosoph und Evolutionsforscher Telmo Pievani 2011-2012 zusammen mit dem Populationsgenetiker Luigi Cavalli-Sforza in Rom eine Ausstellung zu dem Thema „Homo sapiens“ erstellte und dass in der Folge David Kings als Redakteur die Erstellung des vorliegenden Atlanten in Angriff genommen hat.

In seiner **Einführung** verweist Stefano Giuliani von der bedeutenden Libreria Geografica im norditalienischen Novara auf die seit zwei Millionen Jahren aufeinanderfolgenden Migrationsrouten der Gattung Homo. Diesen Spuren, der Ausbreitung und dem Zusammenleben der unterschiedlichen Menschenformen will dieser Atlas folgen. Die Geschichte unserer weltweit verbreiteten Art, der einzigen, die in der Lage ist, die Ökosysteme durch Domestikation von Pflanzen und Tieren zu verändern, lehrt uns auch, wie Geografie, Geschichte, Ethnologie und Naturwissenschaften zur Umschreibung des Rahmens beitragen, in dem wir – im Guten wie im Schlechten – die Zentralgestalt sind. So sind auch die den Text begleitenden Karten und grafischen Rekonstruktionen das Ergebnis von fachübergreifenden Forschungen.

Telmo Pievani appelliert in seinem **Gleitwort** an unsere Demut, da wir erkennen werden, dass wir uns die menschliche Entwicklung am besten als wuchernden Baum vorstellen, der Verzweigungen und, bezüglich der Entwicklung unserer Spezies, bis vor Kurzem durchaus auch gemeinsame Äste aufweist.

Kapitel 1, mit dem Thema „Die Anfänge der Homininen und der Beginn ihrer Ausbreitung“, wird uns in „Häppchen“ serviert, die gut zu verdauen sind. Im ersten Unterkapitel begegnen wir den „Kindern des Großen Afrikanischen Grabenbruchs in Ostafrika“. Dieser sogenannte Grabenbruch, der sich vor etwa zehn Millionen Jahren gebildet hat, stellt eine geologische Barriere dar, die Schutz vor den klimatischen Einflüssen des Atlantiks bietet. Dies verursachte im Osten Afrikas eine zunehmende Dürre; der Regenwald zerfiel. Die neuen Umweltbedingungen begünstigten diejenigen unter den Homininen, die auf zwei Beinen gehen konnten. Damit verringerten diese die der äquatorialen Sonne ausgesetzte Körperfläche. Sie konnten sich über die grasbewachsenen Weiten erheben und diese beobachten; zudem hatten sie immer eine Hand frei. Ein Schema zeigt uns anschaulich die Entwicklung des aufrechten Gehens vom Schimpansen zum anatomisch modernen Menschen. Eine Karte zeigt die Verbreitungsgebiete der ersten Homininen. Das nächste Unterkapitel behandelt die „Kontinentalverschiebung“. Seit sich die Erdkruste abgekühlt hat, ist die Oberfläche unseres Planeten unbeständig; Erdbeben und Vulkanausbrüche erleben wir noch heute. Kontinentalverschiebungen und Meeresspiegelschwankungen haben auch die Verteilung der fossilen Flora und Fauna hervorgebracht. Karten zeigen die Entwicklung der Kontinentalverschiebung, beginnend vor 200 Millionen Jahren bis heute. Eine Zeitachse zeigt die verschiedenen die Erdgeschichte prägenden Abschnitte, das Auftreten neuer Lebensformen, aber auch das Aussterben, sechs Fälle von Massenaussterben. Dann geht der Blick zu den „ersten Homininen in Ostafrika“, nach Äthiopien. Diese sind ein Beleg dafür, dass nicht nur eine einzige Art das Banner der Menschheit getragen hat. Es zeigt die Geschichte des Zusammenlebens verschiedener Arten und Unterarten. Der „Ardipithecus ramidus“ wird auf 4,5 Millionen Jahre taxiert. In Kenia hat man Werkzeug gefunden, das auf 3,3 Millionen Jahre geschätzt wird. Es wird in Zusammenhang gebracht mit Schnittspuren, die man auf Knochen in Äthiopien gefunden hat – eine halbe Million Jahre vor dem frühesten bekannten Fossil der Gattung Homo. Eine Karte zeigt die

Orte des Zusammenlebens der ersten Homininen in Ostafrika. Nun geht es in „das südliche Afrika, der anderen Wiege der Menschheit“. Auch hier wieder eine Karte zur Verortung. Hier steht der „Australopithecus africanus“ im Mittelpunkt. Ob der gemeinsame Vorfahre unserer Gattung in Ost- oder Südafrika gelebt hat, kann noch nicht gesagt werden. Die Anpassung an den Umweltwandel hat offensichtlich zu unterschiedlichen Entwicklungen geführt, was uns einen üppigen Stammbaum beschert. Einen Gang als „Bipede“ haben offensichtlich mehrere Primaten versucht; manche dieser Arten sind ausgestorben. Die ersten Fußabdrücke hinterließen zwei Vorfahren in Tansania vor etwa 3,2 Millionen Jahren; man vermutet, auf der Flucht vor einem Vulkanausbruch. Ein großes Schaubild zeigt den weitverzweigten Stammbaum der Homininen. Vor 1,9 Millionen Jahren tritt zu Beginn des Eiszeitalters mit dem „Homo ergaster“ ein Hominine neuer Art auf, hochgewachsen, mit leichterem Knochenbau und weiterentwickeltem Gehirnvolumen. Das war „die Geburt der Gattung Homo“. Er lebte in Gruppen und ernährte sich von Mischkost. Mit der Fähigkeit, weite Strecken zurückzulegen, wird er der Erste sein, der Afrika verlässt. Die weltweite Ausbreitung beginnt. Eine Karte zeigt das Verbreitungsgebiet der Gattung Homo; eine weitere Karte das Paläoklima, Gletscherhöchststände und den Wechsel von Trocken- und Feuchtphasen. Die erste Auswanderungswelle aus Afrika ist ebenfalls auf einer Karte nachgezeichnet. Damit können wir dann auch „den ersten Menschen im Kaukasus“ nachspüren. Es folgt als Kartendarstellung sogleich „Out of Africa 2“ und damit zusammenhängend eine Darstellung der „Terrestrischen Ökosysteme und Umweltschwankungen in der Sahara und in der Sahelzone“. Bereits bei der ersten Welle kamen Populationen der Gattung Homo nach Europa. In Spanien, bei Burgos, finden sich ihre Spuren. Sie überlebten bis zur ersten Kaltzeit vor 600.000 Jahren. Der Homo heidelbergensis, dessen Spuren in Griechenland bei Petralona gefunden wurden, tritt aufgrund der kältebedingten geografischen Isolation Europas vor etwa 500.000 Jahren in Erscheinung. Er zeigt Ähnlichkeiten mit dem Neandertaler. Eine Karte zeigt „die ersten Besiedlungen Europas“. Mit „Dermoplastik und Gesichtsrekonstruktion“ hat man versucht, diesem „Homo antecessor“, einem Vertreter der zweiten Auswanderungswelle, ein Gesicht zu geben. Seine ältesten „Fußabdrücke“ fanden sich in England und Italien. Auf Kreta wurden 130.000 Jahre alte Steinwerkzeuge gefunden, Spuren sehr früher Seefahrer, die jedoch nicht mit solchen auf den Philippinen konkurrieren können, die 700.000 Jahre alt sein sollen. Dort wurden, von wem auch immer, Nashörner zerlegt. Zeugen einer „Steingeräteindustrie“ belegen die zwei Millionen Jahre alten technischen Fähigkeiten der Gattung Homo. Zu den entscheidenden Faktoren, die der Gattung Homo die Besiedlung der ganzen Welt ermöglicht haben, gehört die Beherrschung des Feuers vor etwa 500.000 Jahren. Vor 400.000 Jahren begann er Hütten zu bauen. Es finden sich Spuren eines geregelten gesellschaftlichen Lebens. Das lässt auf Kommunikationsfähigkeit schließen und die Entwicklung von Sprachformen. Eine große „Zeittafel“ veranschaulicht diese ganze Entwicklung in der Zeitspanne von 600.000 bis 100.000 Jahren vor unserer Zeitrechnung.

Kapitel 2 ist überschrieben „Eine Vielzahl menschlicher Arten in der Alten Welt“. Auch hier geht es wieder in minimalen Portionen voran. Wir beginnen mit der „Geburt des Homo sapiens in Afrika“. Seine Charakteristika sind schon bekannt: hochgewachsen, großes Schädelvolumen, Steinbearbeitungsfähigkeit. Seine südafrikanischen Vertreter machen denen vom Horn von Afrika den Altersrekord streitig, an ersterem vor 195.000 Jahren, am zweiten jedoch bereits vor 300.000 Jahren – in Südafrika allerdings mit der Fähigkeit eine Meeresfrüchtemahlzeit auf wärmebehandelten Steinen zu servieren. Eine erste Karte zeigt die „Fundorte der frühesten Spuren“. Es folgt eine Karte mit den Wegen der „dritten Auswanderungswelle aus Afrika“. Eine dritte Karte wirft einen Blick auf „die Welt der Neandertaler“. Nun können wir uns der Frage zuwenden: „Warum sind die Neandertaler ausgestorben?“ „Er war stärker. Er war ebenso intelligent wie wir, warum sind wir hier, während er verschwunden ist?“, hat der amerikanische Journalist John Darnton 1996 in seinem faszinierenden Roman „Tal des Lebens“ gefragt. Die wahrscheinlichste Erklärung wird in der demografischen Entwicklung gesehen, nicht in physischer, gewaltsamer Ausrottung, aber auch nicht in einer Epidemie, denn im Nahen Osten haben wir, die Vertreter des anatomisch modernen Menschen, noch mit ihm zusammengelebt. Bezüglich „Technologien“ oder „Sprachvermögen“ geht man von keinen Unterschieden aus. Grabstätten, die man von Neandertalern in Kurdistan und dem Irak gefunden hat, belegen seine „Fähigkeit zum symbolischen Denken“ vor 60.000 Jahren. Im Süden Frankreichs gibt es erste Spuren einer „Baukunst des Neandertalers“ gar aus der Zeit vor 175.000 Jahren. In Spanien und Italien fand man Zeugnisse 50.000 Jahre alten „künstlerischen Schaffens“, in Slowenien das älteste bekannte, einer Flöte ähnliche Musikinstrument. Der eingangs erwähnte Cavallisforza hat dem namentlich gezeichneten Beitrag „Untersuchung der Vielfalt des menschlichen Genoms“ eine sehr aussagekräftige „Darstellung menschlicher Verwandtschaftsbeziehungen“ beigegeben. Dies führt zu der Frage: „Haben wir uns mit dem Neandertaler fortgepflanzt?“ Alte DNA zeigt zunächst, dass der Neandertaler kein Vorfahre von uns war. Beim anatomisch modernen Menschen finden wir jedoch zwischen zwei und vier Prozent DNA vom Neandertaler, außer beim Afrikaner. Das heißt, dass der anatomisch moderne Mensch erst nach dem Verlassen Afrikas auf den Neandertaler gestoßen ist, zum Beispiel im Nahen Osten. Im „sibirischen Altai-Gebirge“ ist man auf einen Menschentypen gestoßen, der sogar mehr Ähnlichkeiten mit dem Neandertaler aufweist als mit dem anatomisch modernen Menschen. Auch den sogenannten „Pekingmenschen“ ordnet man der aus der zweiten Auswanderungswelle bekannten „Homo antecessor“ zu. Der ersten Auswanderungswelle zugeordnet wird dagegen der kleine Hominine, der „Homo floresiensis“, der auf der Insel Flores in Indonesien entdeckt wurde. Eine Karte lokalisiert die Fundstätten. Kleinwuchs ist für Insulaner typisch, bedingt durch Ressourcenknappheit. Zu beobachten auch bei anderen Lebewesen wie den Zwergelofanten auf Kreta oder dem sardischen Zwergmammut und dem Zwergflusspferd auf Madagaskar. Der östlichste Teil der Alten Welt, der sich zum Großteil zu Inseln entwickelt hat, war ein Brennpunkt von Differenzierungen im menschlichen Stammbaum, ein „Archipel der Menschheiten“. Eine doppelseitige Karte lokalisiert deren Verbreitung. Eine Rekonstruktion gibt ihnen ein Gesicht. „Vielgestaltig“ war allerdings auch der Homo sapiens. Vielfalt scheint die Norm zu sein. Die Zugehörig-

keit aller zu einer einzigen Art aber ist bewiesen. Ob es einen Zusammenhang zwischen der Ausbreitung des Homo sapiens und dem Aussterben der anderen Arten gibt, bleibt offen. Eine kulturelle Beschleunigung und ein tiefgreifender Wandel des Verhaltens des modernen Menschen in der Zeit von vor 70.000 bis 60.000 Jahren ist evident. Zu beobachten ist auch eine „Wechselbeziehung zwischen geografischer und genetischer Distanz“. Dies hätte vor 75.000 Jahren beinahe zum Aussterben unserer Art geführt, bedingt durch eine Umweltkrise, einen „vulkanischen Winter“, fehlte die Sonneneinstrahlung. Ein Zeitstrahl nennt eine Abfolge solcher Vulkanausbrüche. Dies zeigt wiederum die starke Abhängigkeit der biologischen Evolution von der geophysikalischen Entwicklung der Erde. Auch hierzu gibt es eine Karte. Ein Schaubild vereint all die genannten Entwicklungen aus der Zeit von vor 500.000 Jahren bis vor 25.000 Jahren.

Kapitel 3 wendet sich der „Zweiten Geburt des Homo sapiens“ zu. Auf einer Karte finden wir die Orte, die Zeugnisse von „ersten Äußerungen symbolischen Denkens“ zeigen. Damit steigen wir ein in „die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten des Homo sapiens“. Die Entdeckung neuer Räume hing mit der Vollendung des artikulierte Sprechens und den damit verbundenen unbegrenzten Möglichkeiten des Kombinierens zusammen. Mit Kunst, Musik und Tanz wurden neue Wege eingeschlagen. Wobei ein Zeitabstand zwischen dem Wachsen des Körperbaus und dem Verstand bestehen bleibt. Schwankungen der Bevölkerungsdichte wirkten sich nachweislich auf die Austauschnetzwerke aus, begünstigten die „Entstehung und Verbreitung von Innovationen“. Die „Bilderhöhlen“ waren die ersten Orte mythologischer Erzählungen und ritueller Handlungen. Bilder aus Namibia und Frankreich (Lascaux und Chauvet) veranschaulichen diese Erkenntnis. Auch Beispiele der „Bildhauerei“ wurden in Höhlen gefunden, wie eine Knochenflöte in der Nähe von Ulm. Nun lassen sich auch erste Versuche von Schifffahrt nachvollziehen, die den Menschen nach „Australien“ geführt haben, vielleicht beim Fischfang entdeckt. Das aufregendste Kapitel in der Geschichte der Ausbreitung der Menschheit beginnt. Eine Karte zeigt die Seewege. Reiche Funde zeigen das künstlerische Vermögen der „Vorfahren der australischen Aborigines“. Vor etwa 25.000 Jahren überquerten Jäger aus Ostsibirien die Beringbrücke und folgten den Mammutherden nach Nordamerika, wo sie dann durch eine neue Kaltzeit in die Isolation gerieten. Spuren finden sich in Pennsylvania. Die Vorfahren der indigenen Völker Amerikas – häufig mit der Blutgruppe 0, deren Verbreitung mit der Clovis-Kultur zusammengebracht wird – setzten vor 15.000 Jahren ihren Weg nach Süden fort und besiedelten das Mississippi, Florida und Kalifornien. Sie erreichten vor 13.000 bis 10.000 Jahren Südamerika. Fundorte in Venezuela, Brasilien und Chile belegen diese Besiedlung. Vor 4.000 Jahren begaben sie sich auf die Karibischen Inseln. Zwei Karten fassen diese Ausbreitung zusammen. Die Einwanderung des Menschen nach Australien und Amerika hatte natürlich Auswirkungen auf das Ökosystem. Als Erste fielen die australischen Donnervögel der Jagdtätigkeit der Menschen zum Opfer. Die amerikanische „Megafauna starb aus“. Auch für diese Entwicklung im Zeitraum von vor 60.000 Jahren bis vor 12.000 Jahren haben wir ein doppelseitiges Schaubild.

Kapitel 4 steht unter der Überschrift „Die neolithische Revolution und die weltweite Ausbreitung des Menschen“. Dass es nun also unter anderem um das Aufkommen erzeugender Wirtschaftsweisen gehen soll, zeigt die Karte, die „die vielfältigen Zentren der Verbreitung der Landwirtschaft“ vorstellt. In Europa hat sich mit einer aus dem Mittleren Osten, vermutlich aus Anatolien, kommenden Wanderungsbewegung sesshafter, Landwirtschaft treibender Bevölkerungsgruppen ein neues Kapitel aufgetan, da die Einheimischen schnell von dieser neuen Art zu leben überzeugt waren. Eine Karte zeigt „die Ausbreitung des Getreideanbaus in Europa“. Solche Wanderungsbewegungen lassen sich auch in Afrika nachweisen, die dort zu dem heutigen Bevölkerungsmosaik beigetragen haben. Die Sahara war kein Wüstengebiet, sondern weitläufiges Grasland, das ebenfalls von Ackerbauern aus dem Mittleren Osten besiedelt war. Erst die fortschreitende Wüstenbildung trieb die Bevölkerung nach Süden. Behindert durch Klimaschwankungen, dichten Wald in der Äquatorialzone und tropische Parasiten, kam es zu einem Bevölkerungssterben und der bis heute typischen Polarität zwischen „sesshaften Ackerbauern und nomadischen Wildbeutern in Afrika“. Eine Karte macht das anschaulich. Ackerbau und Viehzucht haben jedoch nicht nur eine Umgestaltung der Umwelten, sondern auch eine Gendrift mit sich gebracht und neue Prozesse der natürlichen Selektion bestimmter Gene ins Leben gerufen. Dies wird mit einer Karte zur „Verbreitung der Laktoseintoleranz in der Weltbevölkerung“ gezeigt. Ackerbau und Viehzucht haben das System „Erde destabilisiert“, da man die Ökosysteme dazu gebracht hat, mehr zu erzeugen, als die Natur aus eigenem Antrieb zur Verfügung gestellt hätte. Das Bevölkerungswachstum führte zu neuen Wanderungen und zu Konflikten. Es treten erstmals auch „nicht-produktive“ Individuen auf, Priester, Schreiber, Soldaten. Eine soziale Hierarchie entstand. Durch die Anhäufung von Ressourcen kam es aber auch zu Handelsbeziehungen. Die Bedeutung von Privateigentum wurde erkannt. Mathematische Berechnungen wurden angestellt, um die gehandelten Güter zu quantifizieren. Man lernte Geometrie und trieb astronomische Studien. Neue Formen des Zusammenlebens, wie die städtischen Gesellschaften, entstanden. Die ersten Stadtkulturen Anatoliens und des Mittleren Ostens waren die „Wiege der Schrift“, über den Umweg der Geometrie. Die einen Sprachen, wie die lateinischen Ursprungs, verwenden phonographische Zeichen, die einem Laut entsprechen, die anderen, wie das Ägyptische, logografische, die eine Bedeutung wiedergeben. Die Keilschrift der Sumerer nutzte beides. Mit einer Karte zur Ausbreitung des Menschen wechseln wir in den „Pazifikraum“. Die ökologischen und geografischen Gegebenheiten dort haben zu einer großen „kulturellen und gesellschaftspolitischen Vielfalt“ geführt. Auf den Höhepunkten der Kaltzeiten kam es zum Absinken des Meeresspiegels um bis zu 120 Metern, sodass es in diesen Phasen theoretisch möglich war, vom Osten Afrikas zur Südspitze Amerikas zu wandern oder über den Nahen Osten „Asien“ zu durchqueren und über die Beringbrücke nach Nordamerika zu gelangen. Eine Karte zeigt diese „Ausbreitungsbewegungen“ sowie auf einer weiteren Karte, wann es zu einem „Nebeneinander von sehr alten und neuesten Besiedlungen“ gekommen ist. Eine dritte Karte gibt einen „Überblick für den gesamten Zeitraum der Ausbreitung“. Auch in Amerika kam es zu einem „Wiedersehen nach langer Zeit“. Diesem zeigten sich nicht alle Einwohner gewachsen, da ihre Immunabwehr nicht darauf vorbereitet war. Millionen starben an

Masern, Pocken und Typhus, während die Europäer die Syphilis mitnahmen. Trotzdem müssen wir heute sagen, dass die indigenen Völker „Bewahrer von Überlebensweisen und Arten des Austausches mit der Umwelt“ sind, die ein Nachhaltigkeitsmodell darstellen. Auch wenn wir unter der Haut alle gleich sind, „phänotypische Merkmale auffällig, aber trägerisch“ sind, wollen wir kurz versuchen, dem „Rätsel der menschlichen Hautfarbe“ nachzuspüren. Die Entsprechung zwischen Hautfarbe und Intensität der ultravioletten Strahlung ist evident. Die Hautfarbe ist ein äußerst veränderliches Merkmal, das nicht nur von den klimatischen Gegebenheiten, sondern auch mit den Ernährungsverhältnissen, wie etwa dem Vitaminhaushalt, verknüpft ist. Die unterschiedlichen Melanintypen, von gelblich bis rötlich, von braun bis schwarz, sind auch mit der Wirkung von vier bis sechs variablen Genen verbunden. Für die helle Hautfarbe des Europäers können wir die Vitamin-D₃-arme Ernährung auf Getreidebasis verantwortlich machen. Jedoch enthält Getreide Ergosterol, eine Vorstufe von Vitamin D, das sich durch das Sonnenlicht in Vitamin umwandeln lässt. Auch dieses Kapitel wird mit einer doppelseitigen Zeittafel abgeschlossen, nun für den Zeitraum von vor 12.000 Jahren bis vor 2.000 Jahren.

Das abschließende **Kapitel 5** spricht über „die Vielfalt der Gene, der Völker und der Sprachen“. Dies geschieht hauptsächlich durch Karten. Eine erste schematische Darstellung zeigt die „Bevölkerungsgruppen nach ihrem Herkunftsgebiet“ und den „Zusammenhang von genetischem und sprachlichem Stammbaum“. Hintergrund ist die Erkenntnis, dass sich jede Sprache mit der Zeit ihrem Lebensraum anpasst, indem sie den zu seiner Beschreibung nötigen Wortschatz entwickelt. Während wir für den modernen Menschen mit Gewissheit den gemeinsamen Ursprung feststellen können, kann die Linguistik nicht auf Daten verweisen, die zu diesem Ergebnis führen würden. Gemeinsame Merkmale aller Sprachen könnten das Ergebnis der dem modernen Menschen eigenen kognitiven Zwänge sein. So viel zur Frage nach einer „Welt-Ursprache“. Wohl kann gezeigt werden, dass mit zunehmender Entfernung von Ostafrika die „Vielfalt der Phänomene innerhalb der Sprachen“ der Welt abnimmt. Auch hierzu gibt es eine Karte. Eine weitere zeichnet das „Mosaik der Sprachfamilien“, gesondert auch eine für die „indoeuropäische Sprachfamilie“, wobei Italien als besonderes „Beispiel für sprachliche Vielfalt“ angesprochen wird wegen der griechischen Einflüsse im Süden, phönizischer und karthagischer Reminiszenzen in Sardinien, den Spuren der antiken Ligurer zwischen dem Piemont und der Toskana sowie keltischen Einflüssen an der Grenze zur Schweiz und nach Österreich. Hat die Veränderung des Ökosystems nachvollziehbare Konsequenzen für eine Sprache, so erst recht die Stellung einer Gruppe als Minderheit. Sie bedeutet meist wirtschaftliche, soziale und politische Ausgrenzung. Eine Karte verzeichnet die am stärksten „gefährdeten Ökoregionen und ethnologischen Gruppen“. Auffällig, aber nicht ganz selbsterklärend ist der „Zusammenhang zwischen der Vielfalt von Tieren und von Sprachen“ in einer Region. Ähnlich sieht es bei der „Verteilung der Pflanzen- und Sprachenvielfalt“ aus. Als „Hort von Vielfalt“ wird Neuguinea angesprochen. Eine Karte zu den „isolierten Sprachen“ zeigt, dass nicht nur das Baskische davon betroffen ist. Sprachen können nicht nur sterben, sie werden auch von den starken, vorherrschenden Sprachen karnalisiert. Der Mittlere Osten, der Kaukasus,

Afghanistan, das Horn von Afrika: Alle diese gequälten Regionen zählen zu den ältesten Experimentierfeldern menschlicher, kultureller und sprachlicher Vielfalt. Sie waren einst die wohlhabendsten, am meisten aufgesuchten und sind heute die geplagten Knotenpunkte der menschlichen Besiedlung der Erde.

Im **Epilog** fasst der Paläontologe Valéry Zeitoun das Ergebnis so zusammen, dass wir die biologische Homogenisierung erkannt haben, uns nun aber auch mit der kulturellen Angleichung auf weltweiter Ebene kritisch auseinandersetzen müssen.

Es ist faszinierend, wie es in diesem Werk Fachleuten gelingt, Fachfremde mit auf eine Reise zu den Vorfahren zu nehmen, bei der man enorm bereichert wird durch Erkenntnisse, die sehr vielfältig sind. Die Texte sind so spannend, ja sogar verständlich geschrieben und gestaltet, dass auch keine Anstrengung zum Pausieren verleitet. Bei dem sehr schön ausgestatteten und gestalteten Buch muss man seine Hemmungen besiegen, um mit einem Bleistift in der Hand zu lesen, damit man Unterstreichungen oder Anmerkungen vornehmen kann, die bei einem zweiten Durchgang das Erkennen von Gedankengängen, Beweisketten und Zusammenhängen erleichtern. Den Autoren muss man danken, den Verlag beglückwünschen. Ein wahrhaft monumentales, sehr empfehlenswertes Werk.

Michael Wittig, Wewer

RITA MIELKE: Atlas der verlorenen Sprachen, Illustrationen von Hanna Zeckau, Berlin: Duden 2020, 239 S., 28,00 €.

Das bibliophil gestaltete Buch bricht eine Lanze für die Wertschätzung jeder Sprache. Jede Sprache öffnet eine Tür zu einer neuen, anderen Sicht auf die Welt. Erst die systematisch-vergleichende Sprachforschung, wie sie in der Nachfolge Wilhelm von Humboldts in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte, öffnete den Blick und das Bewusstsein für den faszinierenden Reichtum an Weltsichten, den fremde Sprachen bieten. Es geht zum Beispiel um Begriffe wie links und rechts, Tempusangaben mit Vergangenheit und Zukunft. Der Universalanspruch vertrauter Denk- und Sprachkategorien ist aufgehoben. Man geht heute von weltweit 7000 gesprochenen, oder zumindest dokumentierten Sprachen aus. Die größten Sprachen, wie Englisch, Chinesisch, Hindi und Spanisch, haben hunderte Millionen Sprecherinnen und Sprecher, die kleinsten teils nur noch eine Handvoll. Während in Europa noch 200 Sprachen beheimatet sind, sind es in Afrika 2000. Ein paar tausend Sprachen sind im Prozess der sogenannten Zivilisation verloren gegangen, wie etwa das Keltische oder die Maya-Sprachen. Schätzungen zufolge könnten in den Anfängen der Menschheit bis zu 12.000 Sprachen über den Globus verteilt gewesen sein. Jede Sprache erzählt Geschichte, berichtet von Blütezeiten und Phasen drohenden Untergangs, von verbaler Ab- und Ausgrenzung, von nachbarschaftlicher Annäherung und feindlicher Übernahme, speichert Wissen und Traditionen, Geschichten, Legenden und Weisheiten. Der vorliegende Atlas hat fünfzig Sprachen aus den fünf Kontinenten ausgesucht, die teilweise schon ausgestorben sind, oder nur noch von wenigen gesprochen werden; auch Beispiele für ein Wiederaufleben werden angeführt. Jedem Beitrag vorangestellt ist eine Karte, der wir das Verbreitungsgebiet der behandelten Sprache entnehmen können, sowie eine Legende mit Piktogrammen, die über Status (ausgestorben oder gefährdet), Sprachfamilie, Schrift und alternative Namen informieren. Zwischen die Kapitel gesetzt ist ein „Linguarium“, in dem von Entdeckerglück und Kauderwelsch berichtet wird, eine Weltkarte (vor dem Beitrag über das afrikanische Tifinagh) alle fünfzig vorgestellten Sprachen verortet, wir uns auf die Tonspur begeben und ein Lob der Schriftlichkeit nachvollziehen können.

Mit dem amerikanischen Kontinent beginnt die Entdeckungsreise. Als der Weltumsegler James Cook 1778 Vancouver Island erreichte, wollten ihm die dort lebenden Indianer den Weg zu ihrem Hafen weisen und riefen ihm zu „Nu.tka.“, was heißen sollte: „segel da herum“. Cook hielt das für den Namen des Küstenstreifens. Damit war der Name der Region gesetzt: „Nootka“. Die dort Lebenden sprachen von sich selbst nur als „Menschen“. Aufzeichnungen über ihre Sprache, das **Nuu-cha-Nulth**, veröffentlichte 1807 ein englischer Waffenschmied, der nach seiner Gefangennahme als Sklave bei den Indianern lebte. Ein Händler schrieb dann die Geschichte dieses Schmieds auf, zusammen mit Aufzeichnungen über Leben, Kultur und Religion sowie einem Wörterbuch der Sprache des Volkes, bei dem dieser lebte. 1928 wurde es ins Deutsche übersetzt. Als Plagiat eines Westfalen existierte diese Schrift aber bereits seit 1828, als ein Mann aus Lüdinghausen das Buch wortwörtlich

übersetzt als seine eigenen Erlebnisse veröffentlichte. In Kanada treffen wir auch das **Michif** an, eine sogenannte „Kontaktsprache“, bei der das Vokabular der Kolonialherren in vorhandene indigene Sprachen eingebunden wurde. Zu Kontakten war es gekommen, als französische Pelzhändler mit einheimischen Clans Handelskontakte knüpften, die man mit Heiraten festigen wollte. Wobei eine Indianerin, die einen Nicht-Indianer heiratete, nach traditionellem Gesetz ihren Indianerstatus verlor. Waren diese Frauen nun für ihre eigenen Leute „Verlorene“, so für die Europäer „Wilde“. Schwierig wurde es erst recht für deren Kinder, die von christlichen Missionaren nun sprachlich umerzogen wurden, womit man ihnen ihre Muttersprache nahm, ihre kulturelle Identität. Ganz unglücklich lief auch die Namensgebung für die Sprache eines anderen Stammes der nordamerikanischen Indianer. Die Franzosen schnappten das Wort „Irokese“ auf, mit dem ein verfeindeter Indianerstamm seine Nachbarn als „Giftschlangen“ bezeichnete. Es sind außer diesen Irokesen noch fünf andere Indianerstämme, deren Sprachen zu derselben Sprachfamilie wie das **Irokesisch** gerechnet werden, zu unterscheiden vom Lakota, der Sprache der Sioux. Aus dem Irokesischen haben sich Wörter bis heute gehalten: Niagara = Donnernde Wasser – Ontario = Schönes Wasser – Toronto = Ort, an dem Bäume am Wasser stehen. Auch der Begriff Turtle Island geht auf die Irokesen zurück: In ihrer Mythologie wird von einer Frau erzählt, die vom Himmel fiel. Eine Schildkröte nahm sie auf ihren Rücken, Bisamratten häuften rundherum Schlamm auf, schufen einen festen Untergrund: Nordamerika, oder wie die indigenen Völker es nennen: Turtle Island. Angehörige der im Süden der USA lebenden **Navajo**-Indianer haben für die amerikanische Marine im Zweiten Weltkrieg einen Geheimcode aus ihrer Sprache entwickelt, dessen Geheimnis erst 1968 gelüftet werden konnte. Ebenfalls im Süden der USA leben die **Hopi**, bei deren Sprache auffällt, dass ihre Vorstellung von Zeit nicht linear, sondern dem bäuerlichen Lebenszyklus angepasst ist.

Nun folgt der erste Besuch im Linguarium, zum **Entdeckerglück**. Es geht um einen Missionar, der im 16. Jahrhundert bei den Azteken lebte. Er befragte seine Schüler nach ihrem Leben, schrieb auch all ihre Worte für die Pflanzen und Tiere auf. Daraus entstand letztlich ein zwölf Bände umfassendes Werk. Phonographen erleichterten die Arbeit, da Forscher mit ihnen Sprachen aufnehmen konnten. Viele Indigene fürchteten jedoch diese Geräte, in denen ihre Stimmen „gefangen“ würden.

In Mittelamerika treffen wir auf das **Garifuna**, die Sprache der Garinagu, Nachkommen von schwarzafrikanischen Sklaven, die sich mit der indigenen Bevölkerung gemischt haben. Ein Linguistikprofessor der Columbia University ist auf diese Sprache in New York gestoßen, einem einzigartigen sprachlichen Schmelztiegel, wo rund 800 Sprachen zu hören sind. Das Besondere der Sprache Garifuna ist, dass sie einen „Genderlect“ hat, sie für Männer und Frauen unterschiedliche Wörter bereithält. Es kann offensichtlich verschiedene Gründe haben, wenn Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Männlich und weiblich lässt sich auch bei **Bora**, einer Sprache aus dem kolumbianisch-peruanischen Amazonasgebiet, unterscheiden. Die gesprochene Sprache basiert auf höheren (weiblichen) und tieferen (männlichen) Tonhöhen. In den peruanischen Anden stoßen wir auf Nach-

kommen europäischer Einwanderer, denen es bereits in der Antike gelungen ist, hierher zu kommen. Die moderne Archäogenetik kann bei ihnen genetische Komponenten nachweisen, die es so hauptsächlich am Westrand Europas gibt. **Chachapoya**, „kleine weiße Ausländer“, werden sie denn auch von den Peruanern genannt. Ihre Sprache zu erforschen gelang bislang nicht, da diese Menschen längst die „Überlegenheit“ des Spanischen verinnerlicht haben. Im brasilianischen Dschungel lebt die Gruppe der Pirahá, deren Sprache keine präzisen Zahlwörter, keine Farbbezeichnungen und keine sprachlichen Kategorien für Vergangenheit und Zukunft kennt. Drei Vokale und sieben Konsonanten, für Männer noch einen mehr, reichen aus für **Apaitisso**, wie die Pirahá ihre Sprache nennen. Als Microsoft 2005 ankündigte, eine Version des Windows-Programms in **Mapudungun** zu veröffentlichen, schrieben die Mapuche, die indigene Bevölkerung in Chile und Argentinien, einen zornigen Brief an Bill Gates, wem denn eigentlich eine Sprache gehöre, doch wohl denen, deren kulturelles Erbe sie darstellt. Sie sahen in dem Vorhaben einen Akt intellektueller Piraterie. Am südlichsten Zipfel Südamerikas leben die Feuerland-Indianer, die **Yámana**. Diese Seenomaden versetzten die europäischen Forschungsreisenden meist in Angst und Schrecken. Selbst der sonst gar nicht so zart besaitete Darwin meinte, „sie töten und verschlingen eher ihre alten Frauen als ihre Hunde.“ Warum das? Nun: Hunde können Otter fangen, alte Frauen nicht. Das Faszinierende an der Sprache eines der ärmsten Volksstämme weltweit ist, dass sie in Vokabular und Struktur den Sprachen vieler anderer „höherstehender“ Stämme haushoch überlegen ist. Erzählt sei noch die Geschichte von „Jim Knopf und Lukas dem Lokomotivführer“: Ein englischer Kapitän hatte auf seiner Rückreise vier Kinder der Yámana mitgenommen, um sie zu „zivilisieren“ und dann als Multiplikatoren zurückzuschicken. Einen Jungen hatte er dessen Mutter für einen Perlmutterknopf abgekauft und anschließend Jimmy Button genannt. Er wurde bei Michael Ende in der Fantastik einer antirassistischen Parabel zu Jim Knopf, dem letzten Nachfahren von Kaspar, einem aus der Gruppe der Heiligen Drei Könige, der sich im Land Jimballa dann die Krone „auf sein schwarzes Kraushaar“ setzte.

Aus Europa lernen wir neun „verlorene Sprachen“ kennen. Aufgeteilt auf Norwegen, Schweden, Finnland und Russland haben die **Sami** ihr Siedlungsgebiet. Sie sind bis heute meist nomadisch lebende Jäger. Bis ins 20. Jahrhundert wurden sie gezwungen, ihre Sprache aufzugeben und die jeweilige Landessprache zu sprechen. Ende des 20. Jahrhunderts änderte man die Begrifflichkeit, aus den „Lappen“ (Fremdbezeichnung) wurden die „Samen“ (Eigenbezeichnung). Heute lassen sich elf Varianten ihrer Sprache ausmachen. 1980 wurde eine verbindliche samische Grammatik erstellt. Die Samen haben als grenzüberschreitende Gemeinschaft seit 1986 sogar eine eigene Hymne. Seit 1989 gibt es in Norwegen die Universität Sámi Allaskuvla. 2013 integrierte der samische Komponist Frode Fjellheim Elemente der traditionellen Joik-Gesänge in die Titelmusik für den Disney-Film „Die Eiskönigin“. Als „Tattoo-Träger, Bemalte, Pikten“ bezeichneten die Römer die Bewohner im hohen Norden Schottlands. Vielleicht gaben aber auch die großen Bildsteine, die man im Norden und Osten Schottlands findet, den Anstoß zu dieser Namensgebung. Diese Steine stellen jedenfalls einige der wenigen erhaltenen Dokumente der Sprache und

Schrift der Pikten dar, dem **Piktischen**. Im 9. Jahrhundert verschwand das Piktische, verdrängt durch das Gälische, die Sprache der Skoten. Was ist geblieben? Eine schottische Legende erzählt von einem piktischen Wunderbier: Heather Ale; es wird heute in Schottland wieder gebraut. Als es die Pikten noch brauten, soll es geschehen sein, dass der Topf mit dem Bier über dem offenen Feuer brodelte und der Dampf aufstieg. Einer der Pikten fing dann mit seinem Becher einen Tropfen, der aus dem Dampf vom Dach herunterfiel, auf und rief erfreut: „Uisge, Uisge“. Er glaubte, das Wasser des Lebens gefunden zu haben. Das Wort Uisge ist als Whisky in den englischen Wortschatz eingegangen. In Litauen gibt es eine Gemeinschaft, die einen langen Weg hinter sich hat: die Karaimen. Ihre Geschichte beginnt im 8. nachchristlichen Jahrhundert, als sie sich im Gebiet des heutigen Iran und Irak vom rabbinischen Judentum lossagten; Grundlage ihres Glaubens blieben allein die Zehn Gebote. Ihr Weg führte sie auf die Krim, wo sich auch ihre Sprache herausbildete, das **Karaimisch**, eine Turksprache, die mit dem Krimtatarischen verwandt ist. Die hebräische Schrift aber behielten sie bis ins 19. Jahrhundert bei. Im 14. Jahrhundert holte sich ein litauischer Großfürst eine Gruppe Soldaten mit ihren Familien von der Krim auf seine Burg in die alte litauische Hauptstadt. Dort lebt bis heute diese Gruppe der Karaimen.

Nun machen wir wieder einen Ausflug in das Linguarium; diesmal geht es um **Kauderwelsch**. Jeder kennt aus Astrid Lindgrens „Kalle Blomquist“ die auf dem Prinzip der Verdoppelung beruhende Räubersprache, eine Geheimsprache. Andere Geheimsprachen setzte man als Mischsprachen aus dem Vokabular und der Grammatik zweier oder mehrerer Sprachen zusammen, so das Rotwelsch aus dem Deutschen, gemischt mit Jiddischem oder aus der Sprache der Sinti und Roma.

Mit dem Satz „Ich will nicht Englisch sprechen“ soll 1777 die letzte Muttersprachlerin des **Kornischen** gestorben sein. Seit 2002 aber ist Kornisch von der britischen Regierung wieder als Minderheitensprache anerkannt, diese zur keltischen Sprachfamilie gehörende, einst für Cornwall charakteristische Sprache. Die „kleinste Sprachinsel“ Europas, vom Guinness Buch der Rekorde anerkannt, liegt in Niedersachsen, Saterland, wo man **Saterfriesisch** spricht. Durch Moore von der Außenwelt lange getrennt, hat sich hier eine Sprache erhalten, die dem Altenglischen nähersteht als dem Niederdeutschen, oder auch dem Niederländischen. Lange Zeit eine ausschließlich gesprochene Sprache liegt heute mit „Die litje Prins“ von Antoine de Saint-Exupéry auch Weltliteratur vor. Geadelt wurde auch das Javanais, eine Kunstsprache, mit der sich im Paris des 19. Jahrhunderts Prostituierte verständigten, wenn sie von ihren Freiern nicht verstanden werden wollten. Sie fügten in das Französische Zwischensilben zwischen Konsonant und Vokal ein. Juliette Gréco schrieb 1962 ein Chanson mit dem Titel „La Javanaise“. Heute haben französische Rapper das Javanais für sich entdeckt. Aus dem 18./19. Jahrhundert stammt eine Sprache, die die Verständigung erleichtern sollte, das **Solresol**. Der Erfinder wollte eine Sprache schaffen, die leicht zu lernen, ohne größere Komplikationen zu schreiben und von allen bekannten Sprachen vollkommen losgelöst war. Der Erfinder war Musiklehrer. In der Musik fand er auch die Grundlage für seine Universalsprache. Er nutzte die sieben aus der Musik

bekannten Tonsilben do, re, mi, fa, sol, la, si, denen er je eine Bedeutung gab. Weitere Wörter entstanden aus der Kombination von zwei bis maximal vier dieser Grundeinheiten, 49 zweisilbige, 336 dreisilbige, 2268 viersilbige. Durch Umstellen von Silben entstanden Gegensatzpaare, durch die stärkere Betonung der Endsilbe die weibliche Form, durch deren Langziehen der Plural. Insgesamt ein Sprachschatz, der für die wichtigste Kommunikation ausreichen sollte. War das noch die klassische Bildungsreise? Bildung förderte Gaius Maecenas, Abkömmling einer etruskischen Patrizierfamilie. Er unterstützte Dichter wie Horaz, Vergil oder Properz. Das **Etruskische** stellt die Sprache einer Hochkultur dar, deren Bedeutung sich neben der griechischen und der römischen durchaus sehen lassen kann. Ein Ausflug in die Toskana macht dies offensichtlich. Die Expertise beim Hausbau, bei der Anlage von Entwässerungssystemen, aber auch ihre Genussfreude dienten den Römern als Inspiration. Die Schrift der Etrusker war eine Abwandlung des Griechischen; sie schrieben allerdings von rechts nach links. Begriffe, die uns auch im Deutschen vertraut sind, gehen auf die Etrusker zurück, so das Wort „Person“, das den Schauspieler meint, der durch eine Maske hindurch spricht (lateinisch *personare*), der jemanden darstellt. Ende des Mittelalters hat sich im südöstlichen Mittelmeerraum eine Sprache entwickelt, die die Grundlage bildete für die Kommunikation zwischen Ost und West, Orient und Okzident, zwischen dem Osmanischen Reich und den italienischen Stadtstaaten: die **Lingua franca**. Mit „franca“ wird wohl weniger Bezug auf die Franken genommen als auf das Wort „frei“ – frank und frei, wie wir auch sagen. Die Sprache hat eine romanische Basis und Entlehnungen aus dem Arabischen, Türkischen, Persischen und Slawischen. Genutzt wurde die Sprache von Diplomaten, Händlern und Seefahrern. Im 19. Jahrhundert wurde sie vom Französischen als neuer *lingua franca* verdrängt. Heute benutzen wir als Verkehrssprachen Englisch, Französisch, Spanisch, Arabisch und Mandarin-Chinesisch. Das „Pidgin“, eine Verballhornung des chinesisch ausgesprochenen englischen Wortes „business“, ist eine aus zwei oder mehreren Sprachen entwickelte, vereinfachte Sprache, die auch zu einer Muttersprache werden kann und dann als „Kreol“ bezeichnet wird.

Auch aus Afrika werden neun Beispiele angeführt. Als Erstes wird **Guanche** vorgestellt, eine ausgestorbene Sprache, die auf den Kanaren gesprochen wurde. Aus Vergleichen dieser Sprache der Urbewohner der Kanaren mit den Sprachen der Berber wird angenommen, dass es sich auch hier um Nachkommen von Nomaden aus Nordafrika handelt. „Kühne Spekulationen von Historikern“, dass es sich bei den Kanaren um das legendäre Atlantis handelt, sollen hier nicht weiterverfolgt werden. Dem griechischen Philosophen Platon, der den Griechen im 4. Jahrhundert vor Christus in seinen Dialogen „Kritias“ und „Timaios“ von Atlantis erzählte, ging es wohl weniger um Geografie als um seine Vorstellung vom idealen Staat (Platons „Politeia“). Atlantis sollte eine Warnung für die Gestaltung von Staat und Gesellschaft in Athen abgeben. Die Insel, die so glänzend an Reichtümern und Luxus gewesen sei, große Teile Nordafrikas beherrscht habe, sei an nur einem Tag und einer Nacht im Meer versunken. So brachte der Reichtum keinen Segen für Atlantis. Die Bewohner konnten damit nämlich auf Dauer nicht umgehen; sie entwickelten einen schlechten Charakter. Atlantis stand für Platon als Beispiel für eine Gesellschaft, die nicht in der Lage

ist, mit ihrem Überfluss moralisch Schritt zu halten. Fakt ist, Platon schreibt, dass die Insel des Atlas „jenseits der Säulen des Herkules“ gelegen habe, also jenseits der Meerenge von Gibraltar, irgendwo im Atlantik. Geblieben ist auf La Gomera eine „Pfeifsprache“, die neben der gesprochenen den Bewohnern in den zerklüfteten Tälern zur Verständigung diente. Da sie auch heute noch in den Schulen der Insel unterrichtet wird, konnte sie zum Weltkulturerbe erklärt werden. Das **Koptische** lieferte den Schlüssel zur Entschlüsselung der altägyptischen Schrift, der Hieroglyphen. Dies verwundert nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass es sich hierbei um die Sprache der ägyptischen Christen handelt, die diese auch noch bis heute in ihrer Liturgie verwenden. Wohl war in Ägypten seit der Eroberung durch Alexander den Großen das Griechische weit verbreitet, doch erkannte der Evangelist Markus, dass der christliche Glaube den Menschen am besten in ihrer eigenen, damals etwas modernisierten ägyptischen Sprache verkündet werden könnte. Im 7. Jahrhundert kamen dann die Araber und mit ihnen der Islam und das Arabische nach Ägypten. Im Südosten von Mali gibt es einen Flickenteppich von indigenen Sprachen, zu denen auch **Supyire** gehört. Auffällig ist eine hohe Zahl an Lehnwörtern, die aus dem Französischen (Kolonie 1880-1960) übernommen sind. Auffällig vor allem auch deswegen, weil Mali zu den Ländern gehört, in denen der Kampf gegen die weibliche Genitalverstümmelung auf ein besonders tief verwurzeltes Traditionsdenken stößt. Was haben hier die Kolonisatoren geleistet? Vom Osten Malis bis in den Niger zieht sich das Gebiet der Tuareg, deren Sprache das Tamasbeq ist und die ihre Schrift als **Tifinagh** bezeichnen. Verwirrend mutet an, dass die Schreibrichtung beliebig ist, nicht nur von links nach rechts, sondern auch von oben nach unten, und jeweils umgekehrt geschrieben werden kann. Die Tifinagh-Schrift besteht aus 27 geometrischen Zeichen, die ursprünglich nur mit dem Finger in den Sand geschrieben wurden. Die Kultur der Tuareg spielt heute für die Berber Nordafrikas wieder eine große Rolle. Im Westen Malis stoßen wir auf **Mandinka**, die Sprache, die von den Griots genutzt wurde. Diese waren berufsmäßige Poeten und Sänger, Ratgeber der Stammesfürsten, Vermittler bei Streitigkeiten. Sie hielten das kulturelle Gedächtnis ihrer Stämme lebendig: „Mit jedem Griot, der in Afrika stirbt, verbrennt eine Bibliothek“, hat einmal ein Schriftsteller aus Mali gesagt. Geschrieben haben sie ihre Texte auf Arabisch. Für junge Kameruner ist **Camfranglais** ein politisches Bekenntnis, ein Ausdruck der Selbstvergewisserung als neuer sozialer Gruppe. Es ist eine landesspezifische Variante des Französischen, vermischt mit Elementen aus dem Englischen und Kamtok, dem in Kamerun verbreiteten Pidgin. Im Grenzgebiet zwischen der Demokratischen Republik Kongo und Uganda leben als eines der ältesten Völker der Erde Pygmäen, ein Volk von Sammlern und Jägern. Ihre Sprache ist das **Efe**. Diese Sprache hat einen hohen Anteil an Worten, mit denen das Essen beschrieben werden kann, so als „richtig gutes Essen“, als „Essen für alte Menschen“, oder als Essen, das auch als Medizin zum Einsatz kommt“. An der Grenze von Angola zu Namibia treffen wir auf die Himba, einen der letzten Nomadenstämme im südlichen Afrika. Bei ihrer Sprache, ebenfalls **Himba** genannt, fällt besonders auf, dass sie bei Farben unzählige Nuancen kennt, „fifty shades of green“. Die Himba-Frauen sind Ikonen vieler Afrika-Fotografen: Mit ihrer roten Körperfarbe verleihen sie Haut und Haaren einen einzigartigen Farbton. Die Sprecher des **Khoisan**, eine Bevölkerungsgruppe, deren Siedlungsge-

biet sich von Angola, Sambia, Namibia, Botswana bis nach Südafrika zieht, wurden von niederländischen Seefahrern im 17. Jahrhundert wegen des kehligen Kluges ihrer Sprache, dem Knacken von trockenen Ästen nicht unähnlich, als Hottentotten bezeichnet. Diese Sprache entwickelte sich bei der Begegnung von Angehörigen des Stammes der **San**, Jägern und Sammlern, mit denen der Khoikhoi, Viehzüchtern. Sie gelten als Nachfahren der menschlichen Urbevölkerung, Ihre Schrift, mit einem erst seit 1982 anerkannten Referenzalphabet aus 60 Kleinbuchstaben, kennt eigene Zeichen für die Klick- und Schnalzlaute. In Namibia ist die Sprache heute als eine Nationalsprache anerkannt.

Vom großen asiatischen Kontinent werden uns elf Beispiele verlorener Sprachen vorgestellt. Im Altai-Gebiet, in Südsibirien, begegnen wir dem **Schorischen**, einer Turksprache, die der Russifizierung seit dem 19. Jahrhundert beinahe zum Opfer gefallen ist. Die Kultur der Schoren war schriftlos. Wer seine Kinder für die Zukunft rüsten wollte, ließ sie Russisch lernen. Seit der Phase der Perestroika gibt es im Westen Sibiriens, im Kusnezker Kohlebecken, einen Lehrstuhl für Sprache und Kultur der Schoren. Dort werden die Epen, Legenden, die charakteristischen, mehrstimmig anmutenden Kehlkopfgesänge und das Wissen der Schamanen gesammelt – auf Russisch. In Südsibirien leben die ursprünglich nomadisierenden Tofa. Ihre Sprache ist das **Tofalarische**, wiederum eine Turksprache. Sie hält zwanzig verschiedene Namen für das Rentier bereit, ein Zeichen für die enge Verbundenheit mit diesem Transportmittel, Nahrungslieferanten und Fellproduzenten. Entfernungen werden mit Ausdrücken wiedergegeben, die die erforderlichen Anstrengungen deutlich machen, ebenso das zu erwartende Wetter oder zu querende Flüsse. Die Monate werden nach den zu jagenden Tieren oder den zu sammelnden Früchten bezeichnet. Die Vielsprachigkeit des Kaukasus war schon den Römern bekannt. Ein arabischer Schriftsteller nannte den Kaukasus einst den „Berg der Sprachen“. Als die Russen im 19. Jahrhundert hierher vorstießen, wanderten die Ubychen geschlossen in das Osmanische Reich aus. Ihre Sprache kannte exakte Begriffe für Distanzen, vage dagegen blieb sie bei Gefühlen: Wer einem anderen sagen wollte, dass er ihm gefiel, sprach davon, dass er ihm ins Herz ritze. Deutlicher war da das Wort für Feind, identisch mit „Russe“. Der letzte, der ihre Sprache, das **Ubychische**, sprechen konnte, starb 1992. Als ausgestorben gilt auch das **Osmanische**. Diese Sprache basierte auf dem Anatoltürkischen, dem Oghusischen, mit einem erheblichen Anteil aus dem Persischen und Arabischen. Geschrieben wurde es mit arabischen, ornamental stilisierten Schriftzeichen. So verwundert es nicht, dass es eine Hochsprache der intellektuellen Eliten und für offizielle Staatsdokumente blieb. Damit endet eigentlich der Beitrag über das Osmanische. Wie wäre es mit einer Leseprobe aus dem Briefwechsel zwischen Roxelane und Sultan Süleyman gewesen? Das könnte auch unser Verständnis von der Rolle der Frau im Islam etwas auflockern. Aber im Folgenden wird über die Sprach- und Schriftrevolution Atatürks aus den 1920er- und 1930er-Jahren berichtet, mit der er angeblich ein ganzes Volk zu Analphabeten gemacht habe. Der Anteil derer, die Schreiben und Lesen konnten, lag jedoch auch vorher kaum über 5 %. Natürlich kann man beklagen, dass die hohe Kunst der Kalligrafie ausgestorben ist, die sich als Konsequenz aus dem muslimischen Bilderverbot entwickelt hat. Ebenso das „Selam“, eine im Harem entwickelte

Kommunikation mittels bestimmter Blumen und kleiner Objekte, die einem klar definierten Bedeutungsalphabet folgte, um jemandem den Grad seiner Liebe und Zuneigung deutlich zu machen. Die taubstummen Diener des Serails hatten eine Gebärdensprache entwickelt, die sich auch bestens für diplomatische Missionen einsetzen ließ. Diese „Dilsiz“ genannte Kunst der „Zungenlosen“ beherrschten auch die Sultane und wichtige Höflinge.

Nun folgen wir innerhalb des Linguariums der **Tonspur**. Den Anstoß hierzu gab der deutsche Ägyptologe Lepsius, der 1855 eine Lautschrift entwickelt hatte, die 1888 durch das „Internationale Phonetische Alphabet“ abgelöst wurde. Bei den Pfeif- und Trommelsprachen scheitert jedoch auch dieses System, mit ihnen konnten afrikanische Sklaven „über die Köpfe“ der Sklaventreiber hinweg überlebenswichtige Botschaften verschicken.

Auf der 1869 dem japanischen Staat einverleibten Insel Hokkaido lebten die **Ainu**. Nach jahrhundertelanger Zwangsassimilation dienen Äußerungen ihrer Kultur heute nur noch als Touristenattraktion. Nepal gilt als Schatzkammer für Linguisten, haben sich dort doch mehr als 120 verschiedene Sprachen erhalten. Im **Chintang** verblüfft, dass die Abfolge der einzelnen Wortbestandteile in einem Wort hier nicht verbindlich ist. Man kann es drehen und wenden, wie man will. Neben diesem Silbentausch-Prinzip gibt es auch die Möglichkeit zur Verdoppelung oder Verdreifachung von Silben, um einer Aussage besonderen Nachdruck zu verleihen. In der bei Ritualen gesprochenen Sprache wird die Sprachfrequenz deutlich erhöht. Als einzige geschlechtsspezifische Schriftsprache weltweit gilt heute das **Nushu**, aus der südchinesischen Provinz Hunan. Es wurde ausschließlich von Frauen genutzt – ein Akt weiblicher Selbstbefreiung aus männlich verordnetem Analphabetentum? Als die Orchideeninsel Taiwan noch unter japanischer Herrschaft stand, galt der Lebensraum der indigenen **Tao** als Forschungsreservat. Kein Fremder durfte die Insel betreten. Die Tao konnten ihre überlieferten Traditionen ungestört pflegen. Das änderte sich, als Taiwan Mitte der 1940er-Jahre zu China kam. In Thailand und Laos lebten die **Mlabris**, die „Menschen des Waldes“, die durch Rodungen für Landwirtschaft und Straßenbau aus ihrem Siedlungsgebiet vertrieben wurden. In ihren heutigen Wohnsitzen, festen Siedlungen, lernt die junge Generation der ehemaligen Waldnomaden von ihren Thai-Lehrern eine neue Kultur kennen, mit Handy, Fernseher und Moped. Im Indischen Ozean, vor der Küste von Myanmar, liegt North Sentinel Island, wo die Sentinelesen leben, die sich bis heute jedem Annäherungsversuch von Kolonisatoren, Missionaren oder Forschern widersetzt haben. Ihre Sprache, das **Sentinelesische** gilt denn auch als die unbekannteste Sprache der Welt. Für Plato, Kant und Darwin galt der Geruchssinn als der unbedeutendste der menschlichen Sinne, die **Maniq**, die auf Thailand und Malaysia leben, kennen 15 abstrakte Begriffe, um verschiedene Düfte und Gerüche zu beschreiben, womit jeweils eine Emotion verbunden ist. Zeit ist für diese Nomaden eine unbedeutende Kategorie. Ebenso fremd ist ihnen die Vorstellung von Eigentum. Alles, was über die Zahl vier hinausgeht, nennen sie „viel“. Ein Wort für „Krieg“ kennt ihre Sprache nicht.

Nun schauen wir uns noch zehn Beispiele verlorener Sprachen aus Australien an. Es

war nicht nur Wilhelm von Humboldt, der Gefallen an Hawaiianischen fand, sondern ebenso der als Franzose geborene „deutsche“ Dichter und Naturforscher Adelbert von Chamisso. Er hatte gerade „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ veröffentlicht, als er zur Expedition aufbrach. Er lernte die Sprache der Inselbewohner und konnte sich so respektvoll mit deren König unterhalten. Begriffe wie das „Tabu“, die „Ukulele“, der „Hula-Hoop-Reifen“, der Ruf „Aloha“ und „wiki“ (= schnell) sind uns allen geläufig. Für den Regen gibt es 200 hawaiianische Begriffe, für den Wind gar mehr als 600 verschiedene Wörter. Für jeden Scrabble-Spieler ein Geschenk ist der Name des sehr elegant-farbigen Diamant-Picassodrückerfisches, auf Hawaiianisch „Humuhumunukunukuāpuaʻa“. Als Inselstaat mit mehr als 800 Sprachen gilt Papua-Neuguinea als die Region mit der weltweit größten Sprachenvielfalt. Arapesh muss hierbei als äußerst moderne, gendergerechte Sprache bezeichnet werden. Es kennt nicht nur Femininum, Maskulinum und Neutrum, sondern ein dreizehnklassiges Differenzierungssystem. Im ethnischen Flickenteppich der Insel hat sich „Tok Pisin“ (Pidgin-Sprech) als Verkehrssprache etabliert, hier auch „Wontok“ (*one talk*) genannt. Bleiben wir auf dieser Insel. Das Oksapmin hat sogenannte Körperzahlen. Man beginnt mit dem Daumen einer Hand, auf die Finger folgen Handgelenk, Unterarm, Ellbogen, Oberarm, Schulter Halsseite, Ohr, Auge und die Nase als Scheitelpunkt; nun geht es auf der anderen Körperseite wieder hinunter und so endet man beim kleinen Finger mit der Zahl 27. Dies ist die Grundzahl der Oksapmin. Die Zahl und die Bezeichnung des Körperteils sind identisch. Wer „zwölf“ sagen will, zeigt auf das Ohr. Unterhaltungswert hat auch die Sprache, die auf dem Bismarck-Archipel gesprochen wird, nordöstlich von Papua-Neuguinea. Unserdeutsch erzählt Geschichte: Deutsche Missionare erzogen in einem Internat die Kinder aus Beziehungen zwischen einheimischen Frauen und europäischen Kolonialisten. Schul- und Alltagssprache war Deutsch. Kindliche Sprachaktivität vermischte dieses mit ihrem Pidgin-Englisch, dem Tok Pisin, das sie untereinander verband. So wurde dieses Südsee-Deutsch die einzige deutschbasierte Variante der Kreolsprachen.

Auf unserem letzten Besuch im Linguarium kommen wir zum **Schriftverkehr**. Hier wird Hebräisch als die einzige Sprache genannt, die von der Schriftlichkeit zurück in die Mündlichkeit geführt werden konnte und zugleich von einer Sakralsprache zu einem alltagstauglichen Sprachmedium. Das neuhebräische Ivrit wird in Israel von ca. neun Millionen Menschen gesprochen.

Eine ausgestorbene Sprache ist das **Gaagudju**, an das jedoch der wissenschaftliche Name der australischen Schlangenhalschildkröte „*Chelodina burrungandjii*“ erinnert, in dieser Sprache „Burrungandji“ genannt, weil es einer der letzten Vertreter dieser Sprache war, der die Forscher auf die Unterschiede zu der weiter nördlich beheimateten Schildkrötenart der Almagiyi hinweisen konnte. Als der liebe Gott für seine Menschenkinder die Sprachen erschuf, waren die einfachen Sprachen schnell auf die großen Völker verteilt. Für die kleineren Völker blieben da nur die schwereren Sprachen. Die steht konträr zu der Einschätzung all der Eroberer der kolonialen Hochzeiten, dass die kleinen „primitiven“

Ethnien auch nur über „primitive“ Sprachen verfügten. So eine Legende aus dem Kaukasus. Heute weiß man, dass von vielen Menschen gesprochene Sprachen auch einem Erosionsprozess unterliegen, der sie sukzessive vereinfacht. Dagegen sind es gerade die kleinen, vor äußeren Einflüssen weitgehend geschützten Sprachen, die sich den Luxus komplexer grammatikalischer Strukturen bewahren konnten. Als Beispiel hierfür wird das **Dalabon** angeführt, die Sprache der Aborigines aus dem Norden Australiens. In dieser Sprache können an ein Verb zehn und mehr Vorsilben und fast genauso viele Nachsilben gehängt werden, sodass es in der Übersetzung nur durch einen längeren Satz wiederzugeben ist. Die Verbundenheit mit der Natur machen die „onomatopoetischen“ Namen für Tiere deutlich, die auch deren Stimmen nachahmen. Wenn sie denn überhaupt einen Namen bekommen haben: Von Krokodilen zum Beispiel spricht man lieber nicht, wenn man einen anderen auf sie aufmerksam machen will, tut man dies mit einem Handzeichen. Verschwiegenheit mit Methode; über Negatives spricht man nicht, man könnte die emotionale Balance verlieren. Wer im Einklang mit der äußeren Natur leben will, sollte auch auf die innere achten. Lernen könnten wir Navi-Verwöhnte auch von der im Osten Australiens lebenden Aborigines-Gemeinschaft der **Guugu-Yimithirr**. Deren Sprache belegt, dass sie sich nicht subjektiv von ihrem Körper aus im Raum orientieren, sich also nach links, oder rechts, nach vorne oder hinten von ihrem Gesichtsfeld aus bewegen, sondern nach den Himmelsrichtungen durch den Wald spazieren. Im Südpazifik stoßen wir auf die **Niue**. Sie sind bekannt für die Halsgirlanden aus kleinen Schneckenhäusern, die sie Besuchern überreichen. Weltweit gibt es nur wenige Sprachen, die ein so umfangreiches Vokabular besitzen wie die in Zentralaustralien lebenden **Warlpiri**. Zeichen ihrer überlieferten Sprachtabus sind ihre Gebärdensprache und die sogenannte „Schwiegermuttersprache“, eine Vermeidungssprache, die jungen Männern ansteht, wenn sie auf die Mutter ihrer Angebeteten stoßen. Ausufernd dagegen ist ihre Sprache wiederum, wenn es um Farben geht. Diese werden nicht in abstrakten Begriffen wiedergegeben, sondern in ganzen Bildern beschrieben. Die Gesänge als die eigentliche Stimme der Aborigines Australiens hat eine Sprachforscherin um die Mitte des 20. Jahrhunderts bei den **Wangkangurru** entdeckt. Sie erkannte hier einen Schöpfungsmythos, der ein Beziehungsgeflecht über sämtliche Aborigines-Stämme Australiens ausbreitet.

Am Schluss ist dem Buch noch ein Gedicht über „Sumpfsprachen“ beigegeben. Sodann eine längere Literaturliste.

Nach dieser sehr unterhaltsamen Reise durch fünf Kontinente, auf die uns die promovierte Literaturwissenschaftlerin Rita Mielke mitgenommen hat, seien doch einige Fragen erlaubt. Wie kam die Auswahl der 50 vorgestellten Sprachen zustande? Entspricht die pro Kontinent vorgestellte Zahl dem prozentualen Anteil an den verlorenen Sprachen? Wenn in der Einleitung für Europa heute 200 Sprachen angegeben werden, ist da wohl Russland miteinbezogen. Im weiteren Textteil werden dann jedoch verlorene Sprachen aus „Russland“ vor allem dem asiatischen Kontinent zugerechnet. Richtig? Die Verfasserin folgt in ihrer Darstellung dem gängigen Prinzip der – seit 1913 auch von den Olympischen Ringen

her bekannten – fünf Kontinente. Im Altertum sprach man in Anlehnung an Herodot von drei Kontinenten: Europa, Asien und Libyen (= Afrika). Bei einem „Atlas“ aus dem Dudenverlag dürfte man eventuell doch den Hinweis erwarten, dass in der Geografie und Geologie auch von sieben Kontinenten (Asien, Afrika, Nordamerika, Südamerika, Antarktis, Europa und Australien) die Rede ist oder der pazifische Erdteil nicht Australien, sondern Ozeanien zu nennen ist. Kontinent ist gemäß dem Lateinischen (*terra continens*) ein zusammenhängendes Land, eine geschlossene Landmasse.

Einen geschlossenen Eindruck, ein stimmiges Ganzes hat Rita Mielke ganz gewiss mit diesem Buch vorgelegt. Sie bietet uns eine Bildungsreise an, die zu einem interdisziplinären Austausch geradezu einlädt. Diesen Eindruck sollen auch die zuletzt gestellten Fragen durchaus nicht verwischen. Anhand schöner Beispiele bringt sie uns nahe, wie sehr Sprache uns Heimat bietet, Identität schafft. Das gilt auch bei einem derzeit in unserer Gesellschaft sehr aktuellen Problem, der Integration. Wie viel Heimat bleibt den Ankommenden, wie viel Heimat muss neu geschaffen werden? Am 26. September begehen wir in Europa jährlich den Europäischen Tag der Sprachen. Eine Einladung am Thema dranzubleiben.

Michael Wittig, Wewer

MARTIN KROKER, SVEN SPIONG (Hgg.): Klöster, Kurien und Kaufmannshäuser. 25 Jahre Stadtarchäologie (MittelalterStudien, Bd. 32), Paderborn: Wilhelm Fink 2021, 334 S., 59,00 €.

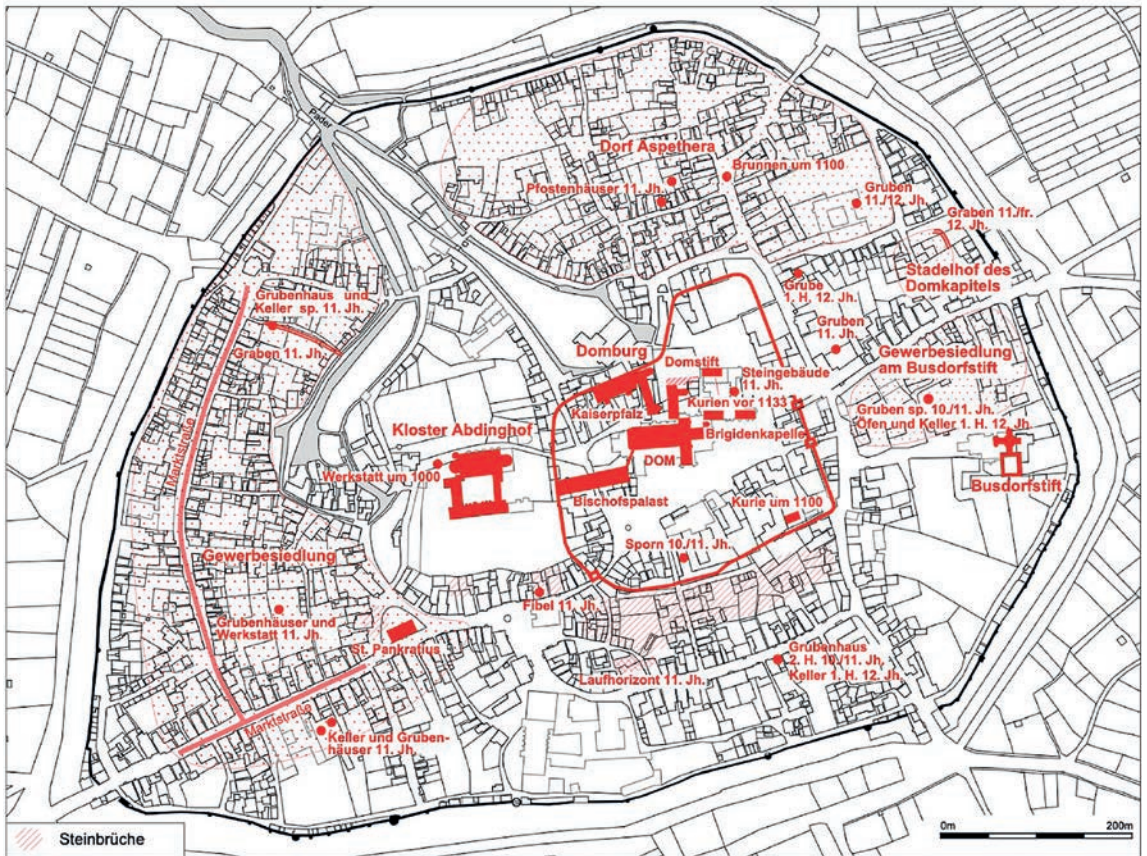
Im Vorwort bekennen sich die Herausgeber zum interdisziplinären Dialog, indem die Archäologie dort der Paderborner Geschichte nachspürt, wo die Schriftquellen schweigen. Dafür muss es der Stadtarchäologie gelingen, im denkmalpflegerischen Alltag auf schnell ablaufenden Baustellen wichtige Spuren im historischen Boden zu dokumentieren. Oft enden dann allerdings ihre Bemühungen auch dort, wo die heutigen Grenzen der neuen Baustelle liegen, da die Parzellierung und Ausnutzung der Grundstücke sich mehrfach geändert hat. In der Einleitung weist Spiong darauf hin, wie viel Neues zur Paderborner Geschichte seit der Herausgabe der Stadtgeschichte Paderborns im Jahr 1999 durch Professoren der Paderborner Universität, vor allem hinsichtlich der Vor- und Frühgeschichte, aber auch der Stadtgenese bis ins 13. Jahrhundert durch die archäologischen Forschungen wir erfahren haben. Der vorliegende Band greift auf Examens-, Magister-, Master- und Doktorarbeiten zurück. Die Forschungen konnten jeweils bei Großbaustellen durchgeführt werden, was ein verständnisvolles Miteinander aller Beteiligten voraussetzte. Der Band will keine Bilanz darstellen, sondern über Teilergebnisse berichten, die in vier Gruppen vorgelegt werden: Domkloster, Busdorfstift, Umfeld des Bischofssitzes vor der Stadtgründung und Forschungen auf städtischen Parzellen.

(1) Anhand von Plänen und Rekonstruktionszeichnungen können wir der Entwicklung von der karolingischen Pfalz mit Salvatorkirche über die Anlage des Domklosters bis zum Ende des 10. Jahrhunderts, also die Domburg in ihren verschiedenen Ausmaßen, bis hin zu Meinwerks radikalem Neubau verfolgen. Sveva Gai gibt einen Überblick über die Ergebnisse der ersten archäologischen Untersuchungen. Auch bezüglich des Domklosters gibt es entscheidende neue Erkenntnisse. Hierzu lenkt Spiong den Blick auch auf einen Saalbau, der im Innenhof des gegenüber dem Generalvikariat liegenden Gerichts ergraben wurde. Weitere solcher Saalbauten in der östlichen Domburg wurden dann als neuer Bautyp identifiziert, die als Domherrenkurien erklärt werden. Für die Entwicklung von der *vita communis* des Domklerus zum Leben der Domherren in ihren Kurien zieht Arnold Otto auch die zeitgenössische Literatur zurate. Nachdem sich bereits der Bischof einen eigenen Palast gebaut hatte, gingen nach der Feudalisierung des Domkapitels auch die Kanoniker zu einem Lebensstil über, wie sie ihn von Haus aus gewohnt waren. Das Domkapitel bleibt nur als Personengruppe bestehen, die bis heute eine geschlossene Rechtsperson darstellt. Von den weitreichenden Aktivitäten der einzelnen Dignitäre zeugt ein Siegel Fund in Schleswig-Holstein, der entweder durch einen bildungsbeflissenen Lehrer über den Kunsthandel dorthin gelangt sein könnte oder durch den einstigen Leiter des Domkapitels selbst, der in offizieller Mission dort tätig geworden ist. Hierzu der Beitrag von Arne Homann, Jochim Weise und Lutz Clewe.

(2) Nördlich des Busdorfstiftes wurden Gruben und Schlacken gefunden, die – so Nicole Kröger-Köb – auf Handwerker schließen lassen, die für das Busdorfstift gearbeitet haben und weiteren Funden nach auch hier gewohnt haben. Ihre Wohnsitze folgten auf frühere bäuerliche Wohnstätten an dieser Stelle. Als dann auch die Busdorfkanoniker die *vita communis* aufgegeben haben, wurden ihrerseits auch die Handwerker verdrängt und die Stiftsherren bauten sich hier ihre Kurien. Die aufgefundene Keramik lässt nach Christoph Kühne keine soziale Differenzierung zu. Hier, wie schon bei den Domherrenkurien, zeigt sich derselbe Befund wie bei den Handwerkshäusern: Sowohl Importware aus dem Rheinland wie auch die Entwicklung zur kunstvolleren und haltbareren Ausgestaltung der Gefäße heimischer Produktion sind identisch. Die Keramikscherben sind es auch, die eine Datierung der Fundstätten meist ermöglichen. Auch in den Abfallgruben fanden sich keine nennenswerten Unterschiede, insbesondere bei den Speiseabfällen: Schweinefleisch, Rind und Wild standen gleichermaßen auf den Tischen. Mit dem Erstarken der Handwerker verschwammen die Grenzen zusehends.

(3) Im Siedlungsabschnitt zwischen der Marienstraße im Norden, der Königsstraße im Westen und der Straße „Im Düstern“ im Osten kann der wirtschaftliche Aufschwung Paderborns nach der Übertragung der Liborius-Reliquien nachvollzogen werden. Pilger bedeuteten vermehrten Konsum. In diesem westlich der Domburg liegenden Areal ließen sich Handwerker und Händler nieder, die davon lebten. Dass es hier auch einen Markt gab, belegt Katrin Siegfried mit einem Hinweis in der *Vita Meinwerki*, in dem es heißt, dass Bischof Meinwerk sein Fasten unterbrach und sich vom Markt etwas zu essen holen ließ. Bei den Gebäuden können Wohnhäuser, Lager- und Arbeitsstätten unterschieden werden. Da keine Brunnen gefunden wurden, wird davon ausgegangen, dass die Paderquellen bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts noch ohne Umwege zu erreichen waren. Nach einer ersten dichteren Besiedlung in der römischen Kaiserzeit lassen sich für dieses Areal stärkere Phasen der Bebauung im 9. Jahrhundert, dann wieder im 10./11. Jahrhundert und mit der bürgerlichen Neugründung der Stadt Mitte des 12. Jahrhunderts durch Funktionsänderungen unterscheiden. Ähnliches stellt Spiong für „Aspethera“ fest, wo für den Beginn des 1. Jahrhunderts vor Christus eine Streusiedlung mit mindestens neun Höfen gefunden wurde, dann ein Siedlungsschwerpunkt um Christi Geburt, eine kleine Siedlung im 3. Jahrhundert, anschließend aber erst wieder neue Spuren auf eine Besiedlung im 11. Jahrhundert deuten. Der Grund für diese Unterbrechung wird darin gesehen, dass diese Stelle wohl wegen einer Überflutung nach Starkregen aufgegeben worden war, wobei auch der fruchtbare Mutterboden über der undurchlässigen Lehmschicht den Hang hinuntergespült worden war. Mitte des 12. Jahrhunderts wurde „Aspethera“ in das Stadtgebiet einbezogen. Die Häuser richteten sich nun an dem durch die Heierstraße zum Detmolder Tor führenden nördlichen Hellweg aus; sie werden Kaufleuten zugewiesen. Im 14. Jahrhundert verdeckte die Straße zunehmend, wurde zur Gasse verengt. Dies dürfte mit der Pest Mitte des 14. Jahrhunderts zusammenhängen, die die Bevölkerungszahl fast halbierte. Wohl zogen Bauern aus dem wüstgefallenen Umland hierher. Leben aber kam in dieses Viertel erst wieder nach dem Neuaufbau im Zusammenhang mit dem Ükernbrand von 1875.

(4) Die ältesten Siedlungsspuren im Süden der Paderborner Marktsiedlung stammen aus der vorrömischen Eisenzeit. Die gute Qualität des Ackerbodens war wohl der entscheidende Standortfaktor für diesen Platz südlich der Westernstraße. Die Verdichtung begann nach Spiong auch hier mit der Errichtung der karolingischen Burg sowie dem Bauboom unter Bischof Meinwerk. Auch hier finden sich Speicher für landwirtschaftliche und handwerkliche Produkte. Öfen deuten auf Bäckerfamilien hin. Das bis zum Giebel erhaltene mittelalterliche Steinwerk der Westernstraße 11 ist das am besten erhaltene mittelalterliche Profangebäude in Paderborn und damit das älteste so erhaltene Bürgerhaus der Stadt. Der Weggang der Bäckerfamilie hängt auch hier mit der Pest von 1350 zusammen. „Der Adel geht, der Kaufmann kommt“, so hat Eva Manz ihren Bericht über die Grabungen im „Schildern“ und im „Kötterhagen“ überschrieben. Einem bischöflichen Ministerialen kann das ergrabene Fundament eines Gebäudes im „Schildern“ zugeordnet werden, wegen seiner Monumentalität und wegen seiner Lage am Zugang zur Domburg. Nach einem Konflikt zwischen dem Bischof und dem Rat der Stadt verließ der Bischof 1229 die Stadt. 1279 ist erstmals ein Rathaus urkundlich erwähnt. Auch das Monumentalgebäude war von der Auseinandersetzung betroffen, es finden sich Umbauten aufgrund von Nutzungsänderungen. Der hochwertige kreuzgewölbte Kellerausbau deutet auf Kaufleute hin, die auch im Untergeschoss ihre Ware präsentieren wollten. Zu den straßenständigen Fachwerkhäusern kommen feuerfeste Steinwerke im hinteren Grundstücksbereich. Nach einem Brand Ende des 13. Jahrhunderts wurde den steinernen Mauern des Hauptgebäudes eine Fachwerkkonstruktion im Stil der Weserrenaissance aufgesetzt. Die Verdichtung der Bebauung zeigt sich auch im „Kötterhagen“, wo ein Brunnen so angelegt war, dass er von den zwei benachbarten Grundstücken genutzt werden konnte. Als Hinterhofareale werden von Nicole Kröger-Köb die beiden Grabungsstätten in der „Jühengasse“ charakterisiert. Es handelt sich um Bauten aus dem 16. Jahrhundert, in beiden Fällen um einen Gewölbekeller. Zur Grabung in der „Grube“ legt Birgit Lißner einen Vorbericht vor, der von einem Steinwerk mit hölzernem Vorderhaus aus dem 12. Jahrhundert berichtet. Es lassen sich anhand von Mauerresten zwei weitere Häuser aus dem 13. Jahrhundert zeigen, sodann eine Bebauung aus dem 14. und 15. Jahrhundert sowie Eingriffe im 17./18. Jahrhundert bis hin zum jüngsten Gebäude, das im Zweiten Weltkrieg zerstört und anschließend wieder aufgebaut wurde. Für den guten Durchblick sorgt eine Sehhilfe, wie sie im „Kötterhagen“ gefunden worden ist. Ob der Träger – ein Er oder eine Sie – belesen war, von Amts wegen lesen können musste, ob er eitel war und deswegen die Brille nicht ständig trug, weswegen sie ihm auf dem Abort aus der Hosentasche fallen konnte, muss Marianne Moser leider offen lassen. Auch die Archäologie darf uns Fragen vorlegen.



Paderborn nach archäologischen Befunden des 11. Jhs. (aus dem Beitrag von Spiong, Vom Dorf zum Stadtteil: Archäologische Forschungen in Aspethera)

Alle Beiträge des Buches geben für ihre Deutungen stets gründlich erarbeitete Argumente anhand von Funden an, dem Vorgehen in einem Indizienprozess ähnlich. Sie haben dabei aber auch den interessierten Nicht-Archäologen im Auge. So ist die Sprache weitgehend frei von allzu spezifischen Fachausdrücken. Jeder Beitrag listet auch grundlegende und weiterführende Literatur zum behandelten Thema auf. Alle (außer Sveva Gai, der aktuellen Stadtarchäologin) Beiträger sind am Ende des Buches in einer Adressliste aufgeführt: Offen für den Dialog. Somit kann das Werk „Klöster, Kurien und Kaufmannshäuser“ neben seinen hilfreichen Plänen und Rekonstruktionszeichnungen auch von den Texten her jedem historisch, jedem an der Paderborner Stadtgeschichte Interessiertem empfohlen werden. Das alte Sprichwort „Scherben bringen Glück“ ist hier auf eine erfreuliche Art und Weise interpretiert worden.

Michael Wittig, Wewer

OLIVER ARNHOLD (Hg.): „Entjudung“ von Theologie und Kirche. Das Eisenacher „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ 1939–1945 (Christentum und Zeitgeschichte, Bd. 6), Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2020, 245 S., 20,00 €.

In dem vorliegenden sechsten Band der Reihe „Christentum und Zeitgeschichte“ legt Oliver Arnhold, Lehrbeauftragter an den Universitäten Paderborn und Bielefeld sowie Kernseminarleiter Gymnasium/Gesamtschule am ZfSL Detmold, in einer kompakten Paperback-Fassung seine Untersuchungen zur Geschichte der „Kirchenbewegung Deutsche Christen“ und des Eisenacher „Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ vor. Diese sind zuvor bereits in zwei Bänden unter dem Titel „Entjudung‘ – Kirche im Abgrund“ erschienen. Dabei handelt es sich um die 2009 am Institut der Evangelischen Theologie der Universität Paderborn angenommene Dissertation des Autors, mit der er dieses für den Protestantismus dunkle Thema für die wissenschaftliche Fachwelt erstmals gründlich aufgearbeitet hat. Der nun in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig erschienene 245-seitige Band richtet sich auch an ein breiteres Publikum, was neben einer Kürzung respektive Präzisierung der untersuchten Themen auch mit einer Form einhergeht, die sehr stark auf eine gute, flüssige Lesbarkeit abzielt. Der wissenschaftliche Gehalt wird dadurch aber nicht geschmälert, und ständige Verweise auf seine Qualifikationsschrift ermöglichen zudem stets eine weitere Vertiefung.

Dabei zeigt Arnhold zu Beginn auf, dass Antisemitismus kein Relikt der Vergangenheit ist, benennt die „Schlussstrich-Debatte“, nach der viele Teile der deutschen Bevölkerung ein Ende der Erinnerungskultur an den Holocaust fordern, und beobachtet, dass „der Antisemitismus derzeit in Form von Verschwörungstheorien im Zuge der Corona-Protestdemonstrationen auch wieder neuen Auftrieb“ erlebe (11).

Der anschließende Hauptteil des Bandes gliedert sich in zwei Abschnitte, wobei Arnhold der Vorgeschichte des Eisenacher „Entjudungsinstituts“ denselben Umfang einräumt wie dem Institut selbst. Denn nur der Blick auf einen damals weitgehend nationalistisch gesinnten Protestantismus in Deutschland, der – einem Untertanengeist folgend, für den Paulus und Luther vermeintlich Pate standen – dem Kaiserreich hinterhertrauerte, die Demokratie der Weimarer Republik entsprechend ablehnte und schließlich auch mehrheitlich den Aufstieg des Nationalsozialismus begünstigte, macht die Hintergründe seiner Entstehung verständlicher, ohne das „Entjudungsinstitut“ damit zu rechtfertigen. Arnhold zeichnet die Geschichte der „Kirchenbewegung Deutsche Christen“ nach, die 1928 in Thüringen ihren Ursprung nahm und ab 1934 auch reichsweit operierte. Dabei wird deutlich, dass sich schon bald als Zielsetzung eine „Volkswerdung“ herausbildete, die durch „den Zusammenschluss aller Deutschen in einer überkonfessionellen deutschen Christugemeinde, der Nationalkirche, religiös vollendet werden“ sollte – parallel zur nationalsozialistischen Parole „Ein Volk! Ein Reich! Ein Führer!“ entstand die Zielvorstellung „Ein Führer! Ein Volk! Ein Gott! Ein Reich! Eine Kirche!“ (23).

Nach den Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 war dieses Ziel erreicht; es entstand die „Nationalkirchliche Bewegung Deutsche Christen“. Mit Blick auf die spätere Entstehung des Eisenacher „Entjudungsinstituts“ führt Arnhold als entscheidenden Protagonisten den Theologen Walter Grundmann (1906–1976) an. Dieser unternahm in seinen Büchern den Versuch, Jesus und die christliche Religion als „vollständig von der ‚jüdischen Religionswelt‘ gelöst“ (60) darzustellen und das Alte Testament gegenüber dem Neuen Testament herabzustufen bzw. völlig im Sinne der antijudaistischen „Substitutionslehre“ zu lesen. „Grundmann liefert also mit theologischen Argumenten, die sich auf eine lange antijudaistisch-christliche Tradition seit der frühen Kirchengeschichte berufen konnten, die christliche Legitimation für den Rassenantisemitismus des ‚Dritten Reiches‘“ (83).

Wegweisend für die weitere Entwicklung war die „Godesberger Erklärung“ (106), die den Streit zwischen Bekennender Kirche und Deutschen Christen und damit eine Neuordnung der Deutschen Evangelischen Kirchen beenden sollte und im März 1939 von Vertretern der kirchenpolitischen „Mitte“ und der Deutschen Christen verabschiedet wurde. Im April 1939 unterzeichneten elf Landeskirchenregierungen – darunter die der Altpreußischen Union, zu der auch die Kirchenprovinzen Rheinland und Westfalen gehörten – in Anknüpfung daran eine Bekanntmachung. Als Kernstück beider Verlautbarungen nennt Arnhold „die vier Grundsätze, die das Verhältnis von Staat und Kirche, die Stellung des Christentums zum Judentum, die Haltung der Deutschen Evangelischen Kirche zur Ökumene sowie die Frage der ‚religiösen Toleranz‘ betreffen“. Um dem totalitären Anspruch des Staates gerecht zu werden, seien der religiöse und politische Bereich völlig voneinander getrennt worden, wie Arnhold betont: „Sie gingen sogar noch weit darüber hinaus, indem sie das Verhältnis von Staat und Kirche einzig und allein vom Nationalsozialismus her definierten. Deshalb ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass sich in beiden Erklärungen nicht eine einzige christliche Aussage oder ein zentraler Glaubensinhalt finden lässt. Die rassistische NS-Weltanschauung wurde von den Verfassern als lebendige Ausformung und Vollendung des Christentums dargestellt“ (110). Erstmals waren die Vorstellungen der (Thüringer) Deutschen Christen damit zur Grundlage von rechtsverbindlichen Leitlinien für elf evangelische Landeskirchen geworden – und damit war auch der Grundstein für das „Entjudungsinstitut“ gelegt, da kirchlicher Antisemitismus dem Autor zufolge über kirchenpolitische Grenzen hinweg konsensfähig war.

Mit der Eröffnung des „Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ am 6. Mai 1939 auf der Wartburg in Eisenach startet sodann der zweite Hauptteil. Auf der Einweihungsfeier, die prominent besetzt und von verschiedenen Ansprachen und Musikbeiträgen umrahmt war, stellte Grundmann in seinem Eröffnungsvortrag einerseits praktische Maßnahmen des Instituts vor, darunter die „ordnende Sichtung von ‚Kultur, Liedgut und Liturgie der christlichen Kirche‘, damit ‚aus Liturgie und Liedgut die Zionismen verschwinden‘“, und die „Aufklärung der deutschen Öffentlichkeit gegen die These ‚Christentum sei Fortsetzung und Vollendung des Judentums‘“ (121). Zugleich nannte er aber auch die Bereiche der wissenschaftlichen Arbeit, die das Institut leisten sollte, etwa eine neue Verhältnisbestimmung Jesu zum Judentum. Eine Satzung konnte allerdings erst acht Monate nach der Eröffnungsfeier verabschiedet werden, und auch die Finanzierung war trotz anderslautender Zusagen zunächst nicht gesichert. Doch schnell setzte eine

Konsolidierung ein, da das Institut führende Wissenschaftler für die Mitarbeit gewinnen konnte und die Veröffentlichungen weithin wissenschaftliche Anerkennung erfuhren, was auch das Vertrauen der Landeskirchen stärkte. Ab Ende 1939 verzichtete die Institutsleitung auf das Wort „Beseitigung“ im Namen, nachdem vielfach – auch aus den Landeskirchen – die Kritik geäußert worden war, dass der Begriff etwas voraussetze, das ja eigentlich erst noch erforscht und bewiesen werden müsse.

Anhand von Zitaten aus Verbandsmitteilungen des Instituts zeigt Arnhold auf, dass „die Mitarbeiter des ‚Entjudungsinstituts‘ von der Plünderung jüdischen Besitzes in Deutschland und in den im Zweiten Weltkrieg besetzten Gebieten profitieren wollten, um ihren Forschungsdrang im Hinblick auf eine ‚Entjudung‘ von Theologie und Kirche zu befriedigen“ (163). Ab 1941 lag ein Schwerpunkt der Institutsarbeit auf der „vermeintlich historisch gewachsenen germanisch-deutschen Frömmigkeit“, woraus unter anderem der Forschungsauftrag „Das völkische Jesusbild“ (164) folgte. Wiederholt wurde der Kampf des Staates gegen die Juden auch mit Verweisen auf Martin Luther theologisch scheinlegitimiert.

Die von Grundmann angekündigten „praktischen Maßnahmen“ veranschaulicht Arnhold, indem er anhand konkreter Beispiele aufzeigt, wie Neues Testament, Gesangbuch und Katechismus für eine „artgerechte“ Religionsausübung ‚entjudet‘ wurden. So entstand ein komplett neu strukturiertes „Volkstestament“ unter dem Titel „Die Botschaft Gottes“ (180f.), das auch inhaltlich stark dem völkischen Gedanken angepasst wurde. Dies zeigt sich z. B. in den Änderungen der Weihnachtsgeschichte, in der der Stammbaum Jesu, die Ankündigung und Geburt Johannes des Täufers, die Kindesmordgeschichte und die Flucht nach Ägypten gestrichen wurden. Zu den weiteren Veröffentlichungen gehörten Schriften, die das „völkische Jesusbild“ verfestigen und – sowohl für theologische Laien als auch für das Fachpublikum – die „vermeintliche Gegensätzlichkeit Jesu zum Judentum“ (188f.) besonders betonen sollten, indem eine galiläische Herkunft Jesu ins Feld geführt wurde. Größere Auswirkungen für die kirchliche Praxis hatte vor allem die Revision des Gesangbuches: In der ‚entjudeten‘ Fassung „Großer Gott wir loben dich“ (190) waren zahlreiche Lieder vollständig entfernt, andere stark überarbeitet worden. Aus Paul Gerhards „Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin, ich will dir in Psalmen ermuntern meinen Sinn“ wird „bis zur Unkenntlichkeit entstellt“ (191): „Wir brechen grüne Zweige und zünden Lichter an, viel Freud wir uns zu eigen und fängt zu blühen an.“ Mit dem Katechismus „Deutsche mit Gott – Ein deutsches Glaubensbuch“ waren zudem Liturgie und Frömmigkeit „im Sinne der Ideologie der Deutschen Christen“ (195) verändert worden.

Am 21. Juli 1945 kam es zur Auflösung des Instituts (208), doch vielen Professoren und akademischen Mitarbeitern schadete ihre dortige Vergangenheit nicht; sie wurden „von der evangelischen Kirche oder den Universitäten wieder akzeptiert“ (216). Das gilt auch für Walter Grundmann, der in der Nachkriegszeit jedoch nicht nur wissenschaftlich anerkannte theologische Publikationen hervorbrachte, sondern auch voller Überzeugung für das Ministerium für Staatssicherheit tätig war. Ein Schuldbekennnis Grundmanns blieb aus.

So zeigt Arnhold, wie im kirchlichen „Entjudungsinstitut“ „ohne jeglichen Zwang von Seiten des NS-Staates mit unbeirrbarer Zielstrebigkeit auf der Basis des Konsenses führender Vertreter in Theologie‘ und Kirche der Versuch unternommen wurde, die Kirche und Theo-

logie zu ‚entjuden‘ (219f.). Die lange Tradition des christlichen Antijudaismus von Theologie und Kirche bildete für die Arbeit des Instituts ein wichtiges Fundament. Welche Folgen dieses Wirken, das mit dem Kern der christlichen Botschaft wenig zu tun hatte, aber dennoch theologisch scheinlegitimiert werden konnte, bis hinein in die kirchliche Praxis hatte, wird hier eindrücklich deutlich. Es bleibt erschreckend, wie erfolgreich in weiten Teilen die Symbiose von Christentum und Nationalsozialismus vom ‚Entjudungsinstitut‘ vorangetrieben werden konnte. Indem Arnhold es sich zur Aufgabe macht, dieses dunkle Kapitel deutscher (Kirchen-) Geschichte, nämlich ‚den durch das Christentum geleisteten Anteil zur Ermöglichung der nationalsozialistischen, auf die Vernichtung der Juden zielenden Verbrechen klar zu benennen‘ (223), leistet er einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung und zur Festigung des jüdisch-christlichen Dialogs, dem eine breite Resonanz zu wünschen ist – auch bei theologischen Laien. Bei einer zweiten Auflage sollte der ärgerliche Schreibfehler auf dem Buchrücken („Theologie“) allerdings korrigiert werden.

Stephanie Lerke / Jan Christian Pirsch

NORBERT REIMANN: Die Freiherren von und zu Brenken. 800 Jahre Familiengeschichte im Paderborner Land, hg. von Georg Freiherr von und zu Brenken, Paderborn: Bonifatius 2019, 263 S. mit zahlreichen Abbildungen und 10 Stammtafeln, 36,90 €.

AXEL CHRISTOPH KRONENBERG: Die Ritter von Steinberg zwischen Bischof und Herzog. Geschichte eines Niedersächsischen Adelsgeschlechts (Veröffentlichungen des Hildesheimer Heimat- und Geschichtsvereins e. V., Sonderband), Hildesheim: Gerstenberg, 2. Auflage 2020, 224 S. mit zahlreichen Abbildungen und 10 Stammtafeln, 22,95 €.

Geschichtswissenschaft bedarf der Akteure, die durch ihre Handlungsweisen erst Geschichte schreiben. Die Kenntnis ihrer sozialen Verflechtungen und familiären Bindungen kann helfen, die Hintergründe ihrer politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Verhaltensweisen und Beweggründe aufzudecken und zu reflektieren. Sie vermag damit auch historische Prozesse besser sichtbar und Strukturen und Handlungsräume deutlicher werden zu lassen.

Seit dem 16. Jahrhundert kommen monographische Familiengeschichtsdarstellungen über den niederen Adel in unterschiedlicher Häufigkeit immer wieder zum Druck, wobei das Interesse an deren Publikation auch ein Spiegelbild der zeitgenössischen Lebensumstände ist, welche über die Jahrhunderte durch die Herrschaftsverhältnisse des Adels bestimmt worden waren, und ein Indiz für eine konservative Reaktion auf eine sich in der Wahrnehmung aus aristokratischer Perspektive zu stark wandelnde Gesellschaft zu sein scheint. Denn vor allem der durch den Niederadel erhobene Anspruch auf regionale und lokale Herrschaftsrechte blieb gerade im 16. Jahrhundert nicht unbestritten. Mit der Territorialisierung ihrer Herrschaftsgebiete versuchten die Landesherren auch auf lokaler Ebene größeren Einfluss zu gewinnen. Der Verstaatlichungsprozess griff vor Ort erheblich in die Verwaltungsstrukturen ein, sodass der Niederadel seine Herrschaftsfunktionen auf regionaler und lokaler Ebene nicht aufrechterhalten konnte. Mit der Ablösung ihrer Pfandherrschaften gingen vielen Familien sogar die oft über Generationen in ihrem Besitz stehenden Stammsitze verloren. Lediglich ihre allodialen und lehnrührigen Grund- und Gutswirtschaften blieben dem niederen Landadel erhalten, um sich nun in Konkurrenz mit dem gebildeten Bürgertum auch weiterhin innerhalb ihres Standes behaupten und neu orientieren zu können.

Zur Verteidigung und Legitimation ihrer adeligen Standesprivilegien gehörte auch eine selbstbewusste Außendarstellung, welche die moralisch-ethische Vorbildfunktion des Standes repräsentieren sollte. Diese gründete sich letztlich auf den Verdiensten der Familien, die diese seit Jahrhunderten für die Gesellschaft geleistet hatten. Die Familiengeschichtsschreibung mit einer möglichst ununterbrochenen, weit zurückreichenden Ahnenreihe sollte sie faktenbasierend nachweisen und wirkte gleichzeitig identitätsstiftend. Da sie häufig von den örtlichen Pfarrern oder Gelehrten verfasst wurde, sollte auch niemand an

ihrer Glaubwürdigkeit zweifeln können. Obwohl deren Geschichtsschreibung sich zwar auch auf die urkundliche Familienüberlieferung stützte, schmückten sie sie jedoch nicht nur aus, sondern ergänzten auch oft fehlende Aufzeichnungen mit reger Fantasie, wenn quellengestützte Aussagen nicht möglich waren, um das Ansehen der Familien zu erhöhen.

Im 19. Jahrhundert kam es zu einer weiteren Häufung familiengeschichtlicher Werke über den Niederadel. Auch hier spielte das Standesbewusstsein eine entscheidende Rolle. Um den Titel eines Freiherrn offiziell führen zu können, bedurfte es im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahrhunderten nunmehr eines eindeutigen Nachweises. Entsprechend genau wurde die Abstammung belegt und dokumentiert.

Auch wenn keine aktuellen Anlässe solcher Art mehr in der gegenwärtigen Zeit bestehen, so erschienen doch in den letzten beiden Jahren zwei sehr ähnlich aufgebaute Arbeiten über Familien des ehemaligen Paderborner und Hildesheimer Stiftsadels in kurzer Folge. Beide stellen prosopographisch sämtliche bekannten Familienmitglieder vom Hochmittelalter bis in die heutige Zeit mit kurzen biografischen Angaben vor, wobei allerdings den weiblichen leider kaum Beachtung geschenkt wurde.

Norbert Reimann nutzte für seine quellengestützte Darstellung der Familiengeschichte der Freiherren von und zu Brenken im Auftrag der Familie, die die Kenntnis ihrer Vergangenheit als richtungsweisend für ihre Zukunft beurteilt, deren umfangreiches Archiv. Die ursprünglich ministeriale Familie konnte ihre Besitzungen um das Dorf Brenken bereits im 14. Jahrhundert zu einer relativ geschlossenen Herrschaft mit eigener Gerichtsbarkeit ausbauen. Auf regionaler Ebene konnte sie dadurch innerhalb des Paderborner Stiftsadels ihren politischen Einfluss über die Jahrhunderte wahren. Auch nachgeborenen Söhnen gelang es im Fürstbistum Paderborn als Domherren Machtpositionen zu erringen. Der Autor vermag es in seiner Überblicksdarstellung, diese Verflechtungen vor den sich wandelnden zeitlichen Verhältnissen zu rekonstruieren, wobei er sich auf diejenigen Familienzweige konzentrierte, die im Besitz der Familiengüter waren. Daher zeichnet er auch die Besitzgeschichte des Geschlechts detailliert nach, wobei er die Bemühungen der Familie um den möglichst geschlossenen Erhalt ihrer Besitzungen hervorhebt. Die einzelnen Familienzweige und Familienangehörigen hatten sich mit ihren Erbansprüchen, wie es im Niederadel allgemein zunächst gewohnheitsrechtlich, dann im Übergang zur Neuzeit auch vertraglich geregelt üblich war, dem Geschlecht unterzuordnen. Hierdurch sollte auch die ökonomische und finanzielle Absicherung der Familienmitglieder langfristig erhalten bleiben. Eine Voraussetzung für diesen Erhalt bildete mit Beginn der Neuzeit eine entsprechende Ausbildung, die der Autor an Fallbeispielen beleuchtet und damit auch einen Blick in das frühneuzeitliche Alltagsleben der Familie gewährt.

Sehr deutlich tritt das unter diesen Voraussetzungen entwickelte, auf konservativen Standpunkten beruhende Standesbewusstsein der Familie hervor, welches sich auch durch ihre visuellen Repräsentationen – durch Porträts im privaten, aber vor allem durch Epitaphien im öffentlichen Raum – vergegenwärtigte. Diese Erinnerungskultur vermitteln die der Arbeit beigefügten Abbildungen eindrucksvoll, wodurch es dem Autor gelingt, das Selbstverständnis einer adeligen Familie, deren Prestigedenken und den daraus entspringenden Anspruch an politischer und kultureller Teilhabe beispielhaft aufzuzeigen; darüber

hinaus gelingt es Norbert Reimann, nicht nur eine reine „profunde Dokumentation“ der Familie – wie sie sich der Herausgeber Georg Freiherr von und zu Brenken wünschte – zu verfassen. Vor ihrer Drucklegung hätte eine orthografische und grammatikalische Durchsicht der Arbeit jedoch nicht geschadet.

Auch die im Hildesheimer Raum ehemals begüterte Familie von Steinberg repräsentierte sich wie die Familie von Brenken in gleicher Weise entsprechend dem adeligen Standesdenken. Durch die zahlreich abgebildeten Zeugnisse in der durch die Familie von Cramm als Nachkommen geförderten Familiengeschichte von Axel Christoph Kronenberg wird deren herrschaftlicher Einfluss, den sie in den vergangenen Jahrhunderten ausübte, sehr deutlich. Der Autor führt in seiner Arbeit die meisten Familienmitglieder – getrennt nach den verschiedenen Familienzweigen – mit Ereignissen aus deren Leben auf. Im Anschluss beschreibt er die Herrnsitze und Güter und weist kurz allgemein auf deren Herrschaftsrechte hin.

Im Gegensatz zur Familiengeschichte über die Familie von Brenken bleibt die faktenreiche Darstellung dokumentierend und lässt eine kritische Reflexion der benutzten Quellen leider vermissen. Kronenberg stützt sich weniger auf die archivalische Überlieferung, er folgt vielmehr den bereits vorhandenen Werken über die Familie, die der Hardegser Pfarrer Johann Letzner 1586 und der Hildesheimer Arzt Conrad Berthold Behrens 1697/1703 herausgaben. Ebenso nutzt er Arbeiten des 19. Jahrhunderts und verweist speziell auf den „besonderen Wert“ der Stammbäume von Letzner und Behrens, durch die erst die genealogischen Verbindungen zwischen den Familienmitgliedern ersichtlich würden, weil sie noch Quellen heranziehen konnten, die heute nicht mehr existieren. Eine kritische Überprüfung auf der Basis der urkundlichen Überlieferung scheint der Autor allerdings nicht vorgenommen zu haben; jedenfalls ist dies aus den Angaben im Anmerkungsapparat nicht ersichtlich. So gelingt es dem Autor, sogar über Ereignisse und verwandtschaftliche Beziehungen aus der Frühzeit der Familie Steinberg vor ihrer ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1182 zu berichten, für die also keine primären Quellenüberlieferungen vorliegen.

Da die Darstellungen von Letzner und Behrens vor allem für das Hoch- und Spätmittelalter meist fiktiv bleiben¹ und eben allgemein vom Autor unkritisch übernommen wurden, bleiben seine Ausführungen leider weitgehend aussagelos und eher ausschmückend, auch wenn er sie vereinzelt durch andere Quellen ergänzt. Anmerkungen nutzt der Autor lediglich sporadisch, dann meist nur für Bemerkungen, aber nur gelegentlich für Quellen- und Literaturnachweise. So zitiert er eine von ihm aus einer Publikation übernommene Inschrift einer Grabplatte des Ritters Burchard von Steinberg (gest. 1379) indirekt, wobei sich seine Zitation jedoch allein auf die Beschreibung der Grabplatte bezieht. Den Inschriftentext selbst mit zugehöriger Übersetzung gibt er übergenu mit den Fußnotenzeichen seiner Vorlage (allerdings nicht mehr hochgestellt) wieder (98).²

1 Vgl. HELLFAIER, Detlev: Studien zur Geschichte der Herren von Oberg bis zum Jahre 1400 (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 13), Hildesheim 1979, S. 5.

2 DI 58, Stadt Hildesheim, Nr. 103 (Christine Wulf), in: www.inschriften.net, urn:nbn:de:0238-di058g010k0010303.

Befremdlich wirken – nicht nur aus feministischer Perspektive – auch einige Charakterisierungen des Autors, wie beispielsweise die über Konrad von Steinberg, der im 14. Jahrhundert gelebt haben soll. Konrad soll nach „Berichten“ einerseits ein „feiner Herr“, aber auch „ein streitlustiger draufgängerischer Ritter“ gewesen sein, der „in zweiter Ehe mit Fräulein Gödecke“ verheiratet gewesen sei (99). Um welche Berichte es sich handelt, bleibt hierbei ungewiss. Auch bei der Kennzeichnung der Familienmitglieder nach Linien und Zählung (Aschwin I., II. etc. zu ...) wirft der Autor sie selbst hin und wieder durcheinander, die Zählung im Text weicht außerdem teilweise von der auf den Stammtafeln ab: Henning IV. zu Bornhausen-Bodenburg wird im gleichen Absatz zu (seinem gleichnamigen Sohn) Henning V. (59). Ein weiterer Sohn dieses Henning IV. mit seiner ersten Ehefrau Gisela von Oberg war der Hildesheimer Domherr Jobst von Steinberg. Kronenberg merkt hier sogar einmal kritisch gegenüber Behrens an, dass der Domherr nach einem erhaltenen Wappenstein seiner Kurie aus der zweiten Ehe seines Vaters stamme (59 und unscharfe Abbildung des Steins auf S. 60). Doch der Wappenstein trägt eindeutig das Wappen Oberg³, was die Angabe von Behrens in diesem Fall bestätigt, der Jobst der ersten Ehe zuordnete.⁴ Auf der beigefügten Tafel 3.2 weist ihn Kronenberg dann selbst auch der ersten Ehe zu. Mögen die Ausführungen über die jüngeren Generationen für das 18. und 19. Jahrhundert aufgrund der allgemein besseren Überlieferung zutreffender sein, so unterblieben auch hier meist die Bezüge auf die Quellen.

Während sich Letzner und Behrens nach ihrem Verständnis um eine korrekte Darstellung ihrer Familiengeschichten bemühten, Behrens gegenüber den Angaben von Letzner schon sehr kritisch eingestellt war,⁵ kann sich der Leser bei der Arbeit von Kronenberg nur wundern, weshalb trotz seiner doch wohl umfangreichen Recherchen und Vorarbeiten kein Wert auf deren Aussagekraft und die Belegbarkeit seiner Angaben gelegt wurde. Von einem zeitgemäßen Geschichtsverständnis ist der Autor weit entfernt, seine Erzählung schwankt zwischen einer modernen und frühneuzeitlichen Perspektive. Realität und Fiktion sind innerhalb seiner zudem noch widersprüchlichen Familiengeschichte kaum zu unterscheiden. Einen Sinn und Zweck, den selbst die früheren Publikationen auch jenseits einer reinen genealogischen Abhandlung besaßen, zu erkennen, erscheint daher schwierig. Anspruch und Zielsetzung des Autors, das „Leben und Wirken“ möglichst aller Mitglieder des Geschlechts Steinberg „vor ihrem geschichtlichen Hintergrund“ zu beschreiben, bleiben ebenfalls unerfüllt; rätselhaft bleibt die Herausgabe dieser nunmehr bereits in zweiter, überarbeiteter Auflage erschienenen Publikation. Einzig die zahlreichen Abbildungen vermitteln einen repräsentativen Eindruck von der Bedeutung der Familie für den Hildesheimer Raum.

3 DI 58, Stadt Hildesheim, Nr. 323(†) (Christine Wulf), in: www.inschriften.net, urn:nbn:de:0238-di058g010k0032305 (mit scharfer Abbildung des Wappensteins).

4 BEHRENS, Conrad Berthold: Historische Beschreibung des Hoch-Wohlgebohrnen Hauses der Herren von Steinberg [...], Hannover und Wolfenbüttel 1697, Textteil, S. 44.

5 BEHRENS, Historische Beschreibung (wie Anm. 4), Vorwort.

Die beiden Arbeiten von Norbert Reimann und Axel Christoph Kronenberg über die Familien von Brenken und von Steinberg stehen somit ganz in der Tradition familiengeschichtlicher Darstellungen in ihren über die Jahrhunderte entwickelten Formen und Strukturen mit beigefügten umfangreichen Stammtafeln, die sich vor allem den namenführenden Linien widmeten, wenn auch deren Niveau unterschiedlicher nicht sein könnte.

Joachim Rüffer, Soest

CHRISTIAN GRATALOUP: Die Erfindung der Kontinente. Eine Geschichte der Darstellung der Welt, Übersetzung aus dem Französischen von Andrea Debou, Darmstadt: wbg Theiss 2021, 256 S., 140 Farbabb., dabei im Anhang ein „Atlas“ genannter Teil, der einen anderen als den gewohnten Blick auf die Welt bietet, eine Bibliografie mit Erläuterungen, das Abbildungsverzeichnis, Register und der Bildnachweis, 80,00 €.

Grataloup, der bisweilen auch als „der größte Historiker unter den Geologen“ bezeichnet wird, unternimmt es, uns die Geschichte unserer Sicht auf die Welt in einem fesselnden Durchgang von der Antike bis heute zu erzählen, wobei die Abbildungen wie bei einem Puzzle in seine bildreiche Sprache greifen. In neun Schritten nimmt Grataloup uns mit auf diese Weltreise.

Geopolitik vor dem Hintergrund geografischer Einteilungen: Als Erstes werden wir dafür sensibilisiert, dass die akademisch anmutende geografische Frage durchaus zum geopolitischen Problem werden kann, wenn zum Beispiel das Bewusstsein fehlt, dass die Aufgliederung der Welt auf geschichtlichen Entwicklungen basiert. So hat das mit dem zeitweisen Ende des Kalten Krieges verbundene Verschwinden des Eisernen Vorhangs die Wandelbarkeit gewohnter Einteilungen gezeigt. Ebenso wird das Sprechen von einer „Dritten Welt“ mit dem Aufstieg von „Schwellenländern“ fragwürdig. Aber auch die Bezeichnung eines wirtschaftlichen und politischen Konstrukts (EU) mit dem Erdteilnamen Europa verursacht Schwierigkeiten. Wer gehört dazu, wer, aus welchen Gründen auch immer, wird ausgeschlossen? Wer spielt in der Europameisterschaft mit uns Fußball, wer darf beim Eurovision Song Contest mehr Punkte sammeln als wir, die wir uns doch in der Mitte dieses Kontinents glauben? Weiter gefasst: Wer ist in der Nato, wer in der APEC? Die Einteilung der Welt in kontinentale und maritime Weltregionen ist durch kulturelle Festlegungen im Lauf der Geschichte geprägt. Doch glaubte man lange, mit der Geografie eine nicht-politikgebundene, „natürliche“ Diskussionsbasis zu finden.

Auch Kontinente und Ozeane haben eine Geschichte: Zum Grundgerüst jeglicher geografischer Betrachtung gehören die Himmelsrichtungen. Deren Einteilung in Ost, West, Nord, Süd geht auf die Wikinger zurück. Im Mittelmeerraum spricht man eher vom Mezzogiorno, von der Levante, Anatolien, oder von Orient und Okzident; die Himmelsrichtungen sind ganz offensichtlich mit dem Sonnenlauf verbunden. Wobei uns Philologen sagen können, dass auch im Wort „Ost“ die indogermanische Wurzel „os“ steckt, was auf den Sonnenaufgang verweist, und „West“ auf Vesper zurückgeht, womit der Sonnenuntergang gemeint ist. Ebenso gehört die Aufteilung der Welt zum überlieferten Kulturgepäck. Sei es die Alte oder die Neue Welt, ergänzt durch die Dritte, die Einteilung in Ost und West, bzw. heute spricht man mehr vom Nord-Süd-Konflikt. Man versucht mit einer Beschreibung anhand von geografischen Gegebenheiten der Diskussion einen mehr wertfreien Charakter zu geben. Doch mit dem im 20. Jahrhundert aufgekommenen Modell der

tektonischen Platten gibt man die Eigenständigkeit Europas auf. Wir werden zum Endstück der eurasischen Platte. Kurz zuvor hatte der Berliner Meteorologe Alfred Wegener die Theorie von der Kontinentalverschiebung aufgestellt, das heißt einem ursprünglich zusammenhängenden Kontinent (wörtlich: zusammenhängendes Land), von dem womöglich alles Leben, ob weiß, gelb, rot oder schwarz, ausging. Dabei verläuft doch der bis dato gängigen Einteilung nach die Grenze zwischen Asien und Ozeanien gemäß der Staatsgrenze zwischen Indonesien und Papua-Neuguinea mitten durch die Insel Neuguinea; die beiden Inselhälften gehören also unterschiedlichen Kontinenten an. Europa und Asien trennen wir am Bosphorus, mitten durch türkisches Staatsgebiet. Die Grenze zwischen Amerika und Asien ziehen wir mit der Beringsee; damit ordnen wir die zu Russland gehörenden Kommandeursinseln im Westen der Aleuten Asien zu (und ebenso auch noch den Ostteil Sibiriens, der aber ebenfalls auf der nordamerikanischen Platte liegt). Problematisch ist auch die östliche Abgrenzung Europas am Ural – so de Gaulle, der mit bleibender Wirkung ein „Europa vom Atlantik bis zum Ural“ beschwor. Auf unseren Euro-Banknoten sehen wir die Kanarischen Inseln, die Azoren und Madeira, die die Organisation für Afrikanische Einheit für „afrikanische Gebiete unter ausländischer Besatzung“ hält, da sie ja auch zur afrikanischen Platte gehören. Kontinentalgrenzen sind reine Konvention, sind ein politisches Konstrukt. Zudem: Die Franzosen zählen fünf Kontinente, Briten und US-Amerikaner sieben (Nord- und Südamerika je als eigenständigen Kontinent, zudem die Antarktis). Das neuseeländische Geologische Institut spricht sogar von acht Kontinenten, da man die unter Neuseeland liegende Landmasse als eigenen, zudem sehr alten Kontinent ansieht. Bezüglich unserer Zählung der Ozeane ist auch Bewegung in die wissenschaftliche Diskussion gekommen: Neben dem Atlantik, dem Pazifik und dem Indischen Ozean spricht man schon länger auch von dem Arktischen Ozean; da überrascht es nicht sehr, dass die internationale National Geographic Society mit Sitz in Washington heute auch das Südpolarmeer gesondert zählen möchte. Damit verbunden ist die Hoffnung, dass damit mehr Aufmerksamkeit auf dessen einzigartiges Ökosystem gerichtet wird. Es gibt keine wertfreie Wissenschaft.

Das Weltbild der Kirchenväter: Auf der Suche nach den Anfängen der Einteilung der Welt in Kontinente greift der Franzose Gratuloup auf die Kirchenväter – die französische Patristik hat sich über den Rahmen der Theologie hinaus große Achtung erworben – zurück, als die Erben des antiken griechischen Wissens, die eine Art Synthese vom vorchristlichen Kulturerbe des Altertums überliefert haben. Als eine der wichtigsten Referenzquellen führt er Isidor von Sevilla (7. Jahrhundert) an, dessen Enzyklopädie *De mundo et partibus* in allen bedeutenden mittelalterlichen Bibliotheken lag. Neben den Texten waren auch die Schaubilder prägend, mehr Schaubilder zur Unterstützung der Einprägsamkeit als Landkarten. Zu den bleibenden Illustrationen gehören die sogenannten TO-Karten, die Einteilung der Welt in drei Teile: Asien oberhalb des Querstrichs vom Buchstaben T, darunter Europa und Afrika durch den vertikalen Strich getrennt, das Ganze umgeben von einem blauen O, dem alles umgebenden Wasser. Diese Dreiteilung bezieht sich auf die Geschichte von Noahs Trunkenheit (Genesis 9, 19–21), nach der Noah seinem Ältesten,

Sem, Asien zuteilt, Japhet Europa, und der Jüngste, Ham, nach Afrika geschickt wird. Er, der die Trunkenheit des Vaters den anderen kundgetan hat, und das Folgende steht nun nicht so in der Bibel, wird verflucht und soll fortan der Diener der anderen sein. Dies diente dann zur Rechtfertigung für den Sklavenhandel; im 19. Jahrhundert taucht dann auch das Motiv auf, dass Hams Haut im Moment des Fluches seines Vaters dunkel wird. Die Brüder dienten im Mittelalter auch zur Rechtfertigung des Dreiklassenmodells: Sem wird das *sacerdotium*, das Priestertum übertragen, Japhet das *regnum*, die Herrschaft, und Ham steht für das dienende Volk. Auch die Symbolik der Heiligen Drei Könige kann hier anknüpfen. Im Mosaik von Theoderichs Kirche in Ravenna sind sie noch alle hellhäutig, dann wird der dritte, der für Afrika steht, dunkel und bekommt den Namen Balthasar. Neben den Jüngsten treten nun Kaspar als Ältester für Asien und Melchior, im reifen Mannesalter, für Europa. Die Trennlinien der Striche auf der TO-Karte treffen sich in Jerusalem, dem Knotenpunkt der Erde, dem Ort der Passion Christi. Frühere Darstellungen der Welt waren vom Standpunkt des Betrachters aus organisiert, der für sie das Zentrum der Welt bedeutete – eine Sicht, auf die man zurückkam. Von Landkarten sprechen wir dort, wo die Darstellung beispielsweise helfen sollte, nach dem Rückgang der Nilflut die Parzelleneinteilung wiederherzustellen. Wer eine Landkarte zur Hand nimmt, muss sich erst einmal orientieren: Wir drehen die Karte so, dass oben Norden ist. Das ist paradox, denn „orientieren“ heißt wörtlich „nach Norden ausrichten“, was den TO-Karten ja auch entsprach. Mit der Zunahme maritimer Handelsbeziehungen stieg auch der empirische Charakter der Karten. Der Nürnberger Tuchhändler Martin Behaim nahm an einer Expedition der Portugiesen entlang der afrikanischen Küste teil und verbrachte einige Zeit auf den Azoren. Zurückgekehrt nach Deutschland, wurde unter seiner Anleitung als Prototyp der „Erdapfel“ gefertigt, der als der älteste erhaltene Globus gilt. Für die Griechen war nicht das heute Griechenland genannte Endstück des Balkans ihre Welt, sondern die Ägäis von Kreta bis Thrakien, von Euböa bis Ionien, bis hin zur Peripherie, dem Schwarzen Meer – und darüber hinaus: Betrachten wir nur die griechisch geprägten Reiche nach dem Eroberungszug von Alexander dem Großen. In der Ilias tauchen die Namen Asien und Europa auf. Gemeint waren damit aber mehr Richtungen als Erdteile. Die Phönizier wären erstaunt gewesen, wenn man sie als Asiaten bezeichnet hätte, ebenso die Athener, wenn man sie Europäer genannt hätte. (Wenn ich während meines Studiums in Griechenland zwischendurch mal nach Wien zurückgefahren bin, hat man mich stets gefragt, warum ich schon wieder nach Europa fahre.) Von Afrika sprachen die Griechen dann, wenn sie Äthiopien meinten. Sonst sprachen sie von *Lybia* – ebenso die Römer; Africa war für sie die Provinz, die wir heute mit Tunesien gleichsetzen würden. Die Römer sahen im Mittelmeer das *mare nostrum* – und sehen das heute noch so, so hieß ja denn auch die Marineoperation der Italiener zur Rettung afrikanischer Flüchtlinge, zum Aufgreifen der Schleuser in den Jahren 2013/14.

Bis an alle Enden der Welt: Die oben erwähnte Interpretation der Noah-Geschichte wurde am häufigsten im Quattrocento in der Toskana aufgegriffen. Die Florentiner gehörten zu den aktivsten Akteuren der europäischen Expansion. Ein Mann aus einer mit

dem Medici befreundeten Familie gehörte zu den Protagonisten: Amerigo Vespucci. Damit sind wir im Zeitalter der Entdeckungen – wir kommen zu den vier Erdteilen: Eine neue Welt wird entdeckt. Kolumbus segelt im Auftrag der spanischen Könige nach Westen. Der spanische Kolonialminister organisierte weitere Fahrten, um die Hypothese von einer neuen Welt zu überprüfen. Dabei war auch jener Amerigo, der den neuen Erdteil so lebendig beschrieb, dass der schwäbische Kartograf Martin Waldseemüller den neuen Kontinent erstmals nach ihm benannte. Da man sich nicht vorstellen konnte, wie Menschen dorthin gekommen sein könnten, wurden die Ureinwohner als eine Art Menschenaffen angesehen, die domestiziert werden mussten – dass es Kinder von spanischen Kolonisatoren und Indiofrauen gab, übersah man geflissentlich. Wegen ihrer hohen Sterblichkeitsrate nach der Begegnung mit bakteriellen und viralen Erregern aus der Alten Welt kam man auf die Idee, schwarzafrikanische Menschen, die als widerstandsfähiger galten, nach Amerika zu bringen. Aber zuvor waren schon die ersten Indianer getauft. Die geistige Revolution der Renaissance und der Humanismus hatten zu einer Abkehr von der wörtlichen Bibelinterpretation geführt. Hatte man nun zunächst noch angenommen, dass der homo sapiens sich an mehreren Orten der Erde ausgebildet haben müsse, kam man mit dem Nachweis der Eiszeiten zur Vorstellung von einer „Wiege der Menschheit“; sie wurde in Afrika lokalisiert. Es blieb aber das Bestreben der Europäer, diese Welt unter Kontrolle zu bringen, das hieß sie zu unterteilen. Man machte einen Längsschnitt vom Nord- zum Südpol, willkürlich, in der Mitte des Pazifik, wo im 19. Jahrhundert die Datumsgrenze festgelegt wurde. Europa, Heimat der Entdecker, rückte „naturegegeben“ in das Zentrum der Welt. 1884 legte man den Nullmeridian auf dem Längengrad von Greenwich fest. Jerusalem, der christlichen Welt ja auch längst verloren gegangen, war vergessen. Christentum, das hieß römisch, das hieß Europa. Die europäische Kartografie setzte sich auch im Osmanischen Reich, in Persien und Indien durch. Aber auch die innere Gliederung wurde verfeinert. Ländergrenzen wurden hervorgehoben, Orte einsortiert. Gegen England verhängte Napoleon gar eine „Kontinental Sperre“. Synchron mit der Abgrenzung kam die Idee des Nationalstaates auf. Russland brach nach Osten auf, womit eine neue Region in die europäische Geschichte eingegliedert wurde. Der Däne Bering kartografierte im Auftrag des Zaren die nach ihm benannte Beringstraße. 1867 kauften die USA dem Russischen Reich Alaska für sieben Millionen Dollar ab. Die Kontinentalgrenze zwischen Amerika und Asien folgt dieser politischen Grenze. Die Abgrenzung Europas gegenüber Asien war auch lange im Fluss: Der Don galt als Grenze. Das orthodoxe Russland galt als eigene Welt. Unter Peter dem Großen aber wollte Russland eine europäische Großmacht sein. Katharina half dem französischen Gelehrten Denis Diderot aus finanzieller Not, wofür der sich in seiner großen Enzyklopädie damit bedankte, dass er die Grenze Europas an den Ural verlegte. Russland errang Siege gegen das Osmanische Reich und wurde dort Schutzmacht der orthodoxen Christen – wie Frankreich für die lateinischen Christen. In den napoleonischen Kriegen gelang letztlich der Nachweis der Wichtigkeit Russlands für Europa.

Die Kunst, die Welt zu beherrschen: Aus den Namen der vier Erdteile folgte ihre Darstellung in bildlicher Form als vier Damen. Deren Inszenierung geschieht jedoch nicht

gleichwertig: Europa bleibt die herrschende, die „jungen“ Kontinente die lernenden und dienenden. Auch werden sie gerne als weniger zivilisiert dargestellt, meist als weniger bekleidet – wie sich Vorstellungen doch ändern können. Die Erforscher der Äquatorialgebiete Südamerikas glaubten in den spärlich bekleideten Frauen, die ihnen begegneten, Nachfahren der kriegerischen Amazonen aus der griechischen Mythologie zu begegnen, wonach die Region dann als Amazonasgebiet benannt wurde. Weltbekannt ist Tiepolos Deckenfresko aus dem Treppenhaus (Vorsicht beim Hinabsteigen) der Würzburger Residenz. Ein schönes Beispiel der weit verbreiteten Darstellung der Kontinente finden wir auch im Allgäu, in der Wallfahrtskirche von Steinhausen (dort kann man sich hinsetzen), bei Bad Schussenried. Wer auf dem Weg aus dem Süden vom Bodensee über die A 96 zur A 7 fährt, kann den fast permanenten Stau bei Memmingen umgehen und von Leutkirch über die Bundesstraße 465 Richtung Biberach fahren. So kommt er zur „schönsten Dorfkirche der Welt“. Wobei man als Gegenargument für diese Interpretation auch die aus dem gleichen Zeitraum stammende Darstellung der Drei Grazien von Canova in der Petersburger Eremitage anführen könnte, immerhin Töchter des Zeus. War es vielleicht doch auch die Freude an der Darstellung von schönen Körpern, wie sie sich ebenso in dem Fantasiebild von Ingres „Türkisches Bad“ finden, wobei ein hilfloser französischer Psychiater meinte, den dort abgebildeten Frauen eine Unterfunktion der Schilddrüse attestieren zu müssen, da er sich offensichtlich von den üppigen Körperformen überfordert sah. In der Kunstgeschichte jedenfalls wird das Bild als Beispiel „europäischer Orientsehnsucht“ eingeordnet.

Antipoden, Atlantis: Ozeanien: Um einen „Gegensatz“ geht es auch im nächsten Kapitel, den antipodischen Kontinent. Ende des 3. Jahrhunderts vor Christus hatte Eratosthenes den Erdumfang erstaunlich genau berechnet. Dabei half ihm das Wissen um die Wendekreise, Sommer- und Wintersonnenwende. Deren Lokalisierung war dank eines Brunnens im Niltal bei Assuan möglich geworden, in den die Sonnenstrahlen am Tag der Sommersonnenwende bis auf den Boden fielen. Die Breitenmessung lief kongruent mit der Vorstellung von Zonen, in denen es unterschiedlich warm war, je näher zum Äquator, umso heißer. Ein Vordringen zur Südhalbkugel stellte man sich wegen der Hitze unmöglich vor. Man vermutete auf der Südhalbkugel eine große Landmasse, die Antipoden, die als Gegengewicht das Ganze stabil hielten. Erst 1471 passierten portugiesische Entdecker erstmals den Äquator und stellten bei der Weiterfahrt zum Kap der Guten Hoffnung fest, dass Afrika in beiden Hemisphären lag. Noch der Niederländer Tasman hielt Neuseeland für die Nordspitze der Antipoden. Er umsegelte Australien und passierte dabei das später nach ihm benannte Tasmanien. Die Vorstellung von den Antipoden als Gegengewicht aber erschütterte erst 1687 Newton mit seinem Gesetz der universellen Schwerkraft, womit das Gegengewicht nun in die Erdmitte verlegt wurde. Auch nach Platons Atlantis wurde gesucht; von dem griechischen Staatsphilosophen aber war dieser historische Roman als eine Lektion in Gemeinsinn gedacht. Als der Norweger Amundsen 1911 den Wettlauf zum Südpol gegen den Engländer Scott gewonnen hatte, schloss man das Kapitel der Entdeckungen.

Die Meere und Ozeane: Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich die Dreiteilung Atlantik, Pazifik, Indischer Ozean endgültig durch, eher bei den Seevericherungspolice als in den Reiseprospekten, die uns immer noch in die Südsee locken wollen. Okeanos ist in der griechischen Mythologie der älteste der Titanen – warum also nicht bei dem einen zusammenhängenden Meer der TO-Karten bleiben? Die Erfahrungen der Kapitäne machten bei den von ihnen befahrenen Gewässern Unterschiede bei Wellengang, Winden und Strömung. Die Passatwinde zum Beispiel machten es einfacher von Ost nach West zu segeln als umgekehrt; Magellan nahm diese Route auf niedrigen Breitengraden bei seiner Weltumsegelung. Bei höherer Gefahr reagierten auch die Versicherungen; die Prämien waren streckenabhängig. Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Europa lernten wir aus dem Schulatlas wie aus dem Katechismus, dass es letztlich nur eine richtige Antwort gibt. Die Entscheidung für die drei Ozeane hat sich durchgesetzt. Grundsätzlich zeigte sich, dass der Austausch, der Warentransport über das Wasser oft leichter war als über Land. Da man sich dabei anfangs meist an der Küste entlangangelte, benannte man diese Küstengewässer nach dem angrenzenden Land: Die 200-Seemeilen-Zone war kreierte. Schon in der Ilias und der Odyssee finden wir dies belegt. Auch hier wieder eine kulturgeschichtliche Einteilung mit politischen Folgen bis heute.

Wir und die anderen: Meeren und Kontinenten ordnen wir je spezifische Tiere, Pflanzen, Landschaften und auch „Rassen“ zu. Seit dem 18. Jahrhundert sehen wir die europäischen Nationen damit beschäftigt, sich eine spezifische Identität zu schaffen. Linguisten, Volkskundler, Historiker, Musiker, ja auch Köchinnen sind daran beteiligt. Zuvor hatten sich soziale Zugehörigkeiten in personenbezogenen Abhängigkeiten gestaltet: Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation, Habsburger Imperium, Osmanisches Reich. Bemühungen über diesen nationalen Rahmen hinaus kamen in Europa zum Beispiel erst wieder in Gang, als man Mitte des 20. Jahrhunderts gewahr wurde, dass die eigene geopolitische Überlegenheit nicht mehr gegeben war. In der Geschichtsschreibung spricht man heute von „connected histories“; wir sind heute sensibler für die Folgen unseres Tuns für andere. Die Folgen der aktuellen Pandemie führen uns die gegenseitige Abhängigkeit vor Augen. Der arabische Kartograf al-Idrissi hat diesen weiteren Blick schon im 12. Jahrhundert auf einer Karte festgehalten, die er im Auftrag des Normannenkönigs Roger II. von Sizilien erstellte – wobei der eigene Standort „natürlich“ zentral war. Alle herrschenden Gesellschaften haben sich selbst in den Mittelpunkt gestellt. China, das „Reich der Mitte“, hat dies wörtlich getan. Dass es „asiatisch“ war, erfuhr es erst im 16. Jahrhundert durch einen Jesuitenmissionar. Wir sehen heute, dass Begriffe wie „Naher“, „Mittlerer“ oder „Ferner Osten“ ins Schwimmen geraten. Das dortige Geschehen ist uns sehr nahe. In Russland erlebt die Idee von „Eurasien“ eine Renaissance. Das Reich Dschingis Khans wird zur Inspirationsquelle. Mancher Türke träumt von einer Union der turksprachigen Völker und, mit Bezug auf das Osmanische Reich, einer neuen Führungsrolle in der islamischen Welt. Und wohin driftet Ungarn?

Eine neue Weltkarte: Noch haben sich Kontinente und Ozeane nicht in Phantome verwandelt. Noch gilt der Satz, dass erst das Versterben des Vererbenden den Erbenden zum Erben macht. Aber eine neue Weltvorstellung wird heute mehr und flexiblere Kriterien berücksichtigen müssen. Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistiken spielen eine Rolle, Handels- und Zahlungsbilanzen, Wirtschaftsströme, die Darstellung von Wirtschaftsproduktion und Erwerbstätigkeit, also auch die Berücksichtigung des Drei-Sektoren-Modells mit primärem, sekundärem und tertiärem Sektor. Hier spricht Grataloup dann von „weichen Kontinenten“. Wir leben zunehmend in einer Welt mit Mehrfachzugehörigkeiten. Es bleibt spannend. Und für die dafür notwendige Offenheit, das Loslassen von gewohnten Sichtweisen und Sicherheiten kann uns dieses großartige Werk „Die Erfindung der Kontinente“ bereit machen. Man wird es jedenfalls mehr als einmal zur Hand nehmen, um alles zu begreifen.

Michael Wittig, Wewer

Autoren

RICHARD ERB, Studium der Biologie und Chemie an der Universität Kiel, bis 2009 in leitender Funktion bei der Nixdorf Computer AG und Folgeunternehmen tätig, u. a. in Singapur, Japan und China. Teile seiner Sammlung asiatischer Kunstwerke wurden in Paderborn ausgestellt, zuletzt anlässlich der Chinesischen Kulturtag 2019, sowie im Forum der Völker in Werl. Seit 2015 unterstützt Richard Erb als externer China-Experte die Arbeit des Paderborner Konfuzius-Instituts.

WEI HAOYU, PH.D im Fach Kunstgeschichte von der Akademie für Kunst und Design der Tsinghua Universität in China, Post-Doktorand am Institut für Moderne Geschichte an der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften und Mitglied der Chinesischen Künstlervereinigung. Er ist Autor der Monografie „Artist Qi Baishi and Modern History of Sichuan Province“ sowie zahlreicher Zeitschriftenartikel zur chinesischen Kunstgeschichte. Paderborn besuchte er 2018.

DR. MARIA HARNACK, Studium der Kunstgeschichte und Geschichte in Berlin, Maastricht und Münster. Anschließend Tätigkeit am Kunsthistorischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Ihr Promotionsvorhaben, das vom kulturellen Austausch zwischen den Niederlanden und Italien im 16. Jahrhundert handelt, führte sie mit Förderung der Gerda-Henkel-Stiftung durch. Seit 2015 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe an der Universität Paderborn.

DR. FRED KASPAR, Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Vor- und Frühgeschichte in Münster. Ab 1982 Bauhistoriker am LWL-Amt für Denkmalpflege Münster, Oberkonservator a. D.; zahlreiche Publikationen zur Bau- und Kunstgeschichte Westfalens.

STEPHANIE LERKE, Lehramtsstudium für Gymnasium/Gesamtschule mit den Fächern Evangelische Religion und Kunst, Lehrbeauftragte in der historischen Theologie am Institut für Evangelische Theologie an der Universität Paderborn und wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Religionspädagogik am Institut für Evangelische Theologie an der Technischen Universität Dortmund. Sie promoviert zur christlichen Erinnerungskultur nach Auschwitz am Beispiel des Wewelsburger Mahnmalzyklus von Josef Glahé an der Universität Paderborn.

JAN CHRISTIAN PINSCH M. A., geb. 1988 in Herford, Studium der Medienwissenschaften und Theologien im Dialog, wissenschaftlicher Mitarbeiter für Kirchengeschichte am Institut für Evangelische Theologie der Universität Paderborn.

DR. THEOL. HABIL. MICHAEL WITTIG, Jahrgang 1949, von 2012 bis 2019 Lehrbeauftragter am Historischen Institut der Universität Paderborn, Schwerpunkte Südosteuropa, Byzantinisches Reich, Osmanisches Reich; Erster Vorsitzender des Vereins für Geschichte an der UPB.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/ Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität
Paderborn e.V.**
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:

vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

ANSPRECHPARTNER AN DER UNIVERSITÄT:

Apl.-Prof. Dr. Michael Ströhmer
(N4.116; Tel. 60-2473)

Prof. Dr. Frank Göttmann
(W1.209; Tel. 60-2437)

Prof. Dr. Eva-Maria Seng
(W1.111; Tel. 60-5488)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

Verlag für Regionalgeschichte

Windelsbleicher Straße 13
33335 Gütersloh
Postfach 120423
33653 Bielefeld

Telefon 05209 / 6714
Telefax 05209 / 6519
regionalgeschichte@t-online.de
www.regionalgeschichte.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802-1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832-1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945-1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.-20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper eine Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Bd. 17: MICHAEL STRÖHMER, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn – Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650-1800), Münster 2013, 376 S., 38 Abb. u. Tab.

Bd. 18: FRIEDRICH BOCK, Paderborner Tagebuch 1939-1945, Bielefeld 2019, 310 S. Abb. u. Tab.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn-Brackwede (Bielefeld) 1845-1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939-1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798-1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612-1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bd. 16: CAROLIN MISCHER, Das Junkerhaus in Lemgo und der Künstler Karl Junker. Künstlerisches Manifest oder Außenseiterkunst, Köln 2011, 104 S., Abb.

Bd. 17: WIEBKE NEUSER, Die Feuerbestattung in Preußen und in Hagen. Der Krematoriumsbau von Peter Behrens (1904-1908), Gütersloh 2016, 104 S., 20 Abb.

Bd. 18: JOHANNES STÜER, Der Röhrentruher Rezess von 1617. Religion und Politik in Lippe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, Bielefeld 2017, 141 S., 9 Abb.

Bd. 19: JONAS LEINEWEBER/ PETER KARL BECKER / DAGMAR TROSKA / PHILIPP RUSTEMEIER, Das Schützenwesen in Westfalen als Immaterielles Kulturerbe. Tradition im Wandel: Entwicklungen, Kontinuitäten und Zukunftsperspektiven, Bielefeld 2020, 128 S., 45 Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578-1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990-1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

ANDREAS GAIDT/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1995-2010 (Bibliographien zur Westfälischen Regionalgeschichte), Paderborn 2015.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIE-TERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871-1918-1945, Köln 2004, 159 S., Abb.